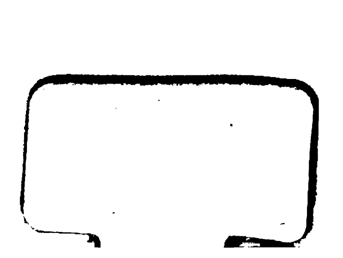
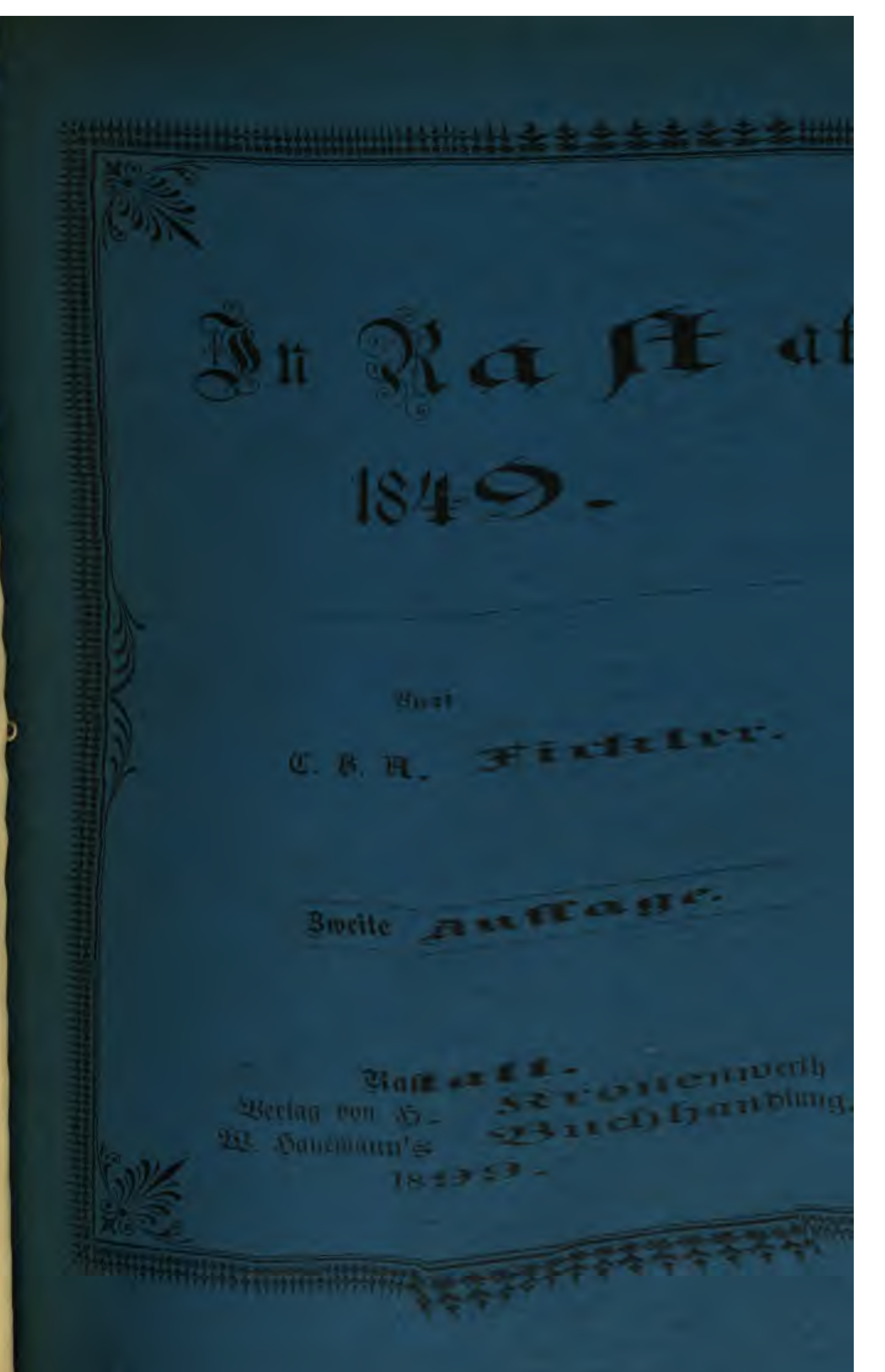

3 3433




In Rastatt
1849.
C. B. A. Fickler.
Zweite Auflage.
Rastatt.
Verlag von H.
W. Hanemann's
Kronenwerth
Buchhandlung.



In Rastatt

1849.

Von

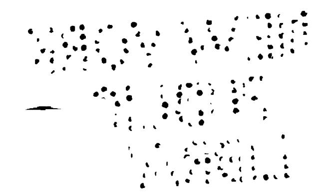
C. B. A. Fickler.

Zweite Auflage.

Rastatt.
Verlag von H. Kronenwerth
W. Hanemann's Buchhandlung.
1899.

1. Rastatt - siege, 1849

Druck von C. Vetter, St. Georgen.



Vorwort zur 1. Auflage.

Erst drei Jahre, nachdem die Begebenheiten vorüber gerauscht sind, welche ich als Augenzeuge aufgezeichnet habe, nachdem durch den heutigen Beschluß Seiner Königlichen Hoheit, des Regenten, auch die letze der offenen Wunden verharscht ist, die in jenen Tagen dem näheren Vaterlande geschlagen wurden, habe ich die dürftigen Andeutungen meines damaligen Tagebuches in einige Form gebracht und zu veröffentlichen mich entschlossen.

Wenn sich bei diesem Verfahren auch manche Einzelheit verwischte, die damals in frischeren Zügen sich eingeprägt hatte, so dürfte dagegen der ruhige Ueberblick der Begebenheiten manche Lücke ausfüllen, welche aus Einseitigkeit der Anschauung jede Darstellung gegenwärtiger Ereignisse haben muß.

Zudem sind mir inzwischen auch manche aufklärende Aktenstücke zur Benützung geworden, die damals unzugänglich, oder noch nicht gefertigt waren. Als ruhiger Beobachter habe ich Niemanden zu Liebe, Niemanden zu Leide geschrieben.

Ich habe es auch für unnöthig erachtet, mein Urtheil über die Dinge zu geben, deren Zeuge ich gewesen war; — dieses mag jeder Leser aus den gegebenen Thatsachen sich selbst bilden.

Wenn ich selbst in den wüsten Vorfällen jener Tage einzelne Scenen fand, bei denen meine Schilderung mit malerischem Interesse verweilte; wenn ich mit Leuten verkehrte, deren Gesinnung und Thaten ich mißbilligen mußte, so möge man Dies mir zu Gute halten. Ich hatte im Jahre 1848 in meinem früheren Wohnorte unter Lebensgefahr meinen Posten behauptet, bis durch württembergische Bajonette Erlösung kam, obwohl vielleicht mancher Wohlgesinnte mich über alle Berge wünschte, weil ein Angriff auf

mich auch ihm die Angelegenheit einer Katzenmusik oder zerbrochener Fensterscheiben machen konnte.

Im Jahre 1849 hielt ich es für folgerichtig und pflichtgemäß, erst dann mich zu entfernen, als es durch meine Vorgesetzten mir erlaubt ward, und ihrer Aufforderung, die mich auf meinen Posten zurückrief, augenblicklich Folge zu leisten.

Es wäre demnach unbillig, mir zu verargen, daß ich da, wo meine nächste Pflicht mich festhielt, es mir so bequem machte, als es die Umstände erlaubten.

Mannheim, 1. September 1852.

Der Verfasser.

Vorwort zur 2. Auflage.

Fünfzig Jahre sind über die unglücklichen Ereignisse hingegangen, welche sich in der ehemaligen Reichsfestung Rastatt abspielten und als der letzte Akt einer Bewegung erscheinen, die das damals in politischer Hinsicht tief darniederliegende Deutschland zur Erhebung und Einigung führen sollten. Die Verhältnisse haben sich seitdem wesentlich geändert; erfüllt ist, was diejenigen hofften, welche vor fünfzig Jahren den Völkerfrühling angebrochen glaubten — allerdings wurde es auf ganz andere Weise erreicht, als man zu jener Zeit meinte. Aber die Erinnerung an diese bewegten Tage schwindet nicht aus dem Gedächtnisse; sie hat auch in letzter Zeit eine erhöhte Nachfrage nach dem längst vergriffenen Buche, welches diese Vorgänge so anschaulich schildert, veranlaßt und die Verlagsbuchhandlung bewogen, eine neue Auflage zu veranstalten. Die von Herrn Professor Breunig verfaßte Einleitung macht durchaus keinen Anspruch auf Originalität; sie will lediglich die Lektüre des Buches insofern erleichtern, als sie die Schilderung der Begebenheiten vorausschickt, welche zum Verständnisse derselben nothwendig sind,

Einleitung.

Zwar hatte im Großherzogtum Baden die segensreiche Regierung Großherzogs Leopold seit 1830 besonders unter dem Ministerium Winter vielerlei Verbesserungen und Errungenschaften in den verschiedenen Gebieten des bürgerlichen Lebens gebracht, aber der Einfluß des Bundestages und der deutschen Großmächte, vor allem Oesterreichs, hatte unter dem Ministerium v. Blittersdorf eine Reaktion geschaffen, welche in den vierziger Jahren in der Kammer heftige Kämpfe der immer mehr erstarkenden Opposition um zeitgemäße Umgestaltung des Bundestages und der inneren Einrichtungen des Großherzogthums, um Abschaffung des Polizeiregiments und der lästigen Censur u. a. veranlaßte. Ueberall wirkte die Presse erfolgreich für die Verbreitung der Wünsche der liberalen Parteien unter dem Volke, und die zum Theil recht leidenschaftliche Haltung derselben verursachte lebhafte Erregung und Unzufriedenheit. Dieses und die Nähe Frankreichs und der Schweiz bewirkten, daß die Ereignisse in Frankreich im Februar 1848 und der Sturz des Julikönigthums in Baden eine tiefer greifende Bewegung verursachten als in den entlegeneren deutschen Staaten, und daß die eifrige Thätigkeit einer zwar kleinen, aber rührigen revolutionären Partei überall rasch die Massen für sich gewann.

Wohl wurde in der von Itzstein geleiteten Volksver-

sammlung bei Mannheim am 27. Februar die nationale Frage in den Vordergrund gestellt, wurden vom liberalen Ministerium Bekk die wichtigsten Forderungen (Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, Nationalvertretung) nach Möglichkeit gewährt, aber schon im März fanden Gewaltthätigkeiten der erregten Bevölkerung statt, zunächst im Odenwald und Taubergebiet, ausgeführt von Schaaren von Bauern, welche aus Haß gegen die standes- und grundherrlichen Rechte die Rentämter stürmten, die Urkunden und Akten über die Berechtigungen entführten und verbrannten. Abgesandte badische Truppen stellten hier in kurzer Zeit die Ordnung wieder her. Einen gefährlicheren Charakter hatte die Bewegung im Seekreis. Hier wirkte seit Jahren Kaufmann Joseph Fickler in den „Seeblättern" gegen die bestehende Ordnung und forderte jetzt, nachdem er schon auf einer Versammlung in Offenburg am 18. März die Proklamierung der Republik gewollt hatte, in denselben und auf Versammlungen zu offener Gewalt und zur Verjagung der Fürsten auf. So bedrohlich wurden die Verhältnisse, daß Anfangs April die Bundesversammlung in Frankfurt auf Veranlassung der Großh. bad. Regierung württembergische und bayerische Truppen an die Grenze schickte, welche in badisches Gebiet einrücken und einer revolutionären Erhebung vorbeugen sollten. Dadurch wurde aber die Erregung nur noch erhöht. Zwar war durch die in Karlsruhe am 8. April von K. Mathy veranlaßte Verhaftung Ficklers der einflußreichste Agitator des Seekreises beseitigt, aber jetzt glaubte der Mannheimer Advokat Friedrich Hecker, mit dem Münchener Litteraten Gustav v. Struve Führer der radikalen demokratischen Richtung, keine Zeit mehr verlieren zu dürfen; er hatte schon in dem zu Frankfurt am 31. März zusammengetretenen Vorparlament mit Struve die Einführung einer deutschen Föderativrepublik beantragt, war aber mit seinen

Wünschen unterlegen; nunmehr reiste er nach dem Seekreis, um von diesem äußersten Winkel des Reiches aus eine Schilderhebung zu bewerkstelligen. Er forderte in Versammlungen zur Erhebung für eine deutsche Republik auf und machte sich zum Leiter einer provisorischen Regierung. Am 16. April sollte die Sammlung der Bewaffneten in Donaueschingen stattfinden, die Freischärler mußten sich aber vor den einrückenden württembergischen Truppen unter General von Miller nach Bonndorf und Lenzkirch zurückziehen; über St. Blasien rückte dann Hecker, ohne die Vereinigung mit Franz Sigel, einem ehemaligen bad. Leutnant, der von Konstanz her über Thiengen eine Schar von 2600 Mann herbeiführte, abzuwarten, ins Wiesenthal und nach Kandern, wo er am 20. April (Gründonnerstag) in Stärke von 1000 Mann den gegen ihn heranziehenden badischen und hessischen Truppen (hessische Infanterie, badische Artillerie und Dragoner) unter Führung des Generals Friedr. von Gagern begegnete. Auf der Scheidegg fand ein Zusammenstoß statt, bei dem v. Gagern fiel, die Freischärler aber zersprengt wurden. Ebenso wurde am 21. April bei Steinen im Wiesenthal ein weiteres Corps auseinandergejagt, während Sigel mit geringen Scharen nach Freiburg vordrang, aber hier, wie die zu einer Volksversammlung erschienenen etwa 4000 Bewaffneten, am 22. und 23. April von General Hoffmann überwältigt wurde, womit die Hecker'sche Schilderhebung ihr Ende fand. In die an der Erhebung betheiligten Gebiete wurden Exekutionstruppen gelegt. Die Führer, Hecker voran, hatten sofort nach den Niederlagen das Ausland über die nächstliegende Grenze aufgesucht, nur Struve war bei Säckingen festgenommen worden, doch hatte man ihn aus Furcht vor einem Ueberfall auf diese Stadt von der benachbarten Schweiz aus wieder freigelassen. Die von Herwegh aus Paris herbeigeführte, ca. 500 Mann starke

Arbeiterlegion war von Hüningen aus am 23./24. April auf badisches Gebiet gekommen, beim Versuch sich zu retten aber auf dem Weg in die Schweiz von den württembergischen Truppen in die Flucht gejagt worden, (b. Niederdossenbach), wobei viele gefangen wurden.

Am 18. Mai wurde die „deutsche konstituierende Nationalversammlung", das sog. deutsche Parlament eröffnet und erwählte nach langen Verhandlungen als provisorische Executivgewalt in der Person des Erzherzogs Johann von Oesterreich einen unverantwortlichen Reichsverweser mit einem dem Parlament verantwortlichen Ministerium. Die endlosen Redeschlachten über die Reichsverfassung und Grundrechte verursachten vielfach Mißstimmung, nicht nur unter den Republikanern, welche nur etwa ein Drittel der Mitglieder des Parlaments ausmachten, sondern auch überall unter dem deutschen Volke, das in dem „Völkerfrühling" rasche Erfüllung seiner langgehegten Hoffnungen und Wünsche nach einer kräftigen, nach außen geachteten freiheitlichen Einheitsgewalt des Reiches erwartet hatte. Als aber die Erhebung Schleswig-Holsteins gegen die dänische Herrschaft bei der Unlust Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, der vom deutschen Bund mit der Hilfeleistung der bedrängten Herzogthümer beauftragt war, entscheidend zu ihrer Befreiung vorzugehen, schmählich gescheitert war und schließlich auch der vom Frankfurter Parlament genehmigte Malmöer Waffenstillstand (15. Juli) die Herzogthümer der dänischen Willkürherrschaft auslieferte, da wurde die Enttäuschung und Entrüstung allerorts gewaltig, und die radikale Partei hoffte, nach Sprengung des Frankfurter Parlaments die Republik herstellen zu können. Die Erhebung in Frankfurt (16.—19. September) wurde durch Mainzer Truppen rasch niedergekämpft. Aber Struve, der sich in Rheinfelden aufhielt und in Basel den „Deutschen Zuschauer" herausgab, erschien am 21. September in

Lörrach mit dem Litteraten Karl Blind und proklamierte vom Rathhaus aus die deutsche Republik. Von der sich ihm anschließenden Bürgerwehr, bald auch von einzelnen Zuzügen aus der Umgegend — nirgends jedoch fand der Zug besonders freundliche Aufnahme — unterstützt, verhaftete er die großh. Beamten, bemächtigte sich überall der öffentlichen Kassen und zog in der Richtung nach Freiburg. Bei Staufen kamen ihm badische Truppen unter dem General Hoffmann entgegen und trieben die Freischärler nach einstündigem Kampf in die Flucht. Struve und seine Frau, Karl Blind u. a. wurden bei Schopfheim gefangen genommen und nach langer Haft in Bruchsal und den Kasematten Rastatts am 20. März 1849 vor das Geschworenengericht in Freiburg gestellt, aber, da die Geschworenen, irregeleitet durch die Belehrung der revolutionären Blätter und gewonnen durch die demagogische Vertheidigungsrede Brentanos die Hauptschuldfrage verneinten, nur wegen Versuchs zum Hochverrat zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Erst am 2. Mai 1849 wurde über den schon länger als ein Jahr verhafteten Fickler das Gericht gehalten und derselbe mit anderen freigesprochen. Der schleppende Gerichtsgang wirkte sehr schlimm auf die Stimmung des Volkes ein und schädigte das Ansehen der Regierung schwer.

Im Frankfurter Parlament war schließlich nach Festsetzung und Publizierung der Grundrechte (12. Dezember 1848) bei dem starken Gegensatze zwischen der großdeutschen Partei, welche einem Ausschluß Oesterreichs entgegen war, und denjenigen, die eine festere Einigung wollten, nur mit großer Mühe eine Reichsverfassung zu Stande gekommen und am 28. März 1849 Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Kaiser gewählt worden; aber dieser nahm bei der mangelnden Zustimmung der Fürsten die Wahl nicht an. Die österreichischen Abgeordneten wurden im April abgerufen; die

Aufforderung der Nationalversammlung an die Regierungen zur Durchführung der Reichsverfassung fand nur bei den kleineren Staaten Gehör. Am 30. Mai verlegte das Parlament, welches nach dem Austritt der Mittelparteien nur noch aus Anhängern der republikanischen Linken bestand, seinen Sitz nach Stuttgart, wo das Rumpfparlament unter Dr. Löwe-Calbe's Vorsitz eine Reichsregentschaft (Karl Vogt, Raveaux u. a.) einsetzte. Diese erließ einen Aufruf an das deutsche Volk zum Kampf gegen den Absolutismus, entsandte Reichskommissäre nach der Pfalz und nach Baden u. a.; aber am 18. Juni sprach die württembergische Kammer der Versammlung jede Rechtsbeständigkeit ab, und Minister Römer ließ das Sitzungslokal des Rumpfparlaments durch Soldaten besetzen und zwang die erschienenen Abgeordneten zum Auseinandergehen. In Freiburg löſten sich nach dem Scheitern des badischen Aufstandes die letzten Reste dieser Reichsregierung auf.

Als sich überall die Ueberzeugung Bahn brach, daß das vom Frankfurter Parlament übernommene Werk der Umgestaltung Deutschlands gescheitert sei, erhob die republikanische Partei von neuem ihre Thätigkeit zur Gründnng einer deutschen Republik. Ueberall sollten demokratische Vereine, in Baden Volksvereine genannt, ins Leben treten und die Vorbereitungen für den Umsturz in die Hand nehmen. Für Baden war Mannheim Vorort der Vereinsorganisation; ein Landesausschuß wurde gewählt, bestehend aus thätigen Bürgern republikanischer Gesinnung. Der Vorsitzende dieses Ausschusses war der Mannheimer Advokat Lorenz Brentano. Er entfaltete seine Thätigkeit vor allem in der Kammer in einer heftigen Opposition gegen das liberale Ministerium Bekk, das in strenger Rechtlichkeit und maßvoll verfuhr und trotz seiner weitgehenden Reformen auf dem Gebiete der Verwaltung und Justiz nach demokratischen Grundsätzen und seines Bestrebens, die von der Nationalversammlung gefaßten Beschlüsse durch-

zuführen — im Anfang 1849 erfolgte die Verkündigung der Grundrechte — gestürzt werden sollte. An Stelle Bekk's hoffte Brentano zu treten. Dagegen wirkten für die Aufregung des Volkes weit mehr der 2. Vorsitzende des Volksvereins, der Finanzpraktikant Amandus Gögg und andere Mitglieder des Landesausschusses, welche eine sehr ausgedehnte Agitation durch die Presse veranlaßten und vor allem auch das Heer durch unermüdliche Aufregung mittelst Flugschriften und durch Verbrüderungsfeste zwischen den Soldaten und den allerorts gegründeten Bürgerwehren für die republikanische Sache zu gewinnen suchten. Schon am 12. Mai führte die Agitation unter den Truppen zu Erhebungen in Rastatt, Freiburg, Lörrach und Karlsruhe, zur Flucht des Großherzogs nach Germersheim und zur Befreiung Struve's, Blind's u. a. aus dem Zellengefängnis in Bruchsal. Auf denselben Tag war vom Landesausschuß der allgemeine Landeskongreß der Delegierten sämmtlicher badischer Volksvereine nach Offenburg berufen worden und auf den folgenden Tag, den 13. Mai, die Landesvolksversammlung.

In Offenburg gelang es Gögg durch seine zündende Rede und sein unerschrockenes Vorgehen, da Brentano und ein Theil seiner Gesinnungsgenossen fern waren, die Erschienenen fortzureißen, so daß sie ihm zur Durchführung revolutionärer Maßregeln zustimmten, den Landesausschuß zur exekutiven Behörde ernannten, zur Gründung der Republik sich einigten, und daß viele bewaffnet und unbewaffnet ihm nach Rastatt folgten, um dort die Revolution zu beginnen und die Republik zu proklamieren. Am nächsten Tage eilte der Landesausschuß nach Karlsruhe. — Hier wurde die provisorische Regierung eingerichtet, eine oberste Vollzugsbehörde eingesetzt und die Wahlen für die konstituirende Versammlung ausgeschrieben. Civilkommissäre übten in den einzelnen Bezirken

mit diktatorischer Gewalt die Macht aus; allerorts wurden durch abgesandte Regierungskommissäre die Volkswehren (unter der Leitung Joh. Phil. Beckers) organisiert. Außerdem bestanden noch eine Anzahl von Freikorps (Freischärler) von fremden Zuzüglern, ebenfalls unter Beckers Leitung, so die Flüchtlingslegion (Handwerksburschen) unter der Leitung des alten Böning, die Hanauer Turner, die Pforzheimer Schützen u. a. In der Schweiz, in Württemberg, Hessen, u. a. O. wurde für die Sache der Republik Propaganda gemacht. So wurde Joseph Fickler nach Württemberg geschickt, aber in Stuttgart verhaftet und nach Hohenasperg gebracht. Wohl fand überall vor den Civilkommissären die Vereidigung auf die neue Regierung statt, aber vielfach wurde der Eid nur mit Vorbehalt geleistet oder, wie vom Oberhofgericht, geradezu verweigert. Mittel standen der provisorischen Regierung genügend zur Verfügung: sie fanden in der badischen Staatskasse über eine Million Gulden. Aber bei der allgemeinen Begehrlichkeit waren diese bald aufgezehrt.

Am 10. Juni fand im Ständehaus in Karlsruhe die Eröffnung der konstituierenden Versammlung statt, wozu von 74 Mitgliedern 64 erschienen. Sie bewilligte die von Goegg beantragte außerordentliche progressive Zwangssteuer, setzte eine provisorische Regierung aus 3 Mitgliedern — Brentano, Goegg und Werner — ein und erklärte Baden für einen Freistaat. Schon nach wenigen Tagen reisten die Mitglieder in ihre Bezirke, um für Bewaffnung und Lebensmittel für die Volksarmee zu sorgen; sie hatten dann nur noch zwei Sitzungen in Karlsruhe, und vom 27. Juni bis 1. Juli einige in Freiburg, wohin die provisorische Regierung übersiedelte. Am 28. Juni legte Brentano seine Stelle nieder und entwich in die Schweiz, Goegg u. a. folgten ihm nach kurzer Frist. Die Truppen waren unter Sigels Leitung

an den Neckar gesandt worden zum Schutz gegen eine Invasion von Reichstruppen und Preußen, welche vom Großherzog Leopold um Hilfe angegangen worden waren. Mit der ebenfalls im Aufstand befindlichen Rheinpfalz wurde eine militärische Union geschlossen, durch welche die Pfälzer Volkswehren unter Blenker der badischen Oberleitung unterstellt wurden. Aber die Vereinigung fand thatsächlich nicht statt. Die Versuche Sigels, von der Bergstraße aus nach Hessen vorzudringen und auch Hessen zur Insurrektion zu bringen, scheiterten an der Standhaftigkeit der hessischen Truppen und ihren Erfolgen in den Kämpfen. General Peucker in Frankfurt, mit der Führung der aus 8 Kontingenten bestehenden Reichstruppen betraut, konnte allein gegen die badischen Truppen nicht vorgehen und hielt sich in der Defensive, bis die preußische Hilfe unter dem Oberbefehl des Prinzen Wilhelm von Preußen kam.

Seit dem 12. Juni hatte das Peuckersche Corps, indem es vom Odenwald aus gegen den Neckar und die Bergstraße vordrang, mit den badischen Trupen glückliche Kämpfe bestanden; am 16. Juni wollte Peucker von Weinheim aus einen Hauptschlag gegen Heidelberg ausführen, wurde aber durch einen heftigen Kampf mit der badischen Hauptmacht bei Leutershausen und Großsachsen am Vordringen gehindert. Nach dem zu Mainz am 12. Juni verabredeten Kriegsplan sollte Peucker am 21. Juni bei Hirschhorn über den Neckar gehen und über Sinsheim gegen Wiesloch vorrücken; das preußische Corps von der Gröben sollte bei Ladenburg, Heidelberg und Mannheim den Neckar überschreiten, und v. Hirschfeld mit seinem Corps bei Germersheim über den Rhein setzen. So sollten von den im ganzen etwa 52 000 Mann starken Truppen die 16 000—18 000 Mann starken Aufständischen — sie standen seit 12. Juni unter der Leitung des begabten Polen Mieroslawski — von allen Seiten

eingeschlossen werden. Aber da der polnische Führer Mniewski es unterließ, trotz des ergangenen Befehls Rheinsheim zu besetzen und die Germersheimer Brücke zu demolieren, drang der Prinz von Preußen mit dem Hirschfeld'schen Corps schon am 20. Juni über den Rhein, — die Pfälzer Truppen waren vor demselben am 18. Juni bei Knielingen auf badisches Gebiet übergetreten und waren zu dem badischen Corps gestoßen — besetzte Philippsburg und drang am 21. Juni gegen Wiesloch vor. Dabei kam die Vorhutdivision unter Hanneken bei Waghäusel in heftigen Kampf mit der weit überlegenen Hauptmacht Mieroslawskis, aber durch das rechtzeitige Eintreffen der Division Brun bei Wiesenthal fiel die Entscheidung zugunsten der Preußen; die badische Armee löste sich auf und trat den eiligen Rückzug über Sinsheim an. Die Einschließung derselben mißlang, weil Peucker aufgehalten wurde und erst am 22. gegen Sinsheim verdrang. Ohne wesentlichen Widerstand konnte das Corps v. Gröbens die untern Neckargebiete besetzen (Heidelberg, Mannheim etc.). Ueber Sinsheim und Eppingen zog Mieroslawski nach Durlach (24. Juni), während Sznaide mit 5000 Mann die vordringenden Preußen beschäftigen sollte. Nach den Kämpfen bei Stettfeld und Ubstadt am 23. zog er sich am 24. ebenfalls nach Durlach zurück. Auf die Kunde von diesen Mißerfolgen hin hatte sich die provisorische Regierung schleunigst nach dem Oberland zurückgezogen.

Unter dem Jubel der Bevölkerung rückten die Preußen am 28. Juni als Befreier von der Zwingherrschaft mit der Großherzoglichen Regierung in die Hauptstadt ein. Am 25. kam die Revolutionsarmee nach Rastatt; eine Musterung am 26. ergab noch 15—20 000 Mann, nur etwa 6000 blieben von ihnen in der Festung, die übrigen zogen ab und gerieten nach dem Gefecht bei Gernsbach in

volle Auflösung. Am 1. Juli legte Mieroslawski in Offenburg den Oberbefehl nieder; sein Nachfolger Sigel führte am 10. und 11. die Reste der Truppen bei Eglisau über den Rhein. Zu gleicher Zeit waren die Preußen schon in Konstanz angekommen. Erst am 25. Juli erfüllte sich das Schicksal derjenigen, welche in der Erwartung, hier mehr Schutz zu finden, in der Festung geblieben waren.

Erster Abschnitt.

Ausbruch der Revolution.

Mitten in der Ebene, welche von dem Westabhange des Schwarzwaldes bis zum Strombette des Rheins sich erstreckt, liegt die Stadt und Bundesfestung Rastatt, der im badischen Aufstande von 1849 so traurige Berühmtheit geworden ist.

Unter dem Namen Rastetten war dieselbe eine zum Uf- oder Oosgaue gehörige Dorfschaft von so früher Gründung, daß schon 1207 die Dorfkirche vor übergroßem Alter eingefallen war, und die gräfliche Eberstein'sche Gemeinde ihre Almende dem Kloster Herrenalb gegen die Verpflichtung eines Neubaues abtrat.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurde Rastatt zu einem Marktflecken erhoben und gewann nach den Drangsalen des 30jährigen Krieges und der Einäscherung im Jahre 1689 neue Bedeutung, als die Baden-Baden'sche Linie des jetzt großherzoglichen Hauses 1701 den Bau des Schlosses begann, und nach dessen Vollendung die Residenz hieher verlegte. Nach dem Aussterben jener Linie 1771 blieb die Residenz mit kurzen Ausnahmen verlassen, der früher prächtige Schloßgarten verödete, das Schloß selbst wurde theilweise zu anderen Zwecken verwendet und bot das Bild der Vernachlässigung, ja mitunter des Zerfalles dar.

Doch erhielt die Stadt — denn zu solcher hatte sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts Rastatt erhoben — von

*) Seit 1890 als Festung aufgegeben.

Zeit zu Zeit Entschädigung für diese Verluste. Noch zeugt der nördliche Flügel des Schlosses, daß dem hochseligen Großherzog Karl die letzten Stunden seines Lebens dort schlugen. Wie Rastatt schon 1714 als Ort der Friedensunterhandlung zwischen Prinz Eugen und dem Marschall Villars viel genannt wurde, gab auch der Friedenskongreß im Jahr 1798—1799 der Stadt nicht nur geschichtliche Bedeutung, sondern auch reichlichen Verdienst.

Auch wurde der Sitz einer Kreisregierung, eines Hofgerichtes, es wurde die Studienanstalt von Baden-Baden, unter Loreye's beliebter Leitung bald ein von 200 Schülern besuchtes Lyceum, dahin verlegt; es wurde Rastatt die Garnison eines Jägerbataillons und einer Reiterabtheilung, der Sitz einer Bezirksbau- und Straßeninspektion, eines Bezirksforsteiamts und anderer Stellen.

Lebhafter Verkehr auf der Hauptstraße von Frankfurt nach Basel erhöhte den Wohlstand der Stadt; die Annehmlichkeit des Aufenthalts wurde durch eine große Zahl Gebildeter aus dem Beamtenstande, wohlhabender Kaufleute, wackerer Bürger gesteigert, und zog selbst Fremde zu längerem Verweilen an, obschon es der nächsten Umgebung der plattliegenden Stadt an Naturschönheiten gebricht, welche sonst in Baden den Fremden anziehen.

Da brachte der zu Anfang des vorigen Jahrzehnts beschlossene und zur Ausführung begonnene Bau der Eisenbahn von Frankfurt nach Basel und die Umwandlung Rastatts in eine Festung ersten Ranges eine bedeutende Aenderung dieser Verhältnisse hervor.

Ersterer war bei allem Vortheile für das Land im Allgemeinen, der Stadt, wie überhaupt den kleinern, meist vom Verkehre der Hauptstraße sich nährenden Ortschaften, entschiedener Nachtheil, der durch die Leichtigkeit der Verkehrsmittel nicht aufgewogen wurde. Wer früher vor den Gasthöfen zum Kreuz, zur Sonne, zum Rappen, zu den drei Königen fast alltäglich eine ganze Wagenburg von Kutschen

und Frachtwagen stehen sah, wer beobachtet hatte, daß oft die 40 Pferde des Posthalters dem Verkehr nicht genügten, der mußte bald aus der Verödung der Straßen den Nachtheil bemessen können welchen die Stadt erlitten hatte.

Der Bau der Festung aber brachte freilich den Vorteil, daß Tausende von Arbeitern den größten Teil ihres Lohnes zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse den Gewerbtreibenden der Stadt überließen, daß hiedurch und durch österreichische und badische, den Bau leitende Offiziere bedeutende Summen umgesetzt wurden, daß die Güter, welche durch Expropriation zu den Festungswerken abgetreten werden mußten, zu hohen Preisen sich steigerten, daß endlich eine stärkere Besatzung in die Stadt gelegt wurde, deren Erhaltung wieder allen Gewerbtreibenden manchen Nutzen zuwandte.

Dem schönen Bilde blieb jedoch auch seine Schattenseite nicht aus, wie besonnene Männer ihren begeisterten Mitbürgern schon längere Zeit vorausgesagt hatten.

Die Annehmlichkeiten des Aufenthalts in einer Festung sind für den Nichtsoldaten geringe. Wer mochte es den oberen Staatsbehörden verargen, daß sie sich aus dem gefahrdrohenden Kreise der Wälle und Bastionen herauszogen? Zwar erinnerteu sich die einzelnen Beamten auch später noch oft der Annehmlichkeiten, die Rastatt ihnen geboten hatte, doch mochte in Badens verhängnisvollen Jahren keiner sich an jenen Feuerherd der Gefahr zurücksehnen. — Das Hofgericht wurde nach Bruchsal, die Kreisregierung nach Karlsruhe verlegt. Mit dieser Versetzung ging der Umschlag von etwa 50 000 Gulden für Rastatt verloren, wofür die Verstärkung an Besatznng kaum genügenden Ersatz bot.

Die Zahl der Festungsarbeiter verringerte sich, sobald der Bau sturmfrei geworden, natürlich ebenfalls von Jahr zu Jahr; durch ihre Anwesenheit war mancher der Kost- und Hauswirthe gewöhnt geworden, im Vertrauen auf das sichere Einkommen so zu sagen von der Hand in den Mund zu leben.

Wir haben nicht nöthig, zu sagen, daß dieser Zustand für größere und geringere Gemeinschaften jeder Zeit ein gefahrbringender ist.

So ging Rastatt dem verhängnisvollen Jahre 1848 entgegen. Damals war es eine Stadt von etwa über 6000 Einwohnern mit Zuzug der außerhalb des Festungskreises gelegenen Vorstadt Rheinau.

In Garnison lag daselbst eine Kompagnie Festungsartillerie, eine Kompagnie Sappeurs — beide von Oesterreich gestellt, ferner eine Abtheilung Festungskanoniere mit einem Major und acht Offizieren, und drei Bataillone des ersten und dritten Infanterieregiments, sämmtlich badische Truppen.

Die Bürgerschaft und die übrigen ansässigen Einwohner vertheilten sich in etwa 790 Häuser auf 12—13 hundert Familien; — dem relgiösen Bekenntnisse nach gehörten ungefähr 5200 der katholischen, 700 der evangelischen Kirche an; den Rest der Einwohnerzahl bildete die jüdische Gemeinde. Die Angehörigen sämmtlicher Bekenntnisse, unter der Leitung würdiger Seelsorger, gaben ein schönes Bild religiöser Duldung, ohne gegen den eigenen Kult gleichgiltig zu sein.

An der Spitze der städtischen Angelegenheiten stand Bürgermeister Müller, ein wohlhabender Landwirth von wissenschaftlicher Bildung, als Abgeordneter der zweiten Ständekammer nach französischer Auffassungsweise dem linken Zentrum angehörend, mit den angesehensten Familien der Stadt durch Bande der Verwandtschaft verknüpft.

Militärischer Oberbefehlshaber war der Gouverneur der Festung, General v. Lassollaye, ein alter Krieger, der durch persönliche Tapferkeit und treffliche Führung in 11 Feldzügen, vorzüglich in Spanien und Frankreich, die Ehre badischer Waffen glänzend bewährt hatte. —

Der Geist des Militärs war bis dahin ein guter gewesen; von der Bürgerschaft gehörte die überwiegende Anzahl in der Parteistellung jener Zeit der konservativen Seite,

oder dem gemäßigten Fortschrittte an. Doch hatten die Wahlbewegungen der vorhergehenden Jahre auch der Bewegungspartei, der äußersten Linken, einen Anhang, nament= aus der Zahl der jüngern Bürger, verschafft. Als Träger dieser Partei unter den Gewerbtreibenden wurden schon damals einige Gastwirthe bezeichnet, die in den folgenden Jahren politischen Untersuchungen und zum Theil peinlicher Bestrafung anheimfielen; als untergeordnetes Werkzeug machte sich damals schon durch seine Rührigkeit der Mezger Comlossy bemerklich, der in den folgenden Jahren sich zu einer Stellung hinaufbewegte, welche mit der eines Saturninus oder Glaucia verglichen werden konnte. Aber auch in den höhern Ständen hatte diese Richtung nach und nach Platz gegriffen. Ihr Haupt war nach dieser Seite Hofgerichtsadvokat Rindeschwender, Mitglied der äußersten Linken in der zweiten Kammer, geschickter Anwalt, von geselligen Gaben und Vermögensverhältnissen, die damals noch für Reichthum galten und ihm gestatteten, einen größern Kreis namentlich jüngerer Rechtsgelehrter gastlich um sich zu ziehen. — —

So ungefähr war die Lage der Dinge, als die Bewegung des Jahres 1848 mit Blitzesschnelle von Frankreich aus über ganz Deutschland sich verbreitete, als auf das Vorparlament in Frankfurt mit Zustimmung der Regierungen eine Reichsversammlung folgte, deren Machtvollkommenheit die Herrschergewalt wenigstens der kleinern und mittlern Staaten fast völlig aufhob.

Daß schon im Frühjahr von 1848, vor dem Heckerzuge im badischen Oberlande ein Einsturz des Gebäudes staatlicher Ordnung erfolgt war, obwohl die Staatsgewalten, wie die Pfeiler und Außenmauern einer inwendig zusammenfallenden Burg, noch fortbestanden, — darüber kann Niemand einen Zweifel hegen, der an Ort und Stelle die Sache mit angesehen hat.

Jene mächtige Erschütterung theilte sich, wie die Schwin=

gungen eines Erdbebens, auch der Besatzung in Rastatt mit. Nicht so fast Verschwörungen und meuterischer Auflauf war seine nächste Folge, als vielmehr eine Meisterlosigkeit und Insubordination, die sich darin zeigte, daß die Soldaten, die ihnen untersagten Wirthshäuser besuchten, der Arretirung ihrer Kameraden unter lärmendem Geschrei sich widersetzten, dem Austrommeln zu den Exerzierübungen keine Folge leisteten. Mit Recht aber bezeichnete der Kriegsminister diese Szenen in einer Festung als eine Trostlosigkeit, welche dem Ausbruche der Meuterei im Jahre 1849 nichts nachgab*). Mit dieser Ansicht mußte Jeder übereinstimmen, der hörte oder sah, wie die Offiziere, die persönlich in den Wirtshäusern ihre Soldaten aufsuchten, um sie zum Ausrücken zu bestimmen, von diesen verlacht oder doch wenigstens bedeutet wurden, zu warten, bis sie — ihr Bier ausgetrunken hätten. Mittlerweile war durch den Heckerzug die Disziplin wieder zusammengeleimt worden; die Soldaten, welche bei der Scheidegg, bei Güntersthal und Freiburg sahen, wie ihre „Brüder" gegen sie schossen, sparten ebenfalls ihr Pulver nicht, das Beispiel der auswärtigen Hilfstruppen wirkte auch, die Zustände kehrten allmälig, wie die Strömung des Gießbaches nach dem Gewitter, in das gewöhnliche Bett zurück; die Regierung sah sich in der Lage, vom Mai bis zum August 1848 zwanzig Zuchthausstrafen und 75 mehr oder weniger schwere Disziplinarstrafen gegen die unbotmäßigen Soldaten zu verhängen und auszuführen. — Auch Rastatt nahm wieder das Aussehen der Ruhe und Ordnung an. Nur zwei Ereignisse erinnerten an die jüngste Vergangenheit: General v. Lasollaye legte seine Stelle nieder und die Bürgerwehr wurde in Rastatt ins Leben gerufen. — An die Stelle des Ersteren trat General v. Cloßmann in provisorischer Eigenschaft. Da die Bekleidung seiner Stelle gerade in die Zeit der Militärmeuterei fiel, so konnte es nicht fehlen, daß er Gegenstand

*) Beitrag zur Aufklärung der Ereignisse in Baden im Mai 1849. S. 9.

harter, leidenschaftlicher Angriffe von einer Seite wurde, von welcher er sichs am wenigstens versehen hätte. Als man die Ursachen der traurigen Erscheinung, anstatt sie in allgemeinen Verhältnissen zu suchen, in den nächsten Kreisen des Ausbruches zu erblicken glaubte, wurde das Gelingen des Aufstandes in Rastatt mit der Persönlichkeit, dem Charakter, der Handlungsweise des Generals von der Presse in so ungerechter Weise zusammengestellt, daß diesem noch die traurige Pflicht auferlegt wurde, den Schutz der Gerichte gegen Blätter anzurufen, deren oberste Grundsätze der betagte Krieger nach Stand und Ueberzeugung die seinigen nennen mußte. Es wurde der Schleier des Privatlebens gelüftet, um Verdächtigungen auszusprechen oder anzudeuten, die einestheils unbegründet, anderntheils nach unserer Ueberzeugung ohne allen Einfluß auf die öffentlichen Verhältnisse gewesen sind. Wenn ein Vorwurf mit einigem Scheine des Rechts ihm gemacht werden konnte, so ist es der, daß er die drohende Gefahr nicht ahnte, oder ihren Umfang verkannte, als sie sich zu zeigen begann. Letzteres war offenbar die Wirkung eines persönlichen Muthes, welchen er in den Tagen der Gefahr unbestritten bewährte; ersteres hatte er — wer möchte es in Abrede stellen? — mit den höhern und niedern Behörden des Kriegerstandes und der bürgerlichen Kreise, hatte er vielleicht mit zwei Dritteln der Bevölkerung des Großherzogthums, gemein.

Die Errichtung der Bürgerwehr war nach dem Gesetze der obersten Staatsbehörde ausgeführt worden.

Ich gestehe, daß der Nachtheil der Einrichtung mir immer größer schien, als der Vortheil; dessenungeachtet gebe ich die Möglichkeit von Zeitverhältnissen zu, in welchen sie von größtem Nutzen sein kann. Die Ueberzeugung aber lasse ich mir nicht nehmen, daß in einer Festung eine Bürgerwehr mindestens unnütz, wo nicht hinderlich oder gar gefährlich ist. — Die Zeiten sind vorüber, wo eine feste Stadt, wie Konstanz, Villingen u. A., im 30jährigen Kriege mit

einer ganz geringen Besatzung durch die Anstrengung ihrer Bürger allein den Feind von den Mauern abhalten konnte. Jetzt wird das Schicksal der Festungen mit andern Mitteln entschieden, als damals; — ein marodirendes Corps aber von plötzlichem Ueberfalle abzuhalten, dazu werden die militärischen Besatzungen ebensowenig, als zu Ausfällen, der unsicheren Hilfe einiger Banner ungeübter, durch den Gedanken an Weib und Kind, an Haus und Eigenthum bald scheu gemachter Bürger nöthig haben.

Doch sei dem, wie ihm wolle, die Bürgerwehr in Rastatt war eingeführt, sie war „fait accompli". Aber einer Untersuchung über den Geist, der dieselbe beseelte, dürfen wir uns um so weniger entschlagen, je weniger es ja gefehlt hat, daß man der Bürgerwehr von Rastatt die badische Revolution zur Schuld angeschrieben hätte.

Und doch war diese Bürgerwehr vom Tage ihrer Errichtung an in überwiegender Mehrzahl konservativ, und behielt diesen Geist bis nach Ausbruch des Aufstandes, ja großentheils auch während desselben, bei.

Die Offiziere derselben wurden nicht von oben ernannt; sie wurden von den Wehrmännern gewählt. Und nun gehe man die Namen der Hauptleute, der meisten Lieutenants durch und frage sich, welche Parteistellung sie — nicht blos während der Revolution, als Manchem zu spät über seinen frühern Standpunkt die Augen geöffnet wurden, sondern in dem Jahre 1848 und zu Anfang 1849 eingenommen haben. Da wird man sie in den Reihen der Staatsdiener, wohlhabender Kaufleute, der ruhigen Bürger finden, die mit Treue an ihrem Fürsten hingen und Ordnung und Gesetz zu ihrem Wahlspruch hatten. — Von allen bei der Errichtung gewählten und beim Ausbruche des Aufstandes im Dienste befindlichen Offfzieren der Bürgerwehr sind unseres Wissens nur zwei oder drei nach Niederwerfung des Aufstandes in einen politischen Prozeß verwickelt worden.

Zum Kommandanten wurde der pensionirte Großh.

Hauptmann Thomé gewählt, wohl hauptsächlich im Hinblick auf den Vortheil des praktischen Dienstes. Dieser Mann hat später in den Reihen der Aufständischen ein Regiment geführt, wurde in einen peinlichen Prozeß verwickelt, vom Hofgericht in Bruchsal zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, vom Oberhofgericht aber freigesprochen. Ich glaube die Wahrheit nicht zu verletzen, wenn ich behaupte, daß er noch weniger als Biedenfeld sich der Strömung entziehen konnte, welche Letztern in sein Verderben gerissen hat. Bei mehreren Gelegenheiten, die später zu erwähnen sind, hat er sich der revolutionären Gewalt unter drohender Lebensgefahr mit mehr Entschiedenheit entgegen geworfen, als sein Unglücksgefährte. Daß aber die Ansicht über seine monarchische Gesinnung eine allgemeine war, geht klar aus dem Umstande hervor, daß nach Ausbruch der Revolution in tumultuarischer Versammlung er von Comlossy seines Oberbefehls entkleidet und auf die Seite geworfen wurde. — Daß nicht auch einzelne Elemente aufrührerischer Gesinnung sich unter der Gesammtzahl wehrfähiger Bürger befanden, — wer könnte dies behaupten? Die allgemeine Wehrpflicht brachte es mit sich, die Verhältnisse Badens, Deutschlands, Europa's kurz vor Ausbruch des Aufstandes mußten ihre Zahl, ihre Bedeutung mehren. Und doch sehen wir gar nicht lange vor diesem Ausbruche die bezeichnende Erscheinung, daß Ellenbast, der Hauptmann der Feuerwehr, die meist aus jungen, leicht erregbaren, dem Neuen, der Aufregung mehr zugeneigten Männern bestand, von seiner Kompagnie zwar hart angegriffen und mit Absetzung bedroht wurde, weil er dem Ausrücken seiner Abtheilung bei der von allen Staatsbehörden geduldeten, selbst in der Festung nicht verbotenen Todtenfeier Robert Blum's sich mit aller Entschiedenheit seines Charakters und mit körniger Anrede widersetzte, daß aber von dem Ehrengerichte der Bürgerwehr das Ansinnen der Wehrmänner abgewiesen, der Hauptmann in seinem Rechte und seiner Stellung geschützt wurde. —

Man hat dieser Bürgerwehr vollends vorgeworfen, daß sie mit den Aufständischen in einer Reihe sogar gegen die Truppen gekämpft habe, welche den Großherzog wieder in seine Rechte einsetzten. Es ließe bei den eigenthümlichen Verhältnissen Rastatts sogar dieses sich mit dem Zwange entschuldigen, der hier nachdrücklicher wirkte und wirken konnte, als in anderen Städten des Landes, von wo das erste Aufgebot fast durchgängig der Reichsarmee und den Preußen entgegen geführt wurde. Allein es bedarf dieser Entschuldigung nicht. Die Rastatter Bürgerwehr ist nie gegen die Bundesgenossen des Großherzogs und seiner Regierung ausgerückt. Zwei ihrer Offiziere wurden allerdings von den Preußen gefangen. Allein der eine davon, Bierbrauer Ampt, ein Mann von entschieden monarchischer Gesinnung, wurde es nur seiner Beinkleider wegen, als er in Heidelberg ein Privatgeschäft zu besorgen hatte; der andere machte als Hauptmann einer Freischaar den Ausfall bei Rastatt mit, aber er war schon längst aus der Bürgerwehr geschieden und seine Stelle wieder besetzt worden; er gab sich als einen Rastatter Bürgerwehrmann, der zum Ausfalle gezwungen worden, nur aus, um das schwer bedrohte Leben zu retten. Allerdings darf nicht in Abrede gestellt werden, daß gerade in der Nacht des vollendeten Aufstandes die Bürgerwehr Patrouillen gegen die „Preußen" führte. Aber wer hätte damals nicht gewußt, daß eben so wenig Preußen, als Baschkiren oder Türken vor Rastatt seien. Wenn die Bürgerwehr in jener Nacht, um die Gemüther der Soldaten einigermaßen zu beschwichtigen, hinauszog, wo nichts zu finden war, wenn sie in der Stadt patrouillirte, wenn sie die Thore besetzen half, so hat sie nicht nur in ihrer Pflicht, die Stadt bei so gräuelhafter Unordnung zu beschützen, und in ihrem Rechte gehandelt, sondern sie darf es sich und ihrem Auftreten getrost zuschreiben, daß in jener Nacht nicht mehr Unthaten geschahen, als leider verübt worden sind.

Es werden im Verlauf dieser Schrift allerdings ihre

Gegenwart beim sogenannten Verbrüderungsfeste, ihre Wachen am Bahnhofe, ihre Auszüge als Exekutionsmannschaft einiger Dörfer, oder zur Einbringung flüchtiger Soldaten erwähnt werden; allein die einfache Erzählung des Hergangs wird das Ungegründete des oben aufgeführten Vorwurfs so darthun, daß eine weitere Erörterung darüber unnötig ist. Freilich wird ein Tadel von derselben nicht abgewendet werden können, ein Tadel, welcher ihr übrigens mit ihren Genossen anderwärts gemeinsam ist. Sie hat dem Ueberhandnehmen des revolutionären Elements in ihren Reihen allzu unthätig zugesehen, sie ließ sich in der Absetzung des Kommandanten, in der Ernennung des neuen überrumpeln: sie setzte sich nicht energisch genug jedwedem ungesetzlichen Gebahren während des Aufstandes entgegen. Aber wo wäre gleiche Handlungsweise nicht zu finden? Sie waren Fehler der Zeit, und gebe nur Gott, daß sie nicht auch in der Zukunft wieder der Fehler der Gutgesinnten sei.

Daß die Regierung noch kurz vor dem Aufstande den Geist der Bürgerwehr von Rastatt als einen gesetzlichen ansah, geht aus ihrem Bescheide über die Bitte des Lyzealkollegiums um Befreiung vom Wehrdienst hervor. Die Professoren wurden mit Versäumnißstrafen bedroht, wenn sie nicht einträten, ja es wurden selbst nach der Befreiung des Landes diese Strafen begehrt, obwohl die meisten derselben eingetreten waren. Erst auf neue Beschwerde wurde die Sache vom Bezirksamt niedergeschlagen.

Diese Stellung der Bürgerwehr ist denn auch nach Niederwerfung des Aufstandes gerade von den preußischen Truppen ganz richtig gewürdigt worden.

Als mit den Soldaten der Besatzung von Rastatt die in der Festung befindlichen Volkswehren bei der Uebergabe auf das Glacis der Festung ausrücken mußten, um von dort nach gestreckten Waffen als Gefangene in die Kasematten zurückgeführt zu werden, wurde im Artikel 7 der Kapitulation aus-

drücklich die Bürgerwehr von der Besatzung getrennt und ihr befohlen, ihre Waffen Nachmittags 1/2 3 Uhr auf dem Rathause abzulegen. Auch dies mag der Mehrzahl der Rastatter Bürgerwehr, wie den Bürgern überhaupt zur Tröstung über manche unbillige Kränkung dienen, daß Soldaten sowohl, als höhere und niedere Offiziere der preußischen Besatzung oft erklärten, wie angenehm sie nun durch eigene Anschauung von dem früheren Vorurtheile zurückgekommen seien, daß sie in Rastatt „ein Nest voll Freischärlern treffen würden.

Doch genug von der Bürgerwehr. Es müssen aber hier, bevor zur Darstellung des weitern Verlaufs fortgeschritten werden kann, noch zwei Erscheinungen besprochen werden,: der Volksverein und der vaterländische Verein und ihre Wirksamkeit.

Die Wirksamkeit des erstern war in Rastatt, trotz aller Versicherung des Gegentheils, für Nichts zu erachten. Er wurde erst wenige Tage vor Ausbruch des Aufstandes in's Leben gerufen. Wohl bestand schon seit dem Jahr 1848 ein bürgerlicher Leseverein; allein dieser war zunächst nur entstanden, um der, meist von den Offizieren der Besatzung geleiteten, etwas exclusiven Museumsgesellschaft gegenüber einen gesellschaftlichen Vereinigunspunkt zu haben. In Anschaffung der Zeitschriften u. dergl. unterschied er sich wenig von der letzteren Gesellschaft; die größere Zwangslosigkeit seiner Abendunterhaltungen erwarb ihm bald eine beträchtliche Anzahl Mitglieder aus den geachtetsten bürgerlichen Familien. Und doch ging aus seinen Mitgliedern später der Volksverein hervor. Es war eine gemeinsame Erscheinung jener Tage, daß, wo das bürgerliche Element, sich in eine — zuerst nur gesellschaftliche — Opposition gegen den „Herrenstand" vereinigte, dasselbe in der Zeit der Aufregung, wenigstens in seinen jüngern Mitgliedern, meistens eine Beute demokratischer Strebungen wurde. Wer daher den großen Einfluß gesellschaftlicher Stellung auf politische Parteinahme kennt, wird stets wünschen müssen, daß die gesellschaftlichen Kreise der

Beamten und Staatsdiener gegen das bürgerliche Element sich so wenig als möglich abschließen.

Die Preußen haben selbst nach der Besetzung und als Herren des Landes hierin, wie in manchem Andern, sehr feinen Takt gezeigt, und dies hat nicht wenig dazu beigetragen, ihre Anwesenheit, trotz der großen Opfer, welche sie erforderte, der großen Mehrheit der Einwohner nicht nur erträglich, sondern auch angenehm zu machen.

Als aber, gestützt auf das durch die Grundrechte gewährleistete Vereinsrecht, die demokratische Partei die Volksvereine in's Leben rief, welche zu unterdrücken die Regierungen nicht in der Lage waren, so bildeten sich diesen gegenüber, von der Regierung begünstigt, wenn gleich später manchmal unbequem, die vaterländischen Vereine. Dies geschah auch in Rastatt. Professor Kuhn vom dortigen Lyceum war der Vorstand des Vereins; unter seine Mitglieder zählte er außer den konservativen Bürgern eine beträchtliche Zahl von Offizieren, Beamten, Staatsdienern. Von Anfang bis zu Ende machte er entschieden Front gegen die demokratischen Tendenzen der Volksvereine; als aber durch die Ablehnung der Kaiserkrone von Seiten Preußens die Durchführung der Reichsverfassung selbst in Frage kam, wurde, wie überall, seine Sprache eine andere; er wurde, wie uns scheint, aus seiner Spur herausgedrängt und mußte eingestehen, daß sein Feldgeschrei das nämliche sei, welches nun auch die Volksvereine, später die Revolution, zur Maske ihrer Bestrebungen nahmen, — die Durchführung der Reichsverfassung. Der Rastatter Verein hat seine Thätigkeit in einer Zeitung, „der Murgbote" niedergelegt, in welcher sich unsere Ansicht von seiner Wirksamkeit überhaupt wird verfolgen lassen. Er selbst, wie sein Blatt, war der Gegenstand heftiger Angriffe seitens der demokratischen Partei innerhalb und außerhalb Rastatts.

Wie die vaterländischen Vereine überhaupt, hat auch der Rastatter, der Revolution keinen haltbaren Damm entgegen

setzen können. Ihre Reden und Aufsätze wurden durch die Thaten der Volksvereine schnell verwischt. Dennoch aber muß ihnen vorzüglich zugeschrieben werden, daß die Revolutionen auf dem platten Lande bei weitem weniger Anhänger und mehr Gegner fand, als in der damaligen Lage zu hoffen war, und daß sie später — mehr an Theilnahmlosigkeit, als Befehdung — den Keim des Untergangs schon in sich trug, bevor ein Heer bereit war, sie niederzukämpfen.

Unter diesen städtischen und öffentlichen Verhältnissen brach das Jahr 1849 an.

Die obersten Staats- und Militärbehörden waren außer dem schon früher erwähnten Gouverneur v. Cloßmann, die Obersten des dritten und ersten Regiments v. Pierron und Hofmann, beide Männer von früher erprobtem Mute; ersterer aber wegen seiner Genauigkeit im äußern Dienste, letzterer wegen seiner unbeugsamen Konsequenz bei ihren Mannschaften weniger beliebt, als man nach der kriegerischen Vergangenheit hätte vermuten sollen, welche auch das nachgeborene Geschlecht, wenn die Zeitverhältnisse nicht ganz verkehrt sind, zu achten und zu ehren pflegt. Die polizeiliche Oberaufsicht hatte der Hauptmann der Gendarmerie Speck, der kurz vor dem Ausbruch der Revolution nach Konstanz versetzt wurde, ein Mann von ängstlich genauer Wachsamkeit, die mehrmals sich mit großem persönlichem Mute verbunden zeigte, den Militärbehörden aber natürlicher Weise mehrfach unbequem war. Ueberhaupt schien zwischen diesen obern Behörden einige Spannung obzuwalten, welche sich zwar öffentlich nicht Luft machte, dennoch aber dem scharfen Beobachter bemerklich war. —

An der Spitze des Großh. Oberamts stand Regierungsrat Lang, ein Mann, dessen Rechtlichkeit und Billigkeit, dessen Sorge für seinen Bezirk erst später, bei seinem Ausscheiden aus dem bisherigen Verhältnisse, öffentlich ehrende Anerkennung fand. Die Polizei handhabte Amtmann v. Porbeck,

die Justiz die Amtmänner v. Wäncker und Dr. Schütt. In der Zeit, wo alle Klagen, begründet oder unbegründet, sich Luft machten, wurde in Beziehung auf die Amtsververwaltung des Einen oder Andern der Wunsch nach schnellerer Erledigung der Geschäfte, einer feinern Behandlung der Amtsuntergebenen vernommen; andere Klagen über die Führung des Amtes mit Ausnahme der in allen Städten in den niedern Volksschichten üblichen über die strenge Handhabung der Polizei, wurden nicht gehört.

Die städtischen Angelegenheiten endlich leitete der Bürgermeister Müller, von dem oben die Rede war, mit redlichem Willen und konsequenter Festigkeit. Gerade das Letztere, verbunden mit dem Umstande, daß er in der Scheidung jener Tage sich entschieden zur konservativen Farbe bekannte, erregte einen Haß gegen ihn, der zuerst von Wenigen gehegt, dann Vielen eingeimpft, zuletzt so zur Parteisache wurde, daß die städtischen Bewegungen jener Tage als Vorspiel der Revolution, wenigstens des Antheils, den Rastatt daran nahm, angesehen werden müssen. — Wir haben daher auch sie zu erwähnen.

Es hatte sich durch die Bemühung der kleinen, aber äußerst thätigen Partei der demokratisch gesinnten Bürger, die Zusammensetzung und Stimmung des Bürgerausschusses und einer Kompagnie der Bürgerwehr so gestaltet, daß voraussichtlich der Bürgermeister und der konservative Stadtrath sich nicht mehr halten konnten. Dieser Bewegung wurde vorzüglich ein Verwandter des Bürgermeisters vorgeschoben, Spediteur Müller, ein Mann von großem Ansehen, der bei beträchtlichem Vermögen, früher in seinem Hause die „Gesellschaft“ Rastatt's um sich versammelte und der einen österreichischen Hauptmann zum Schwiegersohn hatte. Seit dem Tode seiner Gattin hatte er sich aus den vornehmern Gesellschaftskreisen zurückgezogen, dem bürgerlichen Elemente sich inniger angeschlossen. Nun wurde sein Name bei den Kämpfen zwischen beiden bürgerlichen Parteien

oft genannt und er als Kandidat bei der voraussichtlichen Erledigung der Bürgermeisterstelle bezeichnet.

Müller hat diese Parteistellung später schwer büßen müssen. Schon den Tag vor völliger Einschließung der Stadt begab er sich auf französisches Gebiet und lebte dort so lange in freiwilliger Verbannung, bis er in amtlichem Ausschreiben mit Verlust der Heimathsrechte bedroht war. Den Zurückgekehrten ließ der preußische Kommandant v. Gansauge, um nicht den Schein einer Begünstigung des angesehenen Mannes vor den übrigen in Untersuchungshaft befindlichen Bürgern auf sich zu laden, einen Theil der Untersuchungshaft in den Kasematten ausstehen, bis auf Weisung der Obergerichte er gegen Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt wurde. Zwar wurde er nach längerer Dauer seines Prozesses von dem Hofgerichte freigesprochen; wer mag aber den Schaden berechnen, der durch Einquartierungslast während seiner Abwesenheit, durch das Stocken seines Geschäftes ihn betroffen hat?

Solche Bewegung in bürgerlichen Angelegenheiten aber, die auch anderwärts häufig vorkam, erhielt in Rastatt dadurch einen politischen Charakter, daß Zivil- und Militärbehörden daran als Partei Antheil nahmen, die Führer der konservativen Partei aufforderten, ihre ganze Stärke aufzubieten, um die bürgerliche Vertretung von den Elementen der Bewegungspartei zu reinigen, in der gesetzlichen Mehrzahl der gesammten Bürgerschaft eine Neuwahl zu verlangen, und zu dieser Männer zu bezeichnen, mit deren Unterstützung es dem bisherigen Bürgermeister möglich würde, die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten im Sinne der Ordnungspartei fortzuführen.

Das Verlangen sollte gestellt werden; schon war in vorläufiger Punktation eine Mehrheit der konservativen Partei festgestellt; — da blieben am Tag der Entscheidung etwa 15 Stimmen, sei's von der Gegenpartei gewonnen,

sei es aus eigener Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit, vom Wahlplatze weg und der Sieg blieb den Gegnern.

An so dünnem Faden hängen oft die Geschicke einer Stadt, vielleicht eines Landes!

Nun sah Bürgermeister Müller sich von bübischen Beleidigungen, selbst von Angriffen bedroht. Noch am Fasching hatten einige Gesellen unter dem Schutze der bergenden Maske ihm eine Katzenmusik zu bringen gedroht; sie wurde durch persönliches Einschreiten einiger Offiziere verhindert.

Er legte in der Kränkung, welche erlittener Undank für langjähriges, redliches, treues Bemühen auch starken Gemüthern zufügen kann, seine Stelle nieder und aufs Neue erhob sich heftige Parteiung über die Wiederbesetzung seiner Stelle. Während die Bewegungspartei auf Spediteur Müller abhob, der indessen seine Abneigung gegen die Uebernahme des Amtes offen erklärte, versuchte die Ordnungspartei vergeblich, für den jetzigen Bürgermeister, den Advokaten Hammer zu wirken, der als Schriftführer des vaterländischen Vereins von den Gegnern mannigfach angefeindet war. Endlich vereinigte sich die Mehrzahl der Stimmen auf einen Bürgerssohn der Stadt, Rechtspraktikanten Sallinger, einen jungen Mann von Talent und Kenntnissen, Anhänger der liberalen Partei, ohne dem Extreme anzugehören, welches sich gerade damals zu entwickeln begann, wie er denn auch in großherzoglichen Diensten am Bezirksamte Lahr fungirte und Hoffnung hatte, beim nächsten Schube eine feste Anstellung als Amtsassessor zu erhalten. In der damaligen Lage hielt der konservative Theil der Bürgerschaft seine Wahl für Gewinn und so geschah es, daß bei der Abordnung, die ihn zur Annahme der Wahl bereden sollte, jede politische Gesinnung ihren Vertreter hatte. Dieser Umstand mochte neben dem Schmeichelnden was eine solche Wahl überhaupt hatte, den jungen Mann zu der Annahme verleiten, es werde ihm möglich sein, die Parteien zu versöhnen und aus beiden eine hin-

reichende Zahl seiner Gesinnungsgenossen heranzubilden. Man bedenkt in solchen Zeiten allzu selten, daß überall bei entgegengesetzten Strömungen der Volksstimmung es Felsenmänner bedarf, um die Gewalt beider zu brechen und in ein neues Bett zu leiten. Wo dies nicht der Fall ist, wird, was in der Mitte zwischen beiden steht, entweder auf eine Seite hingerissen, oder was wahrscheinlicher geschieht, von beiden Seiten untergraben, im Wirbel dahin und dorthin getrieben und endlich in den Abgrund geschleudert.

So folgten auf den glänzenden Fackelzug, auf die Feierlichkeiten, die unter allgemeiner Theilnahme die Wahl des neuen Bürgermeisters bezeichneten, bald unangenehme Nachklänge. Die konservative Partei sah mit Mißvergnügen den Einfluß, welchen Jene ausübten, die seine Wahl als ihr Werk beanspruchten; als der Neugewählte vollends sich dem bürgerlichen Leseverein anschloß, wurde er von den Regierungsmännern ganz aufgegeben und erhielt gerade dadurch bei der anderen Partei das Ansehen, daß beim Ausbruche des Aufstandes sein Wort selbst den Soldaten mehr galt, als das Wort und Ansehen ihrer Stabsoffiziere*). Es ist wahr, er hat dieses Ansehen nur dazu gebraucht, im Interesse der Ordnung zu wirken; — beim allgemeinen Schiffbruche hat er manchem Schwimmer, der in der Brandung unter Trümmern gefährdet umhertrieb, das rettende Tau zugeworfen. Die Zeugnisse, die ihm dafür geworden sind, die Verwendung, welche später auch der konservative Theil der Bürgerschaft für ihn einzulegen sich bewogen sah, haben wohl beitragen müssen, daß seine Verurtheilung zu mehrjähriger Freiheitsstrafe von dem Oberhofgerichte in eine Freisprechung umgewandelt wurde; — gerade die hervorragende Stellung aber, die er in der ersten Zeit des Aufstandes einnahm, motivirte seine sofortige Verhaftung nach

*) Auch später äußerte Corvin sich über ihn: . . ein allgemein geachteter Mann, bekannt als tüchtiger Demokrat. Er hatte sich um die Sache der Demokratie sehr verdient gemacht ꝛc. Morgenbl. 1850. S. 246.

Uebergabe der Festung, seine Verbringung aus dem bürgerlichen Gefängnisse in die Kasematten, wodurch General v. Holleben die Feier der Rückkehr des Großherzogs, den 18. August, bezeichnete, und wohl auch seine Verurtheilung, obwohl der Untersuchungsrichter selbst der Ansicht war, ein Material zur Verurtheilung liege nicht vor.

Außer dieser bürgerlichen Bewegung zeigten sich die ersten Symptome der kommenden Tage an der Todtenfeier für Robert Blum. Dieselbe auch in Rastatt zu halten, war beschlossen worden. Fand eine solche Feier in der Bundesfestung ohne Störung statt, so konnte dies Denen draußen ein Zeichen der Stelle sein, wo Achilles sterblich sei. Sie wurde vom Gouverneur nicht verhindert; ob er darüber in Karlsruhe Verhaltungsbefehle eingeholt hat, ist mir nicht bekannt, doch ist es wahrscheinlich. Zwar fand die Feier weder beim Bürger noch Soldaten den Anklang, welchen die Leiter vielleicht erwartet hatten. Die Soldaten befanden sich entweder auf den verstärkten Wachen und in den Kasernen, oder waren gleichgiltige Zuschauer; unter den Bürgern hatte sich einer Betheiligung und Führung des Zuges der Hauptmann der für die „Sache der Freiheit" schon ganz brennenden Feuerwehr mit Entschiedenheit widersetzt, und es hatte sich überhaupt außer der Neugierde wenige Regung gezeigt. Gleichwohl aber schloß sich eine ziemliche Anzahl bürgerlicher Wehrmänner dem Zuge an, man hatte ein kleines Aufgebot weißgekleideter Jungfrauen mit schwarzen Schärpen aufgebracht, welche dem Advokaten Grether vorantraten, denn dieser hatte bei der Weigerung der Geistlichkeit, sich an einer solchen Feier zu betheiligen, die Leitung dieser schon stark republikanisch gefärbten Zeremonie übernommen. Freilich blieb das Ganze frostig, wie der Tag, an welchem die Feier stattfand, und weder ihres Ordners, des Advokaten Grether, noch der zwei Nachredner feurige Phrasen gegen Windischgrätz vermochte der äußeren und inneren Kälte zu wehren, obwohl die Feier auf

einen Tag verlegt wurde, da der Markt eine größere Anzahl Menschen aus den Landorten in die Stadt gelockt hatte.

Die Tragweite jenes Tages aber halte ich für größer, als man damals anzunehmen geneigt war. Die Führer der Bewegungspartei konnten den Spott, der über ihr Fest auch in der Presse sich Luft machte, ruhig hinnehmen, hatten sie doch den Beweis geliefert, wie viel man in der ersten Festung des Reiches wagen konnte, nicht zu hindern vermochte.

Ein anderes Vorspiel knüpfte sich an den Aufenthalt Struve's in Rastatt. Struve war, bald nachdem das Kriegsgericht in seiner Sache sich für inkompetent erklärt hatte, durch eine Kompagnie Hessen nach Rastatt gebracht, und dort im Bastion XXX. mit Blind in Haft gehalten worden. Eine Offizierswache hatte von da ab täglich den Dienst in seinem Gefängniß. Anfangs hörte man Soldaten und Unteroffiziere sich über die dadurch verursachte Mehrung der Dienstobliegenheit beschweren. Bald aber machte diese erbitterte Stimmung einem gewissen Mitleiden Platz, welches immer entsteht, wo langwierige Haft die schwarze Farbe des Verbrechens mildert. Es wurde dem Gefangenen gestattet, eine Geschichte zu schreiben; das hiezu erforderliche Material an geschichtlichen Werken wurde ihm an die Hand gegeben. Ja es wurde mir der gewiß einzige Fall versichert, daß ein Beamter nach Ausbruch der Revolution als Beweis seiner humanen und gegen die Männer der Freiheit rücksichtsvollen Gesinnung hervorgehoben habe, es sei seine Schuld nicht gewesen, daß Struve nicht mehr Erleichterung und Rücksicht gewährt worden sei.

Diese Behandlung, obwohl nur die Anwendung der für Verbrecher aus höhern Ständen vor ihrer Verurtheilung gesetzlichen und üblichen Rücksicht, kränkte denn doch wieder Manchen ,der bei Staufen mitgefochten, oder der einen Freund oder Verwandten aus niedrigem Stande frühere politische Vergehen auf ganz andere Art verbüßen sah. So kam es, daß am Orte seiner Haft, wie auswärts, Struve Gegenstand

bald des offen zur Schau getragenen Mitleids, bald des Hasses und des Neides war. Als vollends die Geschworenen, um dem in der Fragestellung fein zurecht gelegten Faden zu entgehen, diesen mit kecker Hand zerrissen und durch Abläugnung offenkundiger Thatsachen jenes in der Geschichte einzig dastehende Verdikt zu Freiburg gaben, in Folge dessen anstatt des früher erwarteten Todesurtheils nur eine mäßige Freiheitsstrafe das Ergebniß des Riesenprozesses war; als Struve auch gegen dieses Berufung einlegte und bis zum Austrag derselben noch einmal nach Rastatt verbracht wurde, gestaltetete sich seine Anwesenheit in der Festung noch bedenklicher.

Seine Frau bat um die Erlaubnis, in der Nähe des Gatten ihren Aufenthalt nehmen zu dürfen; sie wurde ihr gestattet. Ob der Gouverneur dabei aus eigener Machtvollkommenheit gehandelt oder höhern Weisungen gefolgt habe, ist mir ebenfalls nicht bekannt, ersteres jedoch nach den spätern Vorgängen nicht unwahrscheinlich. Dies wurde nachher dem General v. Cloßmann aufs bitterste zum Vorwurf gemacht, obwohl er gedacht haben mag, daß seine Handlung jedenfalls unerheblich sei, angesichts des Triumphs, welchen die Freunde und Anhänger seines Gefangenen zu Freiburg über die Regierung davon getragen hatten, und bei einer etwaigen zweiten Verhandlung der Sache voraussichtlich noch augenfälliger davon tragen würden. Ich berühre das Hineinmischen seiner Persönlichkeit in diese Begünstigung nur, um meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der ganze erdichtete Roman wahrscheinlich nur darauf fußte, daß der General einmal in einer fröhlichen Abendgesellschaft erzählte, nach Hause abgerufen, habe er bei seiner Gemahlin Frau Struve vorgefunden, die ihr Gesuch um Aufenthaltsbewilligung ihm vorgetragen habe. Auf die Frage der Anwesenden, ob sie wirklich so hübsch sei, als der Ruf sage, gab er dann in seiner gewohnten lebhaften Darstellung der Wahrheit Zeugniß. Dies wurde sodann, nachdem man sich

angewöhnt hatte, das ausgebrochene Unglück bald diesem bald jenem Umstande zuzuschreiben, ausgebeutet, ausgeschmückt, zu einem Schäferromane umgebildet.

Wenn je Frau Amalia v. Struve in der sich vorbereitenden Verschwörung die Rolle einer Sempronia spielte, so hat sie dieselbe sicher eher den jungen Leuten von der Artillerie und Feuerwehr gegenüber entwickelt, als an dem betagten Generale versucht. Uebrigens bedurfte sie dieses Mittels nicht einmal. Sobald sie in einem von Soldaten und jungen Bürgern sehr besuchten Bierhause ihre Wohnung genommen, so war ihr bloses Erscheinen, ihre geistige Begabung, ihr Wort mehr als hinreichend, auf junge Männer jene Wirkungen hervorzubringen, deren sie sich in ihrem Werke über den badischen Aufstand rühmt.

Als indessen der Verkehr der Bürger und Soldaten mit ihr augenscheinlicher wurde, als selbst zwei Offiziere, Hauptmann Greiner und Lieutenant Alletag, darüber in Untersuchung kamen, daß sie dieselbe in das Reduit eingelassen hätten, wo ihr Gatte gefangen saß, machte der General sogleich dienstliche Meldung nach Karlsruhe, und bald darauf kam die Weisung, daß sie die Stadt räumen müsse. So weit aber waren die Dinge schon gekommen, daß die jungen Bürger — und selbst Väter der Stadt wurden als Theilnehmer bezeichnet — ihr zum Abschied ein Fackelständchen trotz des ergangenen Verbots bringen wollten. Kaum war das energische Auftreten der Polizei und die Drohung militärischen Einschreitens im Stande, die Ausführung zu verhindern.

Ein bedeutungsvolles Zeichen endlich sowohl der politischen Stimmung, als des Standes der militärischen Zucht gab der sogenannte Oesterreicher Krawall. Zwischen der in Rastatt stationirten österreichischen Sapeurkompagnie und den badischen Soldaten brach nämlich kurz vor dieser Zeit einer jener Streithändel aus, welche an Plätzen gemischter Garnisonen nicht zu den Seltenheiten gehören. Die

Veranlassung gab, wie gewöhnlich, eine Wirthshaus- oder Tanzboden-Scene.

Die technischen Truppen der Oesterreicher standen bei dem schönen Geschlecht der untern Volksschichten offenbar besser angeschrieben, als die Badener. Die schmucke Uniform, das gemessene Benehmen, die ostdeutsche Gewohnheit, sich des „Schatzes" nicht blos im Zwielichte zu erinnern, sondern denselben durch Sonntags-Spaziergänge öffentlich anzuerkennen, die bedeutende Kommandozulage, die ihnen ermöglichte, durch Geschenke, durch Auftischen im Wirtshause, es dem westlichen Nebenbuhler zuvorzuthun, hatte diese Erscheinung und mit ihr jene gereizte Stimmung hervorgebracht, die nur einer Veranlassung wartete, um zu gewaltthätigem Ausbruche zu kommen. Die Veranlassung ergab sich durch das Eindringen einer Partei (bad. Füsiliere) in das Tanzvergnügen der anderen, welches einen unfreiwilligen Rückzug zur Folge hatte. Jetzt brach offene Feindschaft aus, die so weit ging, daß nach einigen Tagen die Badener die von ihrer Arbeit heimkehrenden österreichischen Sapeure, — ja sogar unbetheiligte Artilleristen, die Waffen in der Faust, angriffen. Jene von der Uebermacht gedrängt, flüchteten theils in benachbarte Häuser, theils vertheidigten sie sich, so gut sie konnten, und riefen ihre Kameraden zur Hilfe herbei. Vergebens suchten die herbeigeeilten Offiziere zu vermitteln. Im Nu füllten sich die Straßen mit einer tobenden Menge; es fielen sogar einzelne Schüsse — von welcher Seite, ist im Getümmel unermittelt geblieben. Der Erstürmung eines Hauses konnte sich kaum Hauptmann v. Schweickard mit geschwungener Waffe erwehren.

Jetzt ließ der Gouverneur Generalmarsch schlagen; die in der Festung stationirte Reiterei rückte vollständig aus, das Fußvolk folgte nur spärlich dem Rufe.

Ja so weit ging die Meisterlosigkeit, daß badische Soldaten ihren eigenen Trommler anfielen, schlugen und ihm die Schlägel aus den Händen rissen. Es war eine trübe

Winternacht; die Laternen brannten gerade hell genug, zu zeigen, daß es dunkel sei. Unter dem Schutze dieser Finsterniß sammelten sich außerhalb des Vierecks, wodurch der Gouverneur den Markt und Paradeplatz umschließen ließ, zahlreiche Haufen unbotmäßiger Soldaten, untermengt mit Einwohnern und zahlreichen Festungsarbeitern.

Ein wüstes Geschrei erhob sich, als der Gouverneur die Massen anredete; er wurde mit Schneeballen beworfen, ja mit solchen, die Steine zur Inlage hatten, und erhielt eine nicht unbedeutende Quetschung. Damals hörte ich in diesen Haufen die Aeußerung: „Jetzt sollte man zu Struve hinaus!" und: „Wenn nur die Stinkstiefel (Uebernamen der pflichtgetreuen Hinckeldey'schen Dragoner) nicht wären, dann ließe sich etwas anfangen." Mit Mühe wurde die Ordnung wiederhergestellt, doch nicht so, daß nicht noch den gleichen Abend in einem Wirtshause ein Soldat mit dem Säbel auf Patrouille und Polizei eindringen, einen Mann verwunden und nur dadurch gebändigt werden konnte, daß der Hauptmann der Gendarmerie sich auf ihn warf. Gegenüber den harten Strafen, die über den einzelnen Widersetzlichen nach den Kriegsartikeln verhängt werden und in einzelnen Fällen auch ausgeführt wurden, ging man über diese Scenen mit einer unbegreiflichen Milde hinweg. Die Offiziere legten zusammen und gaben den beiderseitigen Mannschaften einen Versöhnungsschmaus, bei dem schön gesprochen, viel getrunken und umarmt wurde. Unseres Erachtens aber wurde den Soldaten dadurch in höchst bedenklicher Weise die Meinung eingeflößt, daß Unordnungen der Strafe sich leichter entziehen, wenn sie von Massen ausgeführt werden, Dies Streben hat sich denn auch beim Aufstande stets gezeigt. Wurde ein einzelner Schreier befragt, so waren seine Antworten bescheiden, voll unterwürfiger Demuth, alsbald aber fing der Krakeel aufs Neue an, sobald sich wieder ein Knäuel gebildet hatte, in welchem der Einzelne unbemerkt brüllen zu können vermeinte.

Ich habe Grund zu glauben, daß auch nach oben hin

die ganze Sache in mildem Lichte dargestellt wurde, wenigstens that dies die konservative Presse, deren Berichterstatter, wie man damals glaubte, die Ansicht der oberen Behörden auszudrücken beflissen war. Der weiter sehende oder durch die Vorgänge von 1848 besorgte Beobachter verhehlte sich indessen schon damals nicht, was ich einem Freunde über den Vorfall schrieb, daß von Schneeballen und Steinen bis zur Musketenkugel, von der Mißhandlung des Trompeters bis zum Angriff auf die Offiziere nur ein kleiner Schritt sei, und leider hat der Erfolg diese Ansicht als die richtige bestätigt.

Allerdings fehlte es noch in jenen Tagen an Dem nicht, was man guten Geist der Soldaten nannte. Es kamen Beispiele vor, daß diese mit den Waffen auf politisch verdächtige Personen eindrangen, daß sie die Wohnung eines als Aufwiegler anrüchigen Wirthes erbrechen wollten, die Fensterladen zu zertrümmern anfingen. Allein dieses ist unseres Erachtens eine gefährliche Probe der Gesinnungstüchtigkeit, selbst dem erwiesenen Verbrecher gegenüber. Die sonst vortreffliche Darstellung der Ereignisse in Rastatt *) sagt: „Es wurde daran lange und sorgfältig gebrütet, bis diese nämlichen Soldaten, die früher kaum von ihrem brutalen, händelsüchtigen Betragen gegen die Mitbürger durch ihre Offiziere abgehalten werden konnten, so weit gebracht waren, daß sich ihre Wuth gegen diese kehrte; bis diese nämlichen Soldaten, die im Herbst vorigen Jahres Struve's Gefängniß stürmen und ihn zerreißen wollten, in der Bestialität so weit kamen, daß sie im Kerker der Offiziere einen Kannibalentanz mit gezückten Waffen aufführten." Die Berechnung der Zeit zeigt zwischen den oben angeführten Handlungen und den Gräuelscenen des Aufstandes nur einen kurzen Zwischenraum. Das aber ist geschichtliche und psychologische Wahrheit, daß die Leiden-

*) Die Militärmeuterei in Baden. Aus authentischen Quellen zusammengetragen von einem badischen Offizier (v. Andlaw.) Karlsruhe, 1849. 2. Aufl. Seite 1.

schaft, wenn sie einmal entfesselt ist, durch keinerlei Schranken sich zurückhalten läßt, daß sie, wie der Tiger, wenn die Gitter des Zwingers gesprengt sind, die Krallen blutdürstig gegen die Eingeweide des eigenen Wärters kehrt. Ein Anderes freilich ist es, wenn im Gefecht, in der Wuth des Kampfes, bei der Erstürmung einer Barikade oder Mauer das Wort der Menschlichkeit, selbst wenn es der Offizier mit geschwungenem Säbel unterstützt, kein Gehör findet; mit der Abspannung der körperlichen Aufregung kehrt alsdann bald auch der Geist wieder in das Geleise der Ordnung zurück. Aber wenn in sonst gefriedeten Zuständen, beim Walten des Gesetzes dergleichen Handlungen eigenmächtiger Gewaltthat sich häufig zeigen, so ist selbst unter Verhältnissen, wie in jenen Tagen, wo der Mann manchmal zu dem Glauben verführt war, nicht beim Gesetz, nur beim Säbel sei das Recht zu finden, diese Erscheinung von böser Vorbedeutung für die Zukunft. Gerade dann wird nur das strengste Festhalten an militärischer Zucht und Unterordnung, die sorgfältigste Vermeidung und Verhütung aller Selbsthilfe eine sichere Bürgschaft der Ordnung und Ruhe sein.

Allerdings zeigten die Rekruten der außerordentlichen Konskription in den Waffenübungen eine Willigkeit und Unverdrossenheit, welche selbst die Offiziere in Erstaunen setzte und nur noch mehr zur Selbsttäuschung über den Stand der Dinge beitrug, die in den Berichten der Befehlshaber sich noch den 11. und 13. Mai aussprach.

Allein wenige Tage waren hinreichend, diese Täuschung zu zertrümmern, sobald nur einmal der Wink der Leiter der Bewegung hiezu das Zeichen gab.

Daß solche unter der Besatzung in Rastatt waren, ist anzunehmen, wenn es gleich aus den stand- und kriegsgerichtlichen Verhandlungen, selbst gegen Verführte, nicht klar ersichtlich ist. Daß sie aber nur in höchst geringer Anzahl vorhanden waren, daß sie weniger durch Einweihung in einen Verschwörungsplan, als durch Verwirrung der Köpfe über

Reichsverfassung und Grundrechte, und durch Lockerung der Scheu vor den Kriegsartikeln Rekruten für ihre Sache zu gewinnen suchten, ist theils nach dem Gelingen der Verheimlichung wahrscheinlich, theils weisen die mir zu Gesicht gekommenen Akten der Militärgerichte darauf hin.

Welchen Antheil nahmen die Bürger aber bei dieser Vorbereitung zum Aufstande? Seine Größe wurde in offiziellen und nicht offiziellen Berichten ins Ungeheuere ausgedehnt. Und doch ist, so viel mir bekannt, nur bei einem Bürger eine Aufreizung der Soldaten zum Aufruhr in den gerichtlichen Untersuchungen nachgewiesen worden.

Freibier, mit welchem im Jahre 1848 so viel gewirkt wurde, wurde bei weitem weniger, als damals angewendet, und dies geschah zudem erst während des Ausbruches und wenige Tage vorher.

Und doch hatte eine solche Bearbeitung der Soldaten stattgefunden; die geflissentliche Annäherung des letztern an den Bürger während des Ausbruchs der Empörung, die bei jeder Gelegenheit sich hervordrängenden bannalen Redensarten über das Verhältniß des Soldaten zum Bürger, selbst der Vorwurf, den ich nach dem ersten verlornen Treffen einen Flüchtigen machen hörte: „Ihr Rastatter Bürger habt uns so weit gebracht; in der nächsten Schlacht werden wir Euch voranstellen" — spricht dafür. Von welcher Art sie aber gewesen sei, läßt sich bei dem Mangel an schriftlichen Zeugnissen nur aus einzelnen Reden der ersten Wortführer, aus Andeutungen, die den wenigen Lenkern entfielen, mehr errathen, als behaupten.

Daß einzelne Soldaten von den Mitgliedern des vor wenigen Wochen errichteten Volksvereins aufgesucht, wenn auch nicht zu seinen Versammluugen eingeladen wurden, lag im Gange der Dinge.

Bei diesen Gelegenheiten wurden sodann „die hinterlistigen Pläne der Fürsten, das Volk um seine Errungen-

schaften zu bringen", besprochen. Es wurde darauf hingedeutet, wie nur die Voraussicht Dessen, was erfolgt sei, was jetzt die großherzogliche Regierung selbst mißbillige, Hecker, Struve zum Aufstand getrieben habe. „Sie, die Soldaten, hätten die Flamme dieses Aufruhrs mit ihrem, mit ihrer Väter und Brüder Blut gelöscht. Was sie gewonnen hätten? Längere Dienstzeit, mehr Plage mit den Waffenübungen, Verlust an Vermögen durch Aufhebung der Stellvertretung, die früher denn doch manchem armen Teufel Gelegenheit gegeben habe, ein Heirathsgut zu erwerben. Schon fingen die Offiziere, selbst die vom gemeinen Soldaten aus beförderten an, sie roher zu behandeln, die geschmeidige Seite, welche sie bis jetzt gezeigt hätten, werde bald der alten Brutalität Platz machen. Und doch sei es leicht sich derselben zu erwehren, leicht, sich alle Erleichterung zu verschaffen. Sie dürften nur fest zusammenhalten. Wenn einmal ein ganzes Regiment oder Bataillon nicht zum Exerzieren ausrücke; was wollten die Offiziere thun? Sie müßten es sich eben gefallen lassen. Anno 48 und beim Oesterreicher Krawall sei es auch nicht anders gewesen. Ja selbst Offiziere seien auf ihrer Seite, umsonst habe man den Hauptmann Greiner, den Lieutenant Alletag nicht in Untersuchung genommen. Viele von diesen seien aufrichtig für die Grundrechte und die Reichsverfassung, durch diese aber hätten die Soldaten mehr Rechte, als man ihnen bisher gebe. Wenn man ihnen etwas Anderes weiß mache, so sei dies eben nicht die ächte Verfassung, sondern ein unterschobenes Machwerk." Selbst der Spuk der weißen Frau wurde herbeigezogen, zu welchem man, ein bei Ueberfüllung der geheizten Schlafsäle vor einiger Zeit eingerissenes Alpdrücken ausgebildet hatte; — „dies sei die Strafe für das vergossene Bruderblut, welches zum Himmel schreie."

So wenigstens war das Echo dieser Reden, welches während des Aufstandes in den Aeußerungen der Soldaten widertönte. Sie wurden an Einzelne gerichtet, breiteten sich

aber in der Stille der Nacht in den Schlafsälen von Nachbar zum Nachbar, von Bett zu Bette weiter aus.

Mehr dürfte schwerlich vom Bürger auf den Soldaten übergegangen sein. Es war hinreichend; Aehnliches hatten die Leute ja zu Hause auch gehört. Daß sie schweigen, daß keine Anzeige die Oberen von der Gefahr unterrichtete, daß man ähnliche Reden für „gesetzlich" hielt, weil sie ja keinen offenen Aufruhr predigten, war dem Eingeweihten Beweises genug für die Reife der Saat. Es bedurfte nur eines Windstoßes, so mußte die gezeitigte Frucht vom Baume fallen. Nur dafür hatte man zu sorgen, daß von großen Massen an vielen Orten, zu gleicher Zeit, solche Unordnungen ausbrächen, welche einen Rückschritt zur gütlichen Vermittlung unmöglich machten. Dies aber war, auch ohne die Annahme vorgängiger Veranstaltung, bei den leichten Verkehrsmitteln im ganzen Rheinthale ermöglicht; — was heute früh in Rastatt vorging, war bis Mittag durch die Eisenbahn in Mannheim, in Lörrach mit den üblichen Vergrößerungen und Entstellungen zu allgemeiner Kunde gekommen.

Wenn nun gleich das in der Schrift „Militärmeuterei" mit allzugrellen Farben gemalte Bild der äußern Zustände in Rastatt unrichtig ist, wenn namentlich eine Verhöhnung von Offizieren vor „den Kneipen besoffener Brüderlichkeit" weder aus offiziellen Daten, noch aus den Gesprächen der Offiziere mir zur Kunde kam, so hatten sich gleichwohl die innern Zustände der Besatzung so gestaltet, daß ich den 5. Mai einem Offiziere, Oberlieutenant Koch, mittheilen konnte, ich habe gehört, daß beim nächsten Ausrücken die Soldaten seines Regiments der Trommel nicht folgen würden. — Der Friseur hatte es mir ganz naiv, als Unterhaltung beim Haarschneiden, mitgetheilt. Da an jenem Tage wegen einfallenden Regens nicht ausgerückt wurde, so unterblieb die Probe der Unbotmäßigkeit.

Solches war zu Anfang Mai die Lage der Dinge in Rastatt, während die Ablehnung der Kaiserwahl von Seite

Preußens, die Auflösung seiner Kamern wegen ihres Verhaltens in der deutschen Frage, das Gerücht vom Anmarsche preußischer Truppen zur Sprengung der Nationalversamulung allenthalben Furcht vor dem Verluste der Volkserrungenschaften, äußerste Anstrengung in Reden für die Reichsverfassung hervorrief, während die Bewegung in der Pfalz und Sachsen in einen stark republikanisch gefärbten Aufstand umschlug.

Da gingen in Rastatt folgende Schreiben der Karlsruher Bürgerwehr ein, welche an die Bürgerwehren Badens, Württembergs und Hessens gerichtet waren:

„Kameraden! Durchdrungen von dem einmüthigen Gefühl für das Vaterland und für die Anerkennung der Reichsverfassung, für die jetzt der gesunde Theil der Nation sich wie ein Mann erhebt, hat die Karlsruher Bürgerwehr beschlossen, ihre Regierung aufzufordern, die Vereidigung auf die Reichsverfassung in nächster Zeit gleich der auf die Landesverfassung vorzunehmen; sie hat sich bereit erklärt, die Reichsverfassung gegen jeden Angriff zu vertheidigen; sie hat insbesondere in Anbetracht der bedrohten Lage unseres Nachbarlandes Rheinbayern, das uns durch seine muthige Erhebung für die Reichsverfassung ein hervorragendes Beispiel deutscher Gesinnung gab, beschlossen, ihre Regierung zu schützenden Maßregeln für Rheinbayern aufzufordern, und durch dieselbe sich an die Zentralgewalt zu wenden, damit die Zentralgewalt keinerlei Durchmärsche von Truppen solcher Staaten, die die Reichsverfassung nicht anerkannt haben, nach Rheinbayern gestatte.

Kameraden! Wir theilen Euch diese Beschlüsse mit, damit Ihr seht, wie auch wir auf unserem Posten das Unsrige für die deutsche Sache thun; zugleich aber auch, damit sie Euch eine Veranlassung seien, für unser bedrohtes Nachbarland Rheinbayern ebenfalls Schritte zu thun.

An der Aufrechthaltung solcher Beschlüsse wird bei uns Militär und Bürgerwehr, die glücklicherweise in deutscher Gesinnung einig sind, vereint mitwirken, und es

wird nur unserer Anregung bedürfen, um bei Euch dasselbe einzuleiten.

Kameraden! Ihr seid uns zum Theil schon vorangegangen mit feierlicher Anerkennung der Reichsverfassung; in Stuttgart wie in Darmstadt ist derselben gehuldigt worden, und Euch, Wehrmänner von Württemberg, war es vergönnt, in den Tagen der Gefahr dafür einzustehen.

Die große deutsche Sache, die uns Alle beseelt, ist noch nicht allenthalben in unserm Vaterlande durchgeführt; aber sie wird siegen durch das einmüthige Zusammenhalten deutscher Bürger.

Kameraden! So laßt uns denn Alle unter der schwarz-roth-goldnen Fahne gegen jeden bösen Feind einstehen! Laßt uns einstehen für die Aufrechthaltung der Reichsverfassung, für deutsche Einheit und Freiheit, und laßt uns insbesondere unsere Brüder in Rheinbayern nicht vergessen, die unter demselben Panier kämpfen, wie wir.

Mit Gruß und Handschlag.

Die Bürgerwehr in Karlsruhe."

Die Beschlüsse aber lauteten also:

1) „Die Regierung auf das Dringendste zu ersuchen, daß sie sogleich nach dem Erscheinen der Reichsverfassung im Regierungsblatt die Vereidigung auf dieselbe gleich der Landesverfassung vornehme.
2) Die Karlsruher Bürgerwehr ist bereit, die Reichsverfassung gegen jeden verfassungsverletzenden Angriff zu vertheidigen.
3) Die Karlsruher Bürgerwehr fordert sämmtliche Bürgerwehren des Landes auf, sich in demselben Sinne zu erklären, und sich zum Einstehen für die Reichsverfassung bereit zu halten.
4) Die Karlsruher Bürgerwehr fordert insbesondere die badische Regierung auf bei der Zentralgewalt schleunigst die nöthigen Schritte

zu thun, namentlich wolle die Zentralgewalt keinerlei Durchmärsche von Truppen solcher Staaten, die die Reichsverfassung nicht anerkannt haben nach Rheinbayern gestatten.

5) Die Karlsruher Bürgerwehr erläßt einen Aufruf an ihre Kameraden in Württemberg und Hessen, in derselben Weise das Ihrige zum Zwecke der Reichsverfassung und insbesondere zum Schutze Rheinbayerns einzuleiten.

6) Mit dem Vollzug dieser Beschlüsse ist der Gemeinderath und das Heerschaar-Kommando beauftragt

Karlsruhe, den 7. Mai 1849.

Das Heerschaar-Kommando. Der Gemeinderath.
C. Gerber, Oberst. Malsch."

Diese Beschlüsse kamen mit Begleitschreiben der Rastatter Bürgerwehr den 8. Mai zu.

Die Bürgerwehr von Karlsruhe hat vom Augenblicke an, als die Bewegung, von welcher sie nach dem Wortlaute dieser Beschlüsse und Aufforderung so gut ergriffen war, als irgend Jemand im Lande, in offene Meuterei und Empörung sich umgestaltete, sich der letztern entschieden abhold gezeigt und der erstern, wenigstens theilweise, sich mit den Waffen in der Hand widersetzt. Sie ist deshalb als die einzige Bürgerwehr des Landes geblieben, während die übrigen aufgelöst wurden. Wir mißgönnen ihr diese Ehre nicht. Wir wollen selbst nicht darauf aufmerksam machen, daß schon der Trieb der Selbsterhaltung die Bewohner einer kleinen Residenz bewegen müßte, ein gleiches Verfahren einzuhalten. Wenn man aber die Karlsruher Bürgerwehr und immer wieder die Karlsruher Bürgerwehr nennt, um über alle anderen den Stab der Verurtheilung zu brechen, wenn man namentlich ihr Beispiel dem der Rastatter gegenüberstellt und andeutet, daß letztere so eigentlich die badische Revolution gemacht habe, so mag man auch einen Blick auf die Sprache

dieser Aktenstücke werfen. Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir annehmen, daß drei Monate später abgefaßt dies Aktenstück hinreichend gewesen wäre, seine Unterzeichner zum Gassenkehren nach Rastatt zu befördern. Damit aber machen wir der Karlsruher Bürgerwehr nicht den Vorwurf revolutionärer Gesinnung, obgleich wir behaupten, daß die Folgerungen ihrer Beschlüsse und Aufforderung in mehreren Punkten sich nicht sonderlich von der Sprache unterscheiden würden, die wir den Bearbeitern des Militärs in den Mund gelegt haben. Nur ein milderes Urtheil über Andere möchten wir beanspruchen, wenn wir mit dem Geschichtsschreiber der badischen Revolution ins Gedächtniß zurückgerufen haben, wie die Loyalsten damals sprechen konnten und sprachen.

Für Rastatt waren diese Beschlüsse der Windstoß, welcher die reife Frucht der Empörung vom Baume fallen machte. Der Verwaltungsrath der Bürgerwehr beschloß den 8. Mai, daß des folgenden Tages jene Zuschriften der Gesammtheit der Wehrmänner auf dem Uebungsplatze zu einer Beschlußnahme vorgelegt werden sollen. Wahrscheinlich wurde noch derselbe Tag von den Leitern der Bewegung benützt, um ihre Vertrauten von der badischen Besatzung anzuregen, bei ihren Kameraden ein gemeinsames Vorangehen in dieser Sache durchzusetzen, eine Gemeinschaft des Soldaten und Bürgers, wie sie in der Karlsruher Aufforderung in ziemlich vieldeutigem Ausdrucke vorausgesetzt war.

Wenigstens verbreitete sich den 9. Mai früh schon das Gerücht, daß bei der heute, wie gewöhnlich, angesagten Waffenübung der Bürgerwehr auch die Soldaten sich versammeln würden, um mit letzterer zu „fraternisiren", d. h. ihren Beistand zu Vertheidigung der Reichsverfassung den Bürgern anzubieten. Die Lage der Dinge war im Verlaufe des Tages zur Kenntniß des Gouverneurs und der badischen Oberoffiziere der Besatzung gekommen, wenigsten wurde ich des Nachmittags im Museumsgarten, wo sich dieselben ge-

wöhnlich zum Kaffe einfanden, befragt, ob mir Näheres über die Versammlung und ihren Zweck bekannt sei. Ich konnte der Wahrheit gemäß nicht mehr sagen, als daß wir dienstlich nur zur gewöhnlichen Waffenübung befehligt seien; — das Andere hätte das Stadtgerücht verbreitet.

In dieser Lage blieben unseres Erachtens dem Gouverneur drei Wege übrig. Entweder konnte er in seiner Eigenschaft als Kommandirender in einer Reichsfestung durch die Obersten der Regimenter und den Major der badischen Festungsartillerie die Soldatenversammlung, als der Sicherheit des ihm anvertrauten Postens nachtheilig, geradezu untersagen lassen, oder die Kommandirenden der Truppentheile konnten mit ihren Offizieren eine Betheiligung an der Versammlung verlangen und durch ihr persönliches Ansehen durchsetzen, oder man konnte die ganze Sache ignoriren. Den ersten Weg einzuschlagen, trug der General Angesichts der Grundrechte Bedenken, welche das Versammlungsrecht dem Militär gewährleistet hatten. Erst nach zwei Tagen erhielt er auf geschehene Anfrage vom Kriegsminister die Auslegung auf mündlichem und schriftlichem Wege, „daß solche Versammlungen nach dem Disziplinarvorschriften nur mit Erlaubniß der Vorgesetzten gestattet seien," und „daß die Grundrechte solche Versammlungen nur insoweit gestatteten, als sie der Disziplin nicht entgegenständen und daß, wenn dies der Fall nur irgend wäre, sie nicht geduldet werden dürften", endlich daß der Kommandant einer Reichsfestung, wenn er es für nothwendig hielte, für sich schon berechtigt sei, nicht nur das Standrecht, sondern selbst den Belagerungszustand zu erklären. Er möge aber, ehe er diesen Schritt thue, zunächst die Warnung vorausgehen lassen und das Standrecht androhen."

Der zweite Weg hätte möglicherweise die Offiziere in den Stand gesetzt, für einige Zeit noch die Bewegung in der Hand zu halten; möglicherweise hätte er aber freilich auch die Szenen gleich damals hervorrufen können, von denen die folgenden Tage Zeuge waren.

Es wurde von den Kommandirenden der dritte Weg gewählt, zugleich aber eine Beobachtung der Versammlung, so weit es möglich war unter der Hand angeordnet. Daher sah man, als die Bürgerwehr auf den vor dem Niederbühler Thor gelegenen Uebungsplatz ausrückte — es war Abends ungefähr 6 Uhr — auf den Wällen, in den Hohltraversen, zwischen dem genannten Thore und dem Bastion XXX., Offiziere mit und ohne Fernröhre den Gang der Dinge beobachten; Einer war auf der kleinen Straße, die zum Exerzierplatze führt, bis zu dessen Einfassung vorangegangen.

Als die Bürgerwehr in den Platz einbog, bemerkten wir auf der nördlichen Seite desselben eine starke Gruppe von Soldaten, nach meiner ungefähren Schätzung mögen es etwa 300 Mann gewesen sein. Diese empfingen uns mit einem Hochgeschrei, welches von vielen Wehrmännern erwiedert wurde. Das Bataillon aber bog rechts ab, nahm an dem südlichen Ende des Platzes Stellung und hörte hier das Verlesen der Karlsruher Beschlüsse, welche mit allgemeiner Zustimmung angenommen wurden. Als sodann die Rotten sich zur Uebung vertheilen wollten, trat Comlossy mit einigen Offizieren zum Major Thomé heran. Es seien drüben badische Soldaten der Besatzung; diese wünschten bei der Ausführung der Beschlüsse, die soeben gefaßt wären, mit den Bürgern Hand in Hand zu gehen. Es sei schicklich, daß die Bürgerwehr zu ihnen hinüber trete. Nach einigem Besinnen und gepflogener Beratung mit den Offizieren glaubte Thomé diesem Ansuchen willfahren zu müssen, obwohl man ihm ansah, daß die Sache ihm ungelegen kam. Wir marschierten gegen das nördliche Ende des Platzes und bildeten, Gewehr beim Fuß, einen Kreis um die Soldaten. Nun traten von diesen einige Redner hervor; der Gefreite Haas nurde mir als einer derselben bezeichnet. Hier vernahm man nun Muster der Beredsamkeit, deren Unsinn dem keiner „Volsrede“ jener Tage nachgab. Aus verworrenen Perioden, schwülstigen, hohlen Phrasen, banalen Schlagwörten, konnte

man so viel entnehmen, daß auch den Soldaten die Reichsverfassung heilig sei, daß auch sie unsere Regierung zu ihrer Durchführung veranlassen, sie darin unterstützen wollen. Dies wollen sie gemeinschaftlich mit den Bürgern thun, so daß alle Wehrfähigen wie ein Mann daständen. Die Bürger möchten kein Mißtrauen gegen sie haben. Allerdings hätten sie im vorigen Jahre, weil sie von ihren Offizieren dazu befehligt worden seien, auf ihre Brüder, die Bürger geschossen. Allein jetzt erkännten sie, daß die Bürger mit ihnen das Beste des Vaterlandes wollten und sie würden treu zu ihnen halten und fest wie Männer dastehen gegen Jeden, der sie in ihrem schönen Entschlusse beirren wolle. Auch der Gefangenschaft und der Verbannung wurde gedacht, in welcher wackere Bürger, die Besten des Vaterlandes, schmachteten, und ein Hoch der wackeren Bürgerwehr ausgebracht. Von den Bürgern antwortete ihnen Hauptmann Müller, der in allgemein gehaltener Rede den Entschluß der Soldaten lobte und dankend entgegennahm. Nur so könne das Vaterland gegen die dem Volke drohenden Gefahren der Reaktion geschützt, nur so das Palladium des Volkes, die Reichsverfassung, gegen die volksfeindlichen Bestrebungen vertheidigt werden, was zu thun ja auch der Großherzog versprochen habe. Hierauf wurde der Reichsverfassung und der vielbedeutenden Vereinigung des Heeres und der Bürger ein wiederholtes Hoch gebracht.

Nun wurde der Kreis geöffnet, die Bürgerwehren begaben sich an die Waffenübung, von den Soldaten verließen die Meisten den Platz. Einige wurden zu weiterer Besprechung auf heute Abend in das Gasthaus zum Bären eingeladen.

Dieses war der Verlauf des sogenannten Verbrüderungsfestes; in seiner äußeren Erscheinung immer noch „gesetzlich“, wie ich des anderen Tages auf Befragen dem Adjudanten des Generals, Oberlieutenant Stölzel mittheilen konnte. Ob aber nicht hinter den Coulissen ein anderes Spiel aufgeführt werde, dies war eine andere Frage.

Es ging den 10. Mai vom Gouverneur eine beruhigende Meldung nach Karlsruhe ab, in welcher berichtet wurde, die Versammlung habe mit einem Hoch auf den Großherzog geschlossen. Von diesem habe ich nichts gehört; da aber der Schluß der Rede des Hauptmanns Müller in der allgemeinen Unruhe nur schwer zu verstehen war, kann ich diesen Umstand nicht mit Bestimmtheit in Abrede stellen.

Den Vormittag des 10. Mai wurde unter der Hand verbreitet, daß Bürger und Soldaten sich heute Abend in der Gromer'schen Bierbrauerei wieder versammeln würden, um die weitern Maßregeln der gestern stattgefundenen Verbrüderung zu besprechen, namentlich auch diejenigen Soldaten herbeizuziehen, welche gestern bei der gemeinsamen Sache sich nicht betheiligt hätten. Die Bürgerwehr wurde nicht zum Ausrücken befehligt, wohl aber luden sich Diejenigen unter der Hand ein, die entweder gleiche Gesinnung mit einander verband, oder welche in üblicher Neugier sich die Augenweide eines neuen Spektakelstücks geben wollten. Ich war jenen Tag in Baden, dem Prinzen von Fürstenberg, dessen persönliche Sicherheit von dem Ausgange der Dinge in Rastatt je nach Umständen berührt werden konnte, meine Ansicht über den Stand der Angelegenheiten mitzutheilen. Ich kann deshalb über den Verlauf der Versammlung bei dem Gromer'schen Bräuhause (jetzt Streib) nur nach den Mittheilungen befreundeter Augenzeugen berichten. Nach diesen wäre gegen Abend ein verworrener Knäuel Menschen gegen die Lokalität dieser Bierwirtschaft hinausgewandelt, welche auf einer durch das alte Rheinufer gebildeten Anhöhe nächst dem Kehler Thor gelegen ist. Dort hätten sie sich theils auf der Anhöhe, theils in der Ebene niedergelassen. Hierauf seien von der Murg her Soldaten, vorzüglich von der Festungsartillerie, in geschlossenen Reihen anmarschirt, ihnen voraus sei eine schwarz-roth-goldene Fahne getragen worden. Mit gezückten Säbeln hätten sie ihren Weg durch die Stadt genommen, seien sie, am Versammlungsorte angekommen und durch ein-

zelne Bürger da und dort begrüßt, bewirthet, zum Reden ermuntert worden. Es wurden nun eine Reihe rednerischer Expectorationen vernommen, unter denen die des Soldaten Stark einen offenbar aufrührerischen Charakter angenommen habe. Ich habe ein Beispiel dieser Beredsamkeit, dessen Aufnahme in den „Murgboten“ von dem Redner später verlangt worden war, im Manuskript vor mir liegen gehabt; es enthielt einen zusammengestoppelten Unsinn, bei dem man durchaus nicht klug wurde, was der gute Mann eigentlich nur sagen wollte.

Abends entfernten sich die Gruppen, die Soldaten wieder in geschlossener Reihe, mit einer Ordnung, einem Ernste, einer Ruhe, die einen schneidenden Gegensatz zum Gegenstande der Verhandlungen, zum Benehmen des folgenden Tages bildeten. Es geschah dies noch zeitig genug, um gegen das Festungsreglement sich nicht zu verstoßen. Der Gouverneur entsendete noch den gleichen Abend den Hauptmann Zeroni von der Artillerie nach Karlsruhe, um den Kriegsminister von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen. Derselbe erhielt über die Haltung des Gouverneurs gegenüber den Soldatenversammlungen die mündliche Weisung, die oben erwähnt worden ist. So ging man dem folgenden Tage nicht ohne Besorgniß entgegen.

In der Frühe des 11. Mai erfuhr man am Bahnhofe, auch in Freiburg hätten Soldatenversammlungen stattgefunden, umsonst habe Oberst v. Röder versucht, sie zu verhindern, er sei in der Lage, das Kommando niederzulegen oder habe es schon gethan. Den gleichen Morgen wurde auf Befehl des Hauptmanns v. Renz Soldat Stark vom ersten Regiment, einer der Redner des gestrigen Tages, verhaftet; Oberst v. Hoffmann hatte seine Genehmigung zu dieser Verhaftung ertheilt. Es mochte ungefähr 10 Uhr sein, das erste Regiment war vom Festungsdienst eben in die Leopoldskaserne zurückgekehrt, die Nachricht von Freiburg hatte sich schnell verbreitet. Jetzt verlangten immer zahl=

reichere Gruppen die Freilassung S t a r k' s. Aus der Stadt wälzten sich brüllende Haufen heran, Artilleristen, Soldaten des dritten Regiments, einzelne Bürgerwehrmänner, Festungsarbeiter, die eben feierten. „Der Gefangene muß heraus", — war das Losungswort. An der Kaserne suchte der Adjutant des Regiments, v. Göler, die Menge von ihrem Vorhaben einer gewaltsamen Befreiung abzuhalten, es kamen die Oberoffiziere, Obristlieutenant v. Friedeburg, Major Schumacher und der Hauptmann der Kompagnie, welcher die Verhaftung Stark's bewerkstelligt hatte; — mehrere Unteroffiziere und Feldwebel stellten sich zu den Offizieren und versuchten die Massen zu entfernen. Die Kasernenwache sollte die Tobenden zurückdrängen, sie nahm eine völlig passive Haltung an. Endlich entschloß sich Obristlieutenant v. Friedeburg, um der unmittelbar drohenden Erstürmung des Gefängnisses zuvorzukommen, den Soldaten Stark bis auf weiteres auf freien Fuß zu setzen, welcher sofort den Soldaten in einer Rede dafür dankte, daß sie sich seiner so kameradschaftlich angenommen hätten. Doch erst nachdem sein Hauptmann ihn des Arrestes entlassen, wollte er sich entfernen. Bezeichnend sind seine Worte: „Kameraden!" sagte er, — „ich danke Euch für Eure mir bewiesene Freundschaft, doch laßt mich in meinen Arrest zurückkehren, denn auf diesen Wege kann und will ich ihn nicht verlassen. Das ist nicht der gesetzliche Weg, den wir doch einhalten wollen. Nur wenn mein Hauptmann, von dem ich in den Arrest gesprochen wurde, mir erlaubt, denselben zu verlassen, werde ich nicht mehr in denselben zurückkehren." Der Hauptmann v. Renz gab die Erlaubniß.

Noch drängten sich die Haufen in den Gängen der Kaserne. Der Adjutant v. Göler, der sie zur Entfernung bewegen wollte, wurde bedroht, nur mit Mühe von einigen Unteroffizieren weitern Mißhandlungen entrissen. Erst nach einiger Zeit entfernten sich die herbeigeströmten Haufen und folgten dem Schlagen des Generalmarsches, welcher die

ganze Zeit über fast ohne Erfolg gedauert hatte. Bald hörte auch dieser auf.

Zahlreiche Gruppen durchzogen die Straßen der Stadt, verliefen sich in die Wirtshäuser, plauderten gemüthlich auf den Plätzen der Stadt; — diese hatte gegen 12 Uhr ihre gewönliche Physiognomie wieder angenommen, die Ablösung der Wachen ging regelmäßig vor sich. Man glaubte, die Fortsetzung des Treibens werde Abends gelegentlich der Waffenübung der Bürgerwehr stattfinden; doch es dauerte nicht solange. Gegen 1 Uhr rannten auf's Neue Haufen gegen die Leopoldskaserne, oder drängten sich in den Straßen. Hier wurde geschrieen, Stark sei wieder zur Haft gebracht worden, dort wurde dies in Abrede gestellt, dagegen behauptet, Korporal Kehlhofer, welcher wegen Insubordination im Arrest sitze, werde mit dem Tode bedroht, schon wolle man Standgericht verkündigen. Andere riefen, dem Hauptmann Greiner müsse man zu Hilfe kommen, der sei arretiert worden, weil er es mit den Soldaten gut meine. Dies war wieder einer der Fäden, welche auf die Vermuthung republikanischer Leiter der Bewegung führen. Denn Greiner war, wie oben gezeigt, worden ist, wegen einer Begünstigung Struve's in Untersuchung genommen worden. Die Kunde davon hatte sich unter der Hand verbreitet, daher wurde sein Name als wirksamer Hebel gebraucht, die Gemüther aufzustacheln, daher erhielt derselbe in zwei Tagen eine solche Popularität, daß von den empörten Massen er zuerst dem Gouverneur beigegeben, dann an seine Stelle befördert wurde.

Wieder ertönte der Generalmarsch; die Soldaten folgten ihm noch weniger, als vorhin. Mittlerweile trat die Ruhe von selbst ein, da Greiner an der Spitze einer Wachmannschaft gesehen, Stark in Freiheit erblickt und Kehlhofer von andern Soldaten als schon befreit ausgegeben wurde; man konnte ruhig sein Mittagbrod nehmen. Mittlerweile hatte der Gouverneur wirklich beschlossen, das Standrecht anzudrohen; es war dies nicht nur von den Offizieren den Sol-

daten gegenüber geschehen, sondern schon waren die Plakate gedruckt, welche diese Androhung der Bürgerschaft verkünden sollten. Da ging der Bürgermeister mit einer Abordnung des Stadtraths in das Schloß, die Bekanntmachung dieses Befehls zu verhindern; sie ist unterblieben. Auch die Befreiung eines Bürgers, der angeblich wegen beleidigender Reden gegen einen Unteroffizier auf die Schloßwache in Haft gebracht wurde, wird begehrt und erlangt. Zahlreiche Gruppen hatten indessen sich vor dem Schlosse versammelt, man hörte Worte großer Aufregung, es wurde die Schloßwache durch eine Kompagnie des dritten Regiments unter Hauptmann Frech verstärkt. Als dieser die Gesinnung seiner Mannschaft dadurch erproben will, daß er sagt, wer nicht zur Aufrechthaltung der Ordnung und des Gesetzes unbedingt bereit, seinem Gebote nicht unbedingt gehorsam sein wolle, möge auf die Seite treten, hatte er den Schmerz, zwei Dritttheile der Kompagnie austreten zu sehen. Zwar gaben sie wieder bei, als der Gouverneur mit seinem Adjudanten hinzutrat, sie ermahnte und fragte, ob sie nicht Reue über das Vorgefallene fühlten. So wurde der Eingang zum Schloßhofe vom Zutritte der Bürger frei gehalten; — schon vor einiger Zeit war nämlich der Befehl ergangen, daß der Eintritt in den Schloßhof nur denjenigen Civilpersonen gestattet sei, die dort Geschäfte hätten. —

Es war ungefähr 2 Uhr, da wurden die Offiziere von unserm Kosttische zur Post plötzlich in die nahe gelegene Wilhelmskaserne abgerufen.

Hier war ein tobender Haufe eingedrungen und begehrte die Freilassung der hier befindlichen Gefangenen des dritten Regiments. Es wurde verbreitet, von den Tumultuanten von heute früh habe Oberst v. Pierron einige zur Haft bringen lassen. Der Ungrund dieses Lärms ist mir nachmals versichert worden und auch in der Lage der Dinge begreiflich; doch war eine ziemliche Anzahl Arrestanten von frühern Tagen im Gefängnisse. Die Offiziere der Dragonerschwadron, Rittmeister v. Seldeneck, Oberlieutenant v. Hartmann, Lieutenant

Gramm, der Oberst v. Pierron, sein Adjutant Mercy, andere herbeigeeilte Offiziere redeten den Tumultuanten zu, von Gewaltthätigkeiten abzustehen. Als Worte nichts halfen, zogen sie die Säbel und jagten den tobenden Haufen auf die Straße hinaus. Aufs Neue sammelten sie sich hier an der Ecke der Post- und Herrenstraße, wo die Wohnung des genannten Obersten sich befand. Hier ließen sie durch das Zureden des Gefreiten Haas sich bewegen, auseinander zu gehen. Der Nachmittag verging ruhig. Der Oberst v. Pierron versammelte auch sein Regiment. Er hielt es für nothwendig, in den Bastion XXX. eine Verstärkungsmannschaft zu schicken und bestimmte hiezu die Scharfschützen seines Regiments, die er für zuverlässiger hielt, da sie aus den Bessern der Mannschaften ausgewählt waren. Aus dem Zögern eines dazu befehligten Feldwebels schließt der Oberst auf dessen Unbotmäßigkeit und beauftragt einen Andern mit der Führung der Verstärkung; mittlerweile war Jener schon im Bastion eingetroffen und es gelang dort die Gefangenen gegen etwaige Befreiungsversuche zu sichern.

Es war die Zeit des Ausrückens der Bürgerwehr gekommen; diese versammelte sich vor dem Rathhause und setzte sich nach der Murgbrücke in Bewegung. Dort enstand eine Stockung, es fiel gerade ein leichter Regen ein, und zahlreiche Gruppen zogen wieder in die Vorstadt „Dörfel“, wo die Leopoldskaserne sich befindet. Viele Soldaten mengten sich unter die Reihen der Kompagnien, Proletarier, Festungsarbeiter unter Waffen gesellten sich ihnen bei. Hier sah ich eiuen Bürgerwehrmann eine Hand voll scharfer Patronen hervorziehen: „Wir werden Euch nicht verlassen“, sagte er, indem er sie einem Soldaten heimlich zeigte. Der Mann schien dem Proletariat oder der niedersten Klasse der besitzenden Einwohnerschaft anzugehören. Der Major der Bürgerwehr hatte sich indessen mit dem Bürgermeister besprochen; bald darauf gab er das Zeichen zum Einrücken mit dem Befehl, daß auf den ersten Schlag des Generalmarsches

Jedermann beim Rathause anzutreten bereit sein solle. Die Wehrmänner zerstreuten sich gegen $^1/_2$6 Uhr. Unsere Kompagnie wurde eingeladen, im Gasthofe zur Sonne frische Wahlen vorzunehmen. Der Hauptmann derselben, Kaufmann Heidt, hatte vor längerer Zeit ein sogenanntes Mißtrauensvotum erhalten. Man hatte dies politischen Ursachen zugeschrieben. Ich habe Gelegenheit gehabt, dies Aktenstück zu sehen; aus den Namen der Unterzeichneten muß ich schließen, daß dienstliche Gründe den Vorwand gaben, das Streben, sich in höhere Stellen hineinzuintriguiren, die geheime Ursache war. Auch der Oberlieutenant, Dr. Haug, hatte hieraus Veranlassung genommen, noch vor dem letzten Verbrüderungsfeste seine Entlassung einzureichen; sie war angenommen worden. Zum Hauptmann wurde der bisherige Oberfeldwebel Schnebele gewählt: in die anderen Stellen rückten die nächst untern Chargen vor. —

Während dieser Verhandlungen hatte der Lärm auf der Straße zugenommen, die tobenden Haufen stürmten der Leopoldskaserne zu. „Korporal Kehlhofer sei nicht frei, noch sitze er im Arrest. Dieser müsse befreit werden". In der Kaserne war das Bataillon angetreten, welches Marschbereitschaft hatte, Patronen waren ausgegeben, die Gewehre geladen worden; die Offiziere des Regiments waren versammelt, unter ihnen der Oberst Hoffmann. In der Stadt wurde Generalmarsch geschlagen. Die Offiziere suchten die andringenden Haufen durch gütliches Zureden zu beschwichtigen; — vergebens. Wenn ein Theil nachgab, rückten andere Haufen nach; immer das gleiche Geschrei: „den Kehlhofer heraus!" Dieser Unteroffizier hatte vor etwa zehn Tagen, als der Regimentsadjutant ihn über Beschwerden des Feldwebels wegen seines unbotmäßigen Benehmens vorgenommen hatte, gedroht, selbst die Borten sich abzureißen. Hierauf hatte er sich aus der Garnison entfernt und war heute erst wieder zurückgekehrt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er in der Zwischenzeit auswärtige Verbin-

dungen angeknüpft und Instruktionen empfangen hatte, wie und wann die Meuterei beginnen solle. Seine Befreiung wurde jedoch vereitelt, da Hauptmann v. Degenfeld mit seiner Kompagnie den Eingang der Kaserne verteidigte. Unterstützt von einigen pflichtgetreuen Soldaten und einem Unteroffizier Namens Rinckleff behauptete er seinen Posten. Unter den Angreifenden waren die Kanoniere der Festungsartillerie die Rührigsten gewesen. Diese eilten unter der Drohung Kanonen zu holen, in die Stadt zurück. Die andern Haufen versprachen, sich zu entfernen, wenn die Wache in das Innere der Kaserne zurückgezogen würde. Im Augenblicke aber, da dies geschah fielen Steinwürfe gegen die Offiziere. Oberst Hoffmann wurde schwer getroffen, zu gleicher Zeit das Hofthor der Kaserne erbrochen. Der Oberst sieht sich genötigt, seine Wohnung aufzusuchen und läßt das Nachtwachsignal schlagen. Hierauf wird der Tumult noch ärger, der Trommler mißhandelt; der Augenblick größter Gefahr ist für die Offiziere gekommen, zumal da ein Feuerwehrmann, sich fortzupacken befehligt, eine Pistole aus der Brusttasche hervorgezogen hatte. In diesem verhängnisvollen Augenblicke ritt Oberst v. Pierron mit dem Bataillonsadjutanten Koch vorüber. Unter gräßlichem Geschrei wandten sich die Massen plötzlich gegen ihn, während eben ein Soldat ihn zur Umkehr bereden will; Schmähungen werden ausgestoßen, Steine, Faschinenmesser ihm entgegengeschleudert; ein Dragoner zerschneidet durch einen Fehlhieb nach seinem Haupte die Zügel seines Pferdes. Nur die Geistesgegenwart des Adjutanten, der den andern Zügel faßte und mit dem Obersten durch die unter Geheul ausweichende Menge sprengt, rettet dem Obersten das Leben. Doch fällt selbst am Eingange des Schloßhofes die Wache das Gewehr gegen die Reiter, deren Pferde nur durch eine schnelle Wendung der Verwundung entgehen. Auf den Verweis des herbeieilenden Wachkommandanten, Lieutenant Wacker, erwiedert der Posten ganz mürrisch: „Galopp zu

reiten ist hier verboten; ich leid' es nicht und wenn der Großherzog oder ein General so käme". — Doch hatte dieser Angriff auf Oberst v. Pierron und der frühere Abzug der Kanoniere den Vertheidigern der Leopoldskaserne Luft gemacht. Die Massen verliefen sich, den Unteroffizieren gelang es, die Ruhe herzustellen, die Offiziere blieben in der Kaserne bis spät in die Nacht und wurden alsdann von den Unteroffizieren und Feldwebeln in ihre Wohnungen in der Stadt geleitet.

Desto ärger war das Toben in den Straßen. Jene Kanoniere waren von der Leopoldskaserne in die Stadt mit dem Rufe gestürzt, Hauptmann v. Degenfeld habe einen Mann erstochen. Unter Wutgeheul drangen die Massen vor seine Wohnung auf dem Marktplatze, angeblich ihn aufzusuchen, der unterdessen ganz ruhig seiner Wache wartete. Nur mit Mühe wurden seine Angehörigen durch befreundete österreichische Offiziere vor Ungebühr der Eindringlinge geflüchtet. Durch gütliches Zureden von diesem Hause entfernt, dringen die Haufen, zu denen sich das Proletariat der Festungsarbeiter, die niedern Klassen der Einwohner, eine Masse Neugieriger gesellen, in andere Straßen, andere Offiziere aufzusuchen; schon wird nach Oberst v. Pierron gefragt. Der Bürgermeister, umgeben von einer Wache und Offizieren der Bürgerwehr, begiebt sich auf das Rathhaus, der Gouverneur macht noch einen Versuch, persönlich den Sturm zu beschwichtigen. Er läßt die Dragonerschwadron aufsitzen, stellt sich an ihre Spitze, und durchreitet im Trabe die Strecke vom Schloßhofe bis zur Wohnung des Obersten v. Pierron, wo sich die Massen gesammelt hatten.

Wer die besinnungslose Flucht dieser Haufen beobachtete, die unter dem Rufe: „die Dragoner kommen!" sich nach allen Seiten hin retteten, mußte zur Ueberzeugung gelangen, daß alle die weitern Szenen jenes Abends unterblieben wären, wenn diese Schwadron nur eine Stunde lang, die Säbel in der Scheide, im Trabe die Straßen und Plätze

der Stadt durchritten hätte. So groß war das Gedränge der auf der Poststraße herabfliehenden Menge, daß ich nur mit Mühe mich an den Häusern hin den Flüchtigen entgegenstemmen und die Straße aufwärts gelangen konnte. Unglücklicher Weise glaubte aber der General es durch Sprechen versuchen zu müssen, die Leute zu besänftigen. Er machte mit der Schwadron vor der Wohnung des Obersten Halt und gleich hatten sich die Haufen wieder vor den Hufen der Pferde massenweise gesammelt, der Eifer der Dragoner erkaltete, so daß der spätere Befehl, einzureiten, ohne Wirkung blieb. Der Gouverneur fragte die ärgsten Schreier, was sie wollten, er redete ihnen gütlich zu. Sie schienen einen Augenblick besänftigt; einer trat aus dem Knäuel hervor und bot ihm die Hand und versprach, die Massen zu beruhigen. Im gleichen Augenblick wurden Ziegelstücke und Steine gegen den General geworfen, er selbst an Kopf und Schulter getroffen, erhielt starke Quetschungen. Jetzt hörte man den Ruf: „Eingeritten, Marsch, Marsch!“ Den Zuruf „Einhauen“ habe ich nicht gehört. Wohl aber kommandirte Rittmeister v. Seldeneck „Säbel auf“. Nur ein kleiner Theil der Mannschaft gehorchte dem Befehl. Die andern, theils eingeschüchtert, theils vielleicht durch den beim Ausrücken vernommenen Ruf: „Ihr werdet doch gegen unsere Kameraden Nichts thun!“ gewonnen, hielten ruhig auf den Pferden. Viele wurden von den Steinwürfen getroffen. Nur der Führer des ersten Zuges, Lieutenant Gramm, sprengte mit seinem Pferde in den Haufen, die Dragoner folgten ihm nicht; ich konnte nicht beobachten, ob aus Widersetzlichkeit oder aus Verwirrung des Augenblicks, da Offiziere und Reiter sich um den verwundeten General drängten. Ein Junge wurde über den Haufen geritten, man schleppte ihn in einen nahe gelegenen Laden des Kaufmanns Krapf. Augenblicklich erhob sich ein Wuthgeschrei. „Er ist todt!“ rief man, „schändlich getödtet; der General hat's gethan. Auch wir haben

einen Windischgrätz!" In der Verwirrung die auf diese Szene folgte, wurde der General von seinem Adjutanten und dem Rittmeister in das Schloß zurückgebracht. Die Schwadron folgte ihm, ob befehligt oder auf eigene Faust, konnte ich nicht unterscheiden „Zurück", hatte der Rittmeister gesagt, als er den General aus dem Gedränge brachte. Ein Theil der Menge trieb jetzt die Straße abwärts zum Marktplatz, ein Theil stürzte gegen die Wilhelmskaserne, Viele folgten dem General, Andere blieben zur Stelle. Die ersten trafen beim Kreuze auf Oberlieutenant Pfeifer. Unter dem Rufe: „Auf ihn, schlagt ihn todt, den Mörder!" wird er überfallen, mißhandelt. Nur der Ruf: „Der ist nicht der Rechte" schützte ihn vor härterem Schicksale, einige Soldaten brachten ihn in Sicherheit. Mittlerweile hatte Lieutenant Gramm in vollem Lauf die Kapellenstraße erreicht. Als er hier bemerkte, daß er von den Seinen verlassen sei, ritt er diese hinauf und bog wieder bei der Wilhelmskaserne in die Poststraße ein, wo die Massen sich wieder gesammelt hatten. Er verschmähte den Rath, den ich ihm gab, durch den Schloßgarten, seine Schwadron aufzusuchen; mit ritterlichem Muthe setzte er sein Pferd in Trab, dann in Galopp, durchbrach noch einmal die auseinanderstiebende Masse und bahnte so sich den Weg in den Schloßhof.

Unterdessen begannen die Meuterer mit Steinen an die verschlossenen Läden der Wohnung v. Pierron's zu werfen, der kurz vor diesen Szenen nach Hause zurückgekehrt war. Sie sprengten die Hausthüre. In diesem Augenblicke wurde der Oberst, der sich ihnen hatte entgegenstellen wollen, durch seinen Hauswirth, Gemeinderath Zwiebelhofer, in die anstoßende Wohnung hinübergezogen und vor augenscheinlicher Gefahr einer Latourisirung gerettett: Unter dem Geschrei: „Wo ist er, der Hund, sterben muß er, martern wollen wir ihn!" drangen die Tobenden in die Wohnung, wo die Gattin, wo eine kranke Tochter mit ihrer Schwester hilflos geschehen lassen mußten, daß Möbel zertrümmert, der Säbel

geraubt wurde, den der Oberst mit Ehren in den Feldzügen getragen hatte. Die Thüre des Arbeitszimmers wurde eingetreten, wo die Fahnen des Regiments, die alte, von der nur noch die Stange und ein Paar Fetzen Seide von alter Tapferkeit und Ehre des Regiments zeugten und die neuere, im vorigen Jahre erst erhaltene, standen. Diese wurden auf die Straße hinabgeschleppt, die Krone, der Namenszug des Großherzogs abgebrochen, ja sie wollten dieselben in den Koth treten. Dies erbitterte denn doch viele der Soldaten, sie tadelten dies Benehmen, sie entrissen die Fahnen dieser Schmach; der Haufe brachte sie unter wüstem Geschrei auf das Rathhaus. Auch dem Major Walz gelang es, eine Anzahl Soldaten aufzubringen, um sie aus dem Rathhause wieder zu holen. Dort war der Bürgermeister Sallinger auf den Balkon getreten und hatte mit entschiedenen Worten die Soldaten über ihr Benehmen getadelt und zur ruhigen Rückkehr in die Kaserne aufgefordert. Major Walz aber wurde, während seine Begleitung sich hinaufbegab, die Fahnen zurückzuholen, von einem der Meuterer auf den Tschako geschlagen, ohne indes an seiner Person weitere Beschädigung zu erhalten. Bürger und Soldaten umgaben ihn schützend; mittlerweile kam die Mannschaft mit den Fahnen zurück, diese wurden in die Wilhelmskaserne getragen. Es war dieses die letzte Szene des Auflaufes gewesen. Wie auf ein gegebenes Zeichen kehrten die Soldaten in die Kasernen zurück und zur Zeit des Zapfenstreiches herrschte solche Ruhe auf den Straßen, daß ein eben angekommener Fremder kaum die Aufführung solcher Auftritte, wie wir sie heute erlebt hatten, dem Erzählenden geglaubt hätte.

Jetzt schwieg die Aufregung; die von Wein und Leidenschaft erhitzten Leute lagen in tiefem Schlafe auf ihren Betten, nur der gemessene Schritt der Schildwachen unterbrach die Stille in den Kasernen und auf den Straßen. Sonst aber wachte bis spät in die Nacht die schwere Sorge

für den kommenden Tag am Lager des friedlich gesinnten Einwohners, der wundenkranke Oberoffiziere. Noch spät in der Nacht war Oberlieutenant v. Hartmann, von den Dragonern nach Karlsruhe entsendet worden, dem Kriegsminister die trostlose Lage der Dinge zu melden. Der General lag nämlich während der letzten Scenen betäubt in seiner Wohnung, Oberst Hoffmann hatte sich krank abgemeldet, Oberst v. Pierron war nicht zu finden; da faßten mit dem Adjutanten des Gouverneurs einige Offiziere der Artillerie und Reiterei den Beschluß der Absendung dieser Botschaft. Im Gasthofe zur Post, wo sonst fröhliche Abendgesellschaft der Offiziere gewesen war, hatte heute trübe Stimmung Platz gegriffen. Noch während des Tumultes hatten sich die badischen Artillerieoffiziere mit den österreichischen besprochen, ob nicht dadurch der Sache eine Wendung gegeben werden könne, wenn die Offiziere mit einigen zuverlässigen Artilleristen die Geschütze bespannen und die österreichischen Truppen theils als Bedeckung, theils als Bedienung verwenden würden. Ich glaube Dr. Neck, der als der nächstwohnende Arzt zum General gerufen war, hatte dies ihm mitzutheilen übernommen, allein der Zustand des Kranken verhinderte eine Beschlußfassung. Die Hauptleute der Oesterreicher erklärten noch denselben Abend ihren der Sachlage nach ganz wohlberechneten Entschluß, ihre Truppen in den Kasernen zu konsigniren und von einem Zusammenstoß eben sowohl, als von der Ansteckung so viel als möglich frei zu halten. In der That hatte man schon in der Versammlung beim Gromer'schen Bierhause die Aeußerungen gehört, die Oesterreicher, als Truppen eines gegen die Reichsverfassung feindlichen Staates, sollten aus der Festung entfernt werden.

Noch vor seiner Verwundung hatte der General angeordnet, daß morgen mit dem Frühesten Struve und Blind mittelst eines Extrazuges nach Bruchsal zu verbringen seien. Mit der Ausführung dieses schwierigen Auftrages war Lieutenant Gramm betraut worden. — Dieser muthige

Offizier begab sich um Mitternacht zu den Schlafstätten seiner Schwadron und ließ den Schläfern in das Gesicht leuchten. Sobald er einen Mann erblickte, auf den er vertrauen zu können glaubte, weckt er denselben schweigend, führt ihn hinaus und befiehlt ihm, sich zum Ausrücken zu richten. Wie eine hinlängliche Anzahl bereit ist, reitet er mit ihnen zur Bastion XXX., wo eine Postchaise bereit ist. Die des Nachmittags in die Bastion kommandirten Scharfschützen begleiten den Zug, der sich gegen das Rheinthor in Bewegung setzt, um Diejenigen zu täuschen, welche durch Instinkt oder Verrath zur Kenntniß seiner Sendung gekommen waren. Die Vorsicht war ganz am Platze, denn schon setzte sich ein kleiner Haufe Meuterer gegen das Karlsruher Thor in Bewegung. Indessen hatte die durch das Unerwartete verblüffte Wache das Rheinthor geöffnet; — als eben einige Mann herbeieilen, das Unternehmen zu verzögern oder zu hindern, drückt Gramm sie durch ein geschicktes Manöver seitwärts und bringt seine Gefangenen glücklich zum Bahnhofe. Von da werden sie durch die Scharfschützen sofort nach Bruchsal gebracht und bringen der dortigen Besatzung durch ihre Erscheinung und Begleitung die Kunde von der Rastatter Empörung. Gramm findet es sachgemäß, mit seinen Dragonern durch ein anderes Thor die Stadt wieder zu gewinnen. Die Schaar der Meuterer in ihrer Hoffnung getäuscht, begibt sich unter Drohungen und Geschrei vor die Wohnung des Obersten v. Pierron, wird aber hier durch ein Piket abgewiesen, welches von der Verstärkungsmannschaft in der Nacht als Sauvegarde dorthin befehligt worden war. Es geschah dies zwischen 3 und 4 Uhr des Morgens. Diese Bewegung zu Gunsten Struve's war ein Zeichen, daß heute die Führer der Meuterei Farbe bekennen und Trumpf ausspielen würden. Es geschah dadurch, daß sie die Mannschaft in einen Taumel versetzten und zu solchen groben Vergehen verleiteten, bei welchen Umkehr und gütliche Beilegung unmöglich schien.

Es war etwa 7 Uhr morgens; ich hatte die Schilderung des gestrigen Tages eben der Post übergeben, da sah ich einen verworrenen Haufen Soldaten, gefolgt von Knaben, die zur Schule gingen, von Proletariern und Festungsarbeitern über den Rohrersteg in die Herrengasse eindringen. Sie hatten einen Kameraden in ihrer Mitte, den sie von Zeit zu Zeit durch Püffe mißhandelten. Es war jener Korporal Rinckleff, der sich gestern bei der Verteidigung der Leopoldskaserne an der Seite des Hauptmanns v. Degenfeld durch sein muthiges Benehmen bemerklich gemacht hatte. Da der angeblich vom Hauptmann getödtete Mann sich als eine Fabel herausgestellt hatte, so sollte Rinckleff einen Artilleristen wenigstens verwundet haben und dieser in der Artilleriekaserne des Schlosses auf den Tod liegen. Vergebens betheuerte der Mann die Unwahrheit der Erfindung. Er wurde zur Stallung der Artilleristen geschleppt, die Kleider hingen ihm buchstäblich vom Leibe, sein Gesicht war lebhaft geröthet, an mehreren Stellen blutrünstig. „Hier habt ihr den Brudermörder!“ rief der Haufe, „hängt ihn auf!“ Sie nannten den Namen des Kanoniers, den er angeblich getödtet habe. „Ach, der hat einen Rausch und liegt auf der Streue!“ erwiederte ein Mann von der Stallwache; seis der Wahrheit gemäß, seis, daß er den Mißhandelten retten wollte. Mehrere aus dem Haufen drängten sich in das Hofthor, sich von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen. Diesen Augenblick benützt Rinckleff und entspringt in gewaltigen Sätzen auf die nahe Schloßwache, wo die Kompagnie des Hauptmanns v. Böcklin den Dienst hatte. Sein Lieutenant Wacker und einige gutgesinnte Soldaten verbringen den Flüchtling in das Arrestlokal, rechts vom Eingange; mit 2 Posten wird die Thür besetzt. Doch schon ist der rasende Haufen nachgeeilt, unter lautem Gebrülle stellt er sich auf dem freien Platze vor der Schloßwache auf; einige klammern sich an die Eisengitter der Wachstube und des Gefängnisses, wie wilde Thiere in den Käfigen einer Menagerie. „Du mußt

doch hin sein!" ist der Zuruf, der von vielen Seiten zu dem Mißhandelten dringt. Doch hält der große Haufe unschlüssig auf dem Platze. Da ruft ein Proletarier aus den hintersten Reihen: „Holt ihn 'raus!" Und „heraus!" tönts von allen Seiten; im vollen Sprunge wird von der Menge das Wachlokal erreicht, der rathlose Offizier, die kaum widerstrebenden Posten bei Seite geschoben, der Flüchtling die Schloßstraße hinabgeschleppt, Säbel, Faschinenmesser werden gezückt, Hiebe auf den Mißhandelnden geführt. All dies war das Werk weniger Augenblicke. Jetzt stürzt der in der Nähe wohnende Hauptmann v. Böcklin den Rasenden entgegen; vergebens ist sein Wort der Abmahnung, wie er die grimmigsten der Angreifer bei Seite drängen will, kehrt sich die Wuth gegen ihn. Steine werden geschleudert, mit Waffen gedroht. Von einem Stein schwer getroffen, erreicht der Hauptmann mit Mühe seine Wohnung. Das Schlachtopfer wird weiter geschleppt, zur Murgbrücke, dort werfen sie ihn zu Boden, treten ihn mit Füßen: mit Steinen, mit Säbelgriffen wird er aufs Neue geschlagen. „Werft ihn in die Murg, den Hund!" ertönt neues Geschrei. Durch einen jener plötzlichen Umschläge, die wie bei allen Aufständen, so in diesen Tagen häufig bemerkt wurden, kommen sie endlich zum Entschluß, ihn als Gefangenen in das nämliche Loch zu stecken, wo gestern ihre Brüder gesteckt seien. Er wird in die Leopoldskaserne geschleppt, dort über andere Dinge vergessen, nach einigen Tagen aus der Festung gerettet. Eine eingeschlagene Reihe Zähne, ein Bruch des Gedärmnetzes sind ihm bis an sein Ende eine traurige Erinnerung an jenen Tag des Schreckens gewesen.

Nun war der Kriegsminister, General Hoffmann, mit dem Frühzuge der Eisenbahn von Karlsruhe abgegangen. Er trat während der Pause der Bewegung, gegen 8 Uhr, in die Festung ein. Er besucht den Gouverneur; vom Bette aus gibt ihm dieser die trostlose Erklärung: Alles sei verloren, Nichts mehr zu machen, doch der Kriegsminister

hatte in Karlsruhe den Obersten Hinckeldey befehligt, mit den 3 übrigen Schwadronen seines Regiments schleunig nach Rastatt aufzubrechen; ein Zug reitender Artllerie solle ihn begleiten. Sie kamen fast um die gleiche Zeit mit dem Minister an. Schon am Thore waren Festungskanoniere und Soldaten diesen Truppen mit dem Losungsworte: „Kameraden, ihr werdet doch nicht gegen eure Brüder fechten", entgegengekommen. Die Haltung aber blieb fest; die Artillerie und ein Zug Reiter wurden in Rastatt, die übrigen in den nächsten Ortschaften einquartiert.

Major Maier und die Offiziere der Festungsartillerie hatten inzwischen die vorhandene Mannschaft ihrer Truppe im Schlosse geordnet; sie wurden vom Kriegsminister befehligt, im Schloßhofe anzutreten. Hier fragte er sie nach ihren Beschwerden; Alle schwiegen. Er fordert sie zur Ordnung auf; die Unteroffiziere versprechen dies, die Mannschaft verharrt im Schweigen.

Oberst v. Pierron hatte sich bei dem General eingefunden; beide gehen in die Wilhelmskaserne und lassen zur Versammlung schlagen; nach langer Zeit erschienen die dort liegenden Kompagnien; viele Mannschaft fehlt. Die gleiche Anfrage, die gleiche Ermahnung wird gegeben, der Erfolg ist der gleiche, wie bei der Artillerie. In den Baraken des Fort A (Leopoldsfeste) lagen noch einige Kompagnien des Regiments; auch diese werden besucht. Ein zahlreicher Haufe von Soldaten, Einwohnern, Neugierigen und Gesindel folgt dem General. Von einzelnen Bürgern hört man die Warnung, mau wolle die Soldaten aus der Festung führen, um sie wegen der gestrigen Exzesse standrechtlich zu behandeln. Draußen würden sie dezimirt werden, wenn sie Folge leisteten. Diese Sage verbreitet sich mit Blitzesschnelle nach allen Seiten hin und entflammt die Wuth der Meuterer aufs Neue. Von Soldaten und Proletariern werden schon beim Gasthaus zu den Drei Königen Steine nach dem General geworfen; er setzt indessen unbeirrt seinen Weg in

das Fort fort. Dort angekommen, die gleiche Frage. Hier hört man mannichfache Wünsche und Beschwerden. Das Brod sei nicht gut, die Löhnung zu klein; „sie wollen mit ihren Brüdern, der Bürgerwehr, vereinigt sein, sie wollen die Reichsverfassung, der Großherzog solle ihnen eine andere Verfassung geben", — so tönte verworrenes Geschrei aus den Haufen, die dem General gefolgt waren, vermischt mit mannichfachen Drohungen. Da trat der Gefreite Haas hervor und hielt eine scharfe Rede über den gestrigen Tumult, über das „ungesetzliche Betragen". Plötzlich entstand eine tiefe Stille; die Haufen hatten sich schnell gewöhnt, ihren Wortführern unbedingt zu gehorchen. Haas verlangte nun unter Betheuerung seines „Sinnes für Gesetzlichkeit" die Erlaubniß, die Offenburger Versammlung zu besuchen. Der General sagte, die Obersten würden die Erlaubniß geben, sobald die Leute zeigten, daß dies ihre Gesinnung sei.

Von hier begab er sich, nachdem er die Mannschaften noch aufgefordert hatte, ihre Beschwerden, wenn sie dieselben vor den Offizieren nicht auszusprechen getrauten, in seiner Wohnung vorzubringen, zum ersten Regiment in die Leopoldskaserne. Die ziemlich zahlreich anwesende Mannschaft brachte weder Klagen noch Beschwerden vor. Es war um die Mittagsstunde, die Massen schienen beruhigt, der General ritt in die Stadt zurück.

Um diese Zeit kam Oberst v. Röder in Rastatt an; sogleich bezeichnete das Gerücht ihn als den neu ernannten Gouverneur der Festung. Zugleich wurde die Sage von den Aufständen in Lörrach, in Freiburg ins Ungeheuere ausgedehnt. Oberst v. Rotberg sei erschossen, Freiburg in den Händen der Aufständischen, die Württemberger wurden von General Müller abgeführt, weil sie sich weigerten, gegen die Badener zu fechten.

Jetzt erst entwickelte sich die Thätigkeit der Wühler und die Zahl der letztern auf großartige Weise. Jetzt erst

sah man die kleinen Wirtshäuser, die Bierschenken gefüllt mit Soldaten und Zivilpersonen der untern Stände, jetzt erst erblickte man unbekannte Gesichter, die wie Pilze über Nacht aufgeschossen schienen; ob sie Festungsarbeitern angehörten, ob sie die besitzlose Einwohnerschaft repräsentirten, ob sie in der Verwirrung der letzten Tage unbeobachtet in die Festung gekommen waren, wer mags entscheiden?

Da wurden Heckerlieder gesungen; der auf einem Besuche der Spitäler herumreitende General hörte Drohungen gegen sich ausstoßen, Drohungen gegen sein Leben wurden öffentlich laut und durch ergebene Unteroffiziere angezeigt. Die Oberoffiziere beschworen ihn, sein Leben nicht länger nutzlos Preis zu geben. Der Kriegsminister aber, ein Mann, der seinen persönlichen Muth im vorigen Jahre in Freiburg und Staufen augenscheinlich bewährt hatte, verschmähte es, angesichts der wichtigen Sendung, die ihn hierher geführt hatte, den Platz zu verlassen, bis ihm die Unmöglichkeit offenbar sei, dieselbe zu erfüllen. Er zog die außerhalb der Stadt liegenden Schwadronen in die Stadt und besichtigte, nachdem er einige mündliche und schriftliche Anliegen der Soldaten, die von babylonischer Verwirrung der Köpfe zeugten, angehört und beantwortet hatte, mit seinem Bruder dem Hauptmann, die Stadt und die Forts. Kaum war er beim Karlsruher Thor wieder auf die Straße gekommen, so mehrten sich daselbst die Gruppen der Soldaten; sie gingen den Dragonern entgegen, die von Rauhenthal kamen. „Guten Abend, Brüder! Gebt die Hände! Haltet Euch brav!" — dies waren die Reden, die man hörte; schon sah man einen und den andern Soldaten den „Brüdern" mit den Augen zuzwinkern, im Vorüberreiten die Hand reichen.

„Die Geschichte sieht scheu aus" — sagte ich zu meinem Begleiter, Dr. Neck. „Ja wohl", antwortete eine Stimme neben uns, „da ist nichts mehr zu machen." Es war Major Walz, welcher in Zivilkleidern die Stadt verließ, um die Seinigen in Sicherheit zu bringen. Und er

that wohl daran. Sein Name war durch Rettung der Fahnen den Meuterern verhaßt geworden, und schon fing man an, auf verhaßte Offiziere zu fahnden. Dies hatte besonders Oberlieutenant Biesele zu erfahren, welchen den Nachmittag über schon Soldaten seines Regiments unter Drohungen ihn aufzuhängen, suchten. Vor wenigen Tagen erst war die Untersuchung geschlossen worden, in welche er seit 1848 verwickelt war, weil er sich zur Verwundung jenes Soldaten bekannt hatte, der damals den Wagen, in welchem er mit seinem Hauptmann fuhr, für sich beanspruchte und den Offizieren mit Thätlichkeiten drohte. Das wurde jetzt von den Meuterern als todeswürdiges Verbrechen angesehen. Nur mit Mühe entkam er aus der Festung, und gewann bei Muggensturm den Bahnzug. Sonst herrschte in der Stadt die Ruhe vor dem Sturme: beide Theile rüsteten sich auf den Abend.

Noch einmal tauchte der gestrige Gedanke in den Offizieren auf. Hauptmann Zeroni mit einem österreichischen Offizier — es war, wenn ich mich nicht irre Oberlieutenant Kramer — erbot sich mit den Offizieren sich im Schloße zu versammeln. So wollten sie, wenn die Meuterei neuerdings ausbräche, dem Aufruhr entgegentreten, wo möglich sich der Kanonen bemächtigen, dieselben bedienen, und gelänge es nicht die Meuterer niederzuschmettern, sich den Ausweg aus der Festung bahnen. Der General wies den Vorschlag von sich ab; er wolle nicht das Leben so vieler Offiziere und mit ihm die Möglichkeit opfern, das jetzt zusammenstürzende Gebäude wieder aufzuführen. In der Kaserne des ersten Regiments war inzwischen die Mannschaft ruhig zum Verlesen angetreten, nachher aber zu Hauf wieder in die Stadt gestürzt. Die Offiziere — Oberst Hoffmann hatte vom General Urlaub erhalten — schickte eine Abordnung zu Letzterm, um zu sagen, daß sie unter der Dauer solcher Zustände genöthigt wären, ihren Degen niederzulegen. Abends 8 Uhr sollten die Offiziere im Museums-

garten sich versammeln, die Entscheidung des Generals zu vernehmen. Die Versammlung fand nicht mehr statt; schon hatte der letzte Akt begonnen. Ich hatte eben den Lieutenant v. Böcklin, der aus schwerer Krankheit wieder genas, besucht und ihm Nachricht von der Lage der Dinge mitgeteilt, als neue Haufen die Straße vorüber gegen das Schloß sich drängten. Dort hatte der General mit den drei Schwadronen und den Geschützen sich im ehemaligen Garten, der jetzt Uebungsplatz der Besatzung war, aufgestellt. Auch die vierte Schwadron war zu ihm gestoßen. Mit Mühe hatte diese, welche ihr Rittmeister nicht mehr zum Ausrücken bringen konnte, Rittmeister v. Laroche, der Tags darauf bei der Meuterei in Karlsruhe seinen Tod fand, aus dem Schlosse herausgebracht; er wurde, während er das Pferd eines meuterischen Soldaten am Zügel aus dem Hofraume der Reiterstallungen in die Lyceumsstraße riß, von einem Steine getroffen. Noch vor dieser Szene hatten sich die Meuterer in den gegen die Stadt mündenden Schloßhof gestürzt, den Hauptmann Zeroni und Lieutenant v. Merhard welche dort die Bespannung der Ausfallsbatterie bezweckten verjagt und waren in die Wohnung des Generals v. Cloßmann gestürzt, ihn zu ermorden. Kaum entzog sich dieser mit seiner Familie dem Tode durch die Flucht auf den Speicher.

Hauptmann Zeroni kehrte mit einem Zuge Dragoner unter Rittmeister v. Weiler und Lieutenant Gramm durch die Poststraße gegen den Schloßhof. Da wird ihm die Meldung, daß die Bespannung der Geschütze von den Meuterern in die Stallung gedrängt sei. Vergebens sucht er die Leute zum Wiederanspannen zu bewegen; er dringt mit den Reitern in den Schloßhof; ein Teil der Kanoniere empfängt ihn mit „Hoch" und protzt die Kanonen ab, richtet sie gegen die Meuterer, welche schleunig unter die Arkaden des Schlosses flüchten. Ein anderer Teil aber richtet die Haubitzen gegen das Gartenportal des Schlosses

hinter welchem der General hielt, und forderte auf, dorthin zu schießen, dort seien ihre Feinde. Dies macht den Meuterern Muth, sie stürzen sich auf die Kanonen, bemächtigen sich derselben; Hauptmann Zeroni wird beim Versuche, seine treuen Leute frei zu machen,, von einem Richtbaum über den Kopf getroffen, sein Pferd mehrfach verwundet. Mit Mühe, blutend, wankend, erreicht er durch eine von einem Unteroffiziere geöffnete Nebenpforte den Schloßhof und meldet dem General die Lage der Dinge. Noch will Oberst v. Hinckeldey versuchen, mit der Reiterei in den Schloßhof vorzudringen. So hätte das Regiment, bei den österreichischen Baraken vorüber, in die Karlsruherstraße, die Poststraße hinab gelangen und so den Schloßhof säubern können. Doch auch hier hatte sich die Sachlage zum Nachtheil verändert. Kurz zuvor war ein Meuterer gegen die Wilhelmskaserne herabgekommen und hatte gesagt: „Wie, hier ist alles so ruhig?“ Dann hatte er plötzlich den gellenden Ruf ertönen lassen: „Die Preußen kommen; sie sind schon da beim Karlsruher Thor!“ Dieses Geschrei tönte weit die Straße hinab, wurde da und dort wiederholt. Aus der Kaserne, aus den Seitenstraßen stürzten wirre Haufen die Karlsruher Straße hinaus. So sehr war seit den Szenen vor Landau der Name „Preußen“ zum Popanz geworden, womit man aufrichtige und verstellte Freunde der Reichsverfassung schreckte. Daß die nächsten Truppentheile dieses Volkes in Mainz oder Frankfurt standen, dies zu erwägen, war nicht Zeit noch Lust oder Einsicht. Auch mochte wirklich unter die Massen die Nachricht gekommen sein, daß der Kriegsminister nach Frankfurt um schleunige Reichshilfe eine Botschaft entsendet habe. Genug, diese tobenden Massen stürzten bei den österreichischen Baraken auf den linken Flügel der Kavallerieaufstellung, gebildet aus der vierten Schwadron des Regiments, mit welchem der in den Schloßhof beorderte Zug sich wieder hatte vereinigen können.

Im Augenblicke, da die Meuterer das große Gartenthor des Schloßgebäudes öffneten und die Geschütze gegen die Dragoner richteten, da die zweite Schwadron gegen die im Schloßgarten andrängenden Haufen die Säbel zu ziehen sich weigerte, da von den Wällen des Fort B Schützen das Reiterregiment im Rücken angreifen wollten und nur mit Mühe von Oberlieutenant Müller vom Schießen abgehalten wurden, drangen eben jene von der Poststraße kommenden Haufen auf die vierte Schwadron ein, einer voran, welcher mit ausgebreiteten Armen sich vor die Pferde stellte und rief: „Greift Eure Brüder nicht an, vergießt kein Bruderblut!“ Die Schwadron, durch ihren Aufenthalt während der letzten Tage teils von der Meuterei angesteckt, theils von Furcht erfüllt, daß sie gegen den Aufstand Nichts ausrichten könne, hatte, die Säbel meist in der Scheide, sich gegen die Straße in Bewegung gesetzt. Jetzt machte sie plötzlich Kehrt und zerstreute sich in verworrenen Gruppen nach allen Seiten; der General gab nach verlorener Sache in diesem Augenblick den Befehl zum Rückzug durch eine zu diesem Zwecke von Oberlieutenant Kamm offengehaltene Poterne des Fort B. Nur ein Reiter jener Schwadron brach mit geschwungenem Säbel sich Bahn in die Poststraße, durchbrach die Reihen der Meuterer, sprengte, von Steinen, Faschinenmessern, Projektilen aller Art beworfen, von Wuthgeheul begleitet, in die Herrenstraße, durchbrach beim Schloßeingange noch einmal die vom Schloßhofe herabfluthenden Haufen und lenkte, mit dem Säbel rechts und links um sich hauend, in die Lyzeumsstraße ein. Es war wieder Lieutenant Gramm, dessen unerschrockenen Muth man in diesen Tagen so oft zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte. Er gelangte glücklich in den Schloßhof, setzte über alle Hindernisse bis zur Poterne durch, welche dem General als Rückzugslinie gedient hatte. Doch diese war nicht mehr zu passieren. Es war die erste Schwadron und die reitende Artillerie in das Fort B eingedrungen, doch schon suchten die Meuterer das

Thor des Fort zu verbarrikadieren, die Reiter vom Eingang abzuhalten. Daher führte Hauptmann Zeroni die übrigen Schwadronen gegen eine andere, dem Friedhofe nahegelegene Poterne, die nach Anordnung des österreichischen Majors Maly hätte geöffnet sein sollen. Sie war verschlossen. Ein Teil der zweiten Schwadron kam nun bei der andern Poterne wieder zu den übrigen Truppen. In diesem Augenblicke verstopfte sich diese durch einen steckenbleibenden Munitionskarren. Die meisten der zurückbleibenden Reiter, die dritte Schwadron und wer von der zweiten und vierten noch getreu war, suchten beim Rheinthor durchzukommen. Es gelang einigen Unteroffizieren und Soldaten der zweiten Schwadron, unter dem Vorgeben, sie müßten ihr Zeug in Rheinau holen; es gelang dem Lieutenant Gramm. Die zurückbleibenden Dragoner der vierten Schwadron schickten eine Botschaft an ihren Rittmeister, er möge sie aus der Festung herausführen, sie wollen ihn sehen und sprechen. Er ritt bis gegen die Grabenbrücke vor und ließ zurücksagen, sie möchten herauskommen, wenn sie zu ihm wollten. Daß das ganze Vorgeben eine List war, ihn wieder in die Festung zu locken, ist unschwer einzusehen; — ihnen wurde das Thor von den Meuterern geöffnet; der dritten Schwadron, die unter der Führung des Rittmeisters Wolf in geordnetem Zuge die Festung verlassen wollte, blieb es verschlossen. Die Reiter der vierten Schwadron sprengten in die Stadt zurück, Tücher schwenkend, „Brüder, wir bleiben bei Euch!" rufend! — ihnen folgte in ziemlicher Ordnung die Schwadron des Rittmeisters Wolf.

Noch nach dem Kriegsminister verließ der Kommandant der Festungsartillerie, Major Maier, und der Vorstand der Ausrüstungskommission, Major v. Theobald, die Festung durch eine ihnen geöffnete Poterne; Oberst v. Röder wurde abgeschnitten und begab sich, die Hände zusammenschlagend vor Schmerz über diesen allgemeinen Einsturz, mitten durch die Stadt in die Wohnung seiner im sogenannten Calaberich

wohnenden Stiefmutter. Des folgenden Tages konnte er erst in Begleitung eines Bürgerwehrhauptmanns die Stadt verlassen.

In der Stadt aber hatte zu dem Rufe: „Die Preußen kommen!“ sich das Geschrei gesellt: „Wir sind von unsern Offizieren verraten! Rache an ihnen!“ Dies hatte das Losungswort gegeben, auf jedweden Offizier zu fahnden, von dem ein oder der andere Soldat sich gekränkt wähnte. Natürlich mußten zuerst die Adjutanten der Regimenter der Gegenstand der Verfolgung sein; hatten sie doch die Kasernendisziplin zu wahren und galten für die rechte Hand der Regimentskommandeure, deren Strafen zunächst durch sie auf die Soldaten übergingen. Nach Oberlieutenant Mercy nach v. Göler ertönte der Rache Ruf. Beide waren eine Zeit lang von dem Museumswirte Böller und dem Museumsdiener Schölderle mit andern Kameraden verborgen gehalten bis der erste Sturm vorüber war und sie andere Zuflucht fanden, Letzterer in der Wohnung seines Hauswirths, Ersterer bei Professor Kuhn im Lyzeum. Auch Oberlieutenant Biesele wurde gesucht, Major Walz, Hauptmann Katz. Dieser lebte als Pensionär in Rastatt und hatte in letzter Zeit die Stelle als Platzmajor bekleidet. Doch nicht dieses war die Ursache seiner Verfolgung, sondern ein Soldat seiner früheren Kompagnie, der sich im vorigen Jahre erschossen hatte, sollte durch seine Mißhandlung zu diesem Schritte der Verzweiflung gebracht worden sein. So wurden die Wohnungen der Einwohner durchsucht, bedroht, jetzt war es höchste Zeit, daß sich die Bürgerwehr ihrer Pflicht erinnerte.

Major Thomé ließ Generalmarsch schlagen, die Wehrmänner fanden sich vollzählig auf dem Allarmplatze vor dem Rathhause ein. Auch der Generalmarsch der Infanterie wirbelte durch die Straßen; nach einiger Zeit traten auch ihre Bataillone ziemlich vollzählig theils hier, theils auf dem Marktplatze an. Schon war es Nacht geworden; eines der ersten Bataillone, die unter Fackelschein auf-

marschierten, führte Hauptmann Ruppert. Dieser Offizier ist später vor das Standgericht gestellt und nur freigesprochen worden, weil die preußischen Richter nicht zur Ueberzeugung gebracht werden konnten, daß er unter die Anstifter des Aufstandes gehöre. Auch ich muß diese Ueberzeugung theilen. Ich sah nnd hörte ihn kurz vor dem Aufstande oft für die Reichsverfassung schwärmen als den einzigen Rettungsanker der Ordnung, auch sprach er nicht immer mit den anerkennensten, freundlichsten Worten von seinen Obern und deren Anordnungen; — aber beides schien damals doch Sitte mancher seiner Kameraden, auch der bestgesinnten gewesen zu sein. Dem Aufstande aber hat er nie das Wort gesprochen, im Gegenteil sich stets als entschiedener Gegner desselben gezeigt. Daß er so rasch durch die Wahl seiner Soldaten befördert wurde, konnte Zufall sein, wie bei vielen seiner Kameraden in jenen Tagen des Wirrsals, es konnte auch von der freieren Sprache über seine Vorgesetzten herrühren, denn dergleichen schleicht sich leicht unbemerkt zur Kunde der Menge. —

Während die Mannschaft unten stand, wurde auf dem Rathause über das Nächste berathen, was zu thun sei. Es wurde ein Festungsvertheidigungs-Ausschuß gebildet. In denselben wurden außer dem Bürgermeister, dem Major der Bürgerwehr und dem Spediteur Müller, der Gouverneur, die Oberstlieutenants Pfeiffer und von Friedeburg, und ein oder der andere österreichische Offizier aufgenommen. Die ersten Anordnungen desselben waren ganz darauf berechnet, die Aufregung der Soldaten abkühlen zu lassen, indem man wie bei der Behandlung von Irren, in ihre Ideen einging. Die Thorwachen der Festung sollten von Bürgerwehr eine Verstärkung erhalten. Auf den Wällen sollte badische Artillerie den Dienst thun, österreichische Offiziere sollten — da die badischen mit General Hofmann abgezogen waren — ihnen bei vorkommender Gefahr an die Hand gehen. Die österreichischen Truppen nämlich blieben den ganzen Tag

über in ihren Kasernen konsigniert ruhig unter der Aufsicht ihrer Offiziere und wiesen das Ansinnen eines Haufens, der sie des Morgens durch die Aufforderung, auch ihre Gefangenen zu befreien, mit in den Strudel ziehen wollte, zurück.

In der Stadt sollten die Truppen als Reservebereitschaft Beiwacht auf dem Marktplatz beziehen, Pechkränze sollten angezündet, Patrouillen von der Linie und Bürgerwehr durch die Stadt geführt werden. Dadurch wurden die Unordnungen der Nacht weder so blutig noch so zahlreich, als man befürchtet hatte. Zwar wurde das Beiwachleben durch Wein und Bier feucht genug gehalten, und zahlreiche Gruppen stahlen sich immer wieder fort, Offiziere zu suchen, durch Abfeuern der Gewehre in die Luft ihre Courage zu zeigen, — zwei Menschenleben wurden geopfert — aber im Ganzen waren die Leute viel lenksamer als die vorhergehenden Tage. Sie ließen sich von den Hausherren der flüchtigen oder verborgenen Offiziere abweisen, sie gehorchten den Abmahnungen der wachehaltenden Offiziere, ja sie suchten Offiziere auf, nicht mehr, um sie zu ermorden, sondern um Führer zu haben. Gegen die Patrouillen der Bürgerwehr hatten sie eine wahrhaft erschreckliche Zuneigung. Ich kann eine Umarmung, einen Kuß wohl aushalten; — aber die erwürgenden Umstrickungen dieser Kanoniere, diese weingeistduftenden „Bruderküsse" aller Waffengattungen, die ich jene Nacht über mich mußte ergehen lassen, — sie gehören wahrlich nicht zu den erquickendsten Lebenserinnerungen.

Unsere Kompagnie wurde zum Karlsruher Thor befehligt. Draußen im Niederwald sollten die Preußen stehen. Nach Munition schrie alles. Da wurde Rath geschaft; ein Pulvermagazin in der Nähe wurde gesprengt, die Patronen in Körben herausgetragen. Jeder Mann erhielt für 50 Schuß. Doch drängten die Soldaten immer noch mehr Patronen auf, die von Vielen mit Begierde angenommen wurden; mir gab ein Scharfschütze ein Päckchen mit der ganz ernsthaften Versicherung, daß die seinigen besser treffen.

Ich verweilte, bis der Dienst verteilt wurde, ganz gemütlich beim wachhabenden Offizier, Lieutenant v. Reischach, der mir freundlich seine Pritsche, einen etwas säuerlichen Wein, sogenannten „Rampas", und ein gutes Stück Brot anbot. Doch bald rief „des Waffendienstes rauhe Pflicht" mich aus diesem Stillleben. Wir sollten eine Schleichpatrouille führen. Zuerst zum Bahnhof, dann in die Barake bei der Schwimmschule, deren Wache wir Patronen zu bringen hätten, dann über die Eisenbahn zum Niederwald; dorther habe man das Geräusch fahrender Artillerie vernommen. Die Gewehre waren schon scharf geladen. Unter Ermahnungen wie man sie auf Dilletantenjagden hört: „Gewehr hoch halten", „keinen Hahn spannen!" setzten wir uns in Bewegung. Gleich beim Thor zeigte ein österreichischer Pionir uns die Mündung einer die Straße beherrschenden Kanone mit der tröstlichen Verwarnung, bei der Rückkehr ja recht laut „Gut Freund" zu rufen, sonst würde sie gegen uns losgelassen, dann zeigte er den Weg, welcher allerdings einige Terrainschwierigkeiten darbot. Die Brücke über den etwa 20 Fuß tiefen, trockenen Graben war abgehoben, wir mußten uns über einen Balken hinüber bewegen. Doch gelang das Turnerstück beide Male, woraus ich schließe, daß von unserer Mannschaft keiner an der heutigen „Bebierung" der Soldaten thätigen Anteil genommen hatte. Wir richteten unsern Auftrag, zwar etwas lauter als für eine Schleichpatrouille nöthig war, aber ohne Zwischenfall, aus, setzten die Wache an der Schwimmschule, die von der ganzen Geschichte des Abends nichts wußte, in mächtiges Erstaunen durch unser Erscheinen und unsere Erzählung, besahen uns im Niederwald die Bäume, hörten Nichts, als einen Kanonenschuß, dessen Inhalt an uns vorüber gegen die Eisenbahn entsendet wurde. Er kam vom Walle, wo man uns wahrscheinlich für Preußen gehalten hatte. Zugleich ertönte lautes „Werda"! und machten sich verschiedene Entladungen von Gewehren bemerklich. Wir schrieen ein lautes

„Gut Freund, Rastatter Bürgerwehr“ dem mit Hoch und Hurra geantwortet wurde. Ungeachtet der freundlichen Erwiderung kehrten wir schleuniger, als es eben der Dienst verlangte, zum Thor zurück, wo die gelbe Kanone glücklicher Weise verlassen stand. Mein Oberlieutenant gab mir — es mochte Mitternacht vorüber sein — Erlaubnis, in einem Wirtshause ein Abendbrot zu suchen, nur müßte ich angeben wo, damit ich für den Fall außerordentlicher Dienstleistung zu finden wäre.

Der Weg zur Post war wirklich gefährlich. Ich hatte mich einer Runde angeschlossen; beim Wirtshaus zur Laterne bei der Wilhelmskaserne schwirrten trotz unseres Rufens die Kugeln so unbequem um unsere Häupter, wie Maikäfer an einem Frühlingsabend. In der Post war alles zur Ruhe gegangen; auch ich befand mich, ich weiß nicht wie, auf dem Wege zu meiner Wohnung. Das dunkle Schloß war durch die brennenden Kränze schauerlich erleuchtet. Schauerlicher war die That, die im Hofraume verübt wurde. Ein Kanonier — wie man später sagte, einer der Hauptmeuterer — war dort in Civilkleidern zu seinen Kameraden getreten. Er wollte die Nacht zu einem Kiltgange an das Haus seiner Schönen benützen. Da wird er plötzlich mit den Worten: „Spion, Verräter!“ angerufen; ein Dragoner jagt die Kugel seines Karabiners ihm durch die Brust, sie verwundete noch einen hinter ihm stehenden Mann. Der herbeigerufene Dr. Neck findet nur noch einen Mann, den er verbinden kann, der andere war eine Leiche. Auch in der Gewerbsgasse wurde ein Brunnenmacher, der ehemals Soldat gewesen, weil er über einen Wirtshausunfug geschimpft hatte, beim Nachhausegehen in den Schenkel geschossen. Die Nachbarleute, die auf sein Aechzen endlich herbeikamen, konnten dem Sterbenden gerade noch die Augen zudrücken. Ich war an meiner Wohnung angekommen; die Ermüdung, der Ekel, die Aufregung des Tages wirkten stärker, als die Dienstpflicht. Ich legte mich gegen

2 Uhr zu Bette und schlief, so gut es das von Zeit zu Zeit erfolgende Knallen eines entladenen Gewehrs, die Tritte der Runden und Patrouillen, die an meinem Fenster vorüber zogen, gestatteten.

Des anderen Morgens — es fiel Sonntag ein — hatte die Stadt ein viel friedlicheres Aussehen. Die Todten waren zur Seite gethan, die blutbenetzten Stellen mit Sand bedeckt, die Pechkränze und Wachfeuer erloschen. Von den Soldaten war mit dem Frühzuge eine zum Voraus bestimmte Abordnung — zwei Mann von der Kompagnie — zur Versammlung der Volksvereine nach Offenburg abgegangen; die meisten lagen, von den Wällen, von den Plätzen der Stadt zur Kaserne zurückgekehrt, dort in todtenähnlichem Schlafe; Einige sah man zur Kirche gehen. Die Vergehen der vorigen Tage, die Sorge über die Zukunft lastete schwer auf den Gemüthern. An den Straßenecken war die Bildung eines Vertheidigungsausschusses mit Ermahnung zur Ordnung angeschlagen. In demselben befand sich Oberstlieutenant Pfeiffer vom dritten, Hauptmann Beck vom ersten Regiment, Hauptmann Ländel von den österreichischen Pionieren, Major Thomé, und Hauptmann Müller (Spediteur) von der Bürgerwehr, Bürgermeister Sallinger u. A. Dem kranken Gouverneur ward Hauptmann Greiner zur Führung der Geschäfte beigegeben. Die Soldaten empfanden Sehnsucht nach der Leitung durch Offiziere. So schickten die Kanoniere, deren Offiziere sämmtlich mit General Hofmann nach Karlsruhe abgezogen waren, ihren Oberarzt Dr. Neck, dahin mit dem Ersuchen ab, daß sie zurückkehren möchten, und ließen ihnen Gehorsam versprechen. Es scheint mir ein Beweis, daß sie die Wahl der Offiziere beim Ausbruche der Meuterei noch nicht in Aussicht hatten. So ängstlich waren sie für des Arztes Rückkehr besorgt, daß sie ihm das Wort abnahmen, wiederzukehren, um ihnen wenigstens Nachricht zu bringen. Er richtete seinen Auftrag aus, die Offiziere begleiteten ihn bis zum Kriegsminister. Dieser hielt Rastatt

für verloren und die Rückkehr der Offiziere für unzulässig. Dem Arzte erlaubte, ja befahl er dieselbe, weil die zurückgelassenen Kranken seiner Pflege, das Material des Spitales seiner Aufsicht bedürfte.

Vor der Wachtparade fanden sich viele Offiziere bei ihren Kompagnien ein; die meisten wurden willig von den Soldaten aufgenommen, einige zurückgewiesen. Bei diesen wurde der Vorwurf geltend gemacht, sie hätten sich gestern Nacht in der Stunde der Noth von ihnen fern gehalten.

Des Nachmittags waren die Beamten, die noch vorhandenen Offiziere in großer Zahl im Museumsgarten. Es verbreitete sich das Gerücht, in Karlsruhe sei die Punktation der Offenburger Vorversammlung angenommen worden. Bald wurden wir enttäuscht. Mit dem Abendzuge kamen schon einzelne Mitglieder des neu ernannten Landesausschusses, mit ihnen Schaaren ihrer Trabanten, der Theilnehmer an der Versammlung, ein buntes Trachtengewühl vom Frackrock bis zur blauen Blouse; die rothe Halsbinde bei Vielen ein Zeichen ihrer Gesinnung und Absichten. So mächtig aber wirkte noch das alte Mißtrauen gegen die „Freischärler“, vielleicht auch die Reue und das Mißbehagen über ihre jetzige Stellung bei den Soldaten, daß man fast überall die Aeußerung hörte: „Wir lassen sie nicht herein.“ Auch der Vertheidigungsausschuß beschloß in diesem Sinne. Nur einige Mitglieder des Landesausschusses wurden eingelassen; die bessergekleideten: Hoff, Gögg, Degen, mit ihnen wer von Rastatt aus die Versammlung besucht hatte. Die Uebrigen, von den Thoren zurückgewiesen, gingen landabwärts oder sammelten sich spät am Abend bei Oos, um bessere Nachrichten abzuwarten.

Die Angekommenen begaben sich sofort zum Rathhause, ein unerheblicher Haufe von Soldaten und Einwohnern war ihnen gefolgt; auf dem Rathhausplatze mochten von einer Bevölkerung von 8000 Seelen — die Festungsarbeiter waren damals noch anwesend, sie wurden erst des folgenden Tages

aus Besorgniß vor Plünderung ausgewiesen — von einer Garnison von 4000 Mann etwa 500 bis 700 Personen versammelt sein. Diesen wurden die Offenburger Beschlüsse, das Verzeichniß des Landesausschusses vorgelesen. Nur spärliches „Hoch“ war das Echo.

Was von den offenbar in ihrer Hoffnung getäuschten Führern jetzt beredet wurde, ist Geheimniß geblieben; nur lassen die späteren Ereignisse einen Schluß darauf ziehen. Wenn schon jetzt Aufhetzereien gegen die Offiziere stattfanden, so blieben sie ohne Erfolg; die Soldaten begaben sich nach dem Zapfenstreiche größtentheils in die Kasernen. Den Haupttriebfedern der Bewegung mußte das schnelle Stocken der Maschine bedenklich, ja gefährlich scheinen; leicht konnte das Stillstehen der bis jetzt so schnell bewegten Räder sie selbst zermalmen. Eine neue Aufregung hervorrufen, war für sie Sache der Nothwendigkeit; es wurde versucht und glückte in überraschender Weise.

Es mochte gegen 10 Uhr Abends sein, da fing ein Trommler der Bürgerwehr plötzlich an, Generalmarsch zu schlagen. Der Befehlshaber hatte die Anordnung nicht getroffen; von wem sie ausging, ist unermittelt gebliebenen. Man schrieb sie Tags darauf dem Metzger Comlossy zu, mit welchem Rechte, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls mußte ihr Erfolg ihm willkommen sein, wurde großentheils von ihm ausgebeutet. Bald nahmen andere Trommler den Marsch ab, er ertönte jetzt auch in, vor den Kasernen. Dazwischen lauter Ruf: „Zu Hilfe, wir sind verrathen!“

Ich fragte vorübergehende Soldaten, was die Sache zu bedeuten habe. „Die Freischärler wollen das Karlsruher Thor stürmen.“ — „Die Preußen sind vor den Thoren.“ — „Es ist ein preußischer General in die Festung gekommen.“ — „Offiziere wollen die Festung verrathen!“ Dies waren die verworrenen Antworten, die man je nach der Gesinnung des Gefragten erhielt. In den Kasernen griff alles zu den

Waffen, die Offiziere fanden sich ein; sie wurden zum Theil schon mit Mißtrauen empfangen; doch führten sie die Truppen zum Alarmplatz vor dem Rathhause, gegen welches sie Front machten. Ich hatte etwas säumig die Unterhaltung im Gasthofe mit der Muskete vertauscht; — die ganze Gesellschaft war schon versammelt, als ich auf den Platz kam.

Ich suchte meine Kompagnie an ihrem gewöhnlichen Platze am Brunnen; da fand ich die Kompagnie der Feuerwehr aufgestellt. Zwischen ihr und dem Militär war ein mäßiger freier Raum gelassen. Wie ich diesen betrete, höre ich den Ruf: „Hier sind Offiziere in Soldatenmänteln!" Sie sind als Spione unter uns!" Schießt sie nieder, die Hunde!" Er ging außerhalb der Reihe der Bürgerwehr aus, von einem Manne, der mit einer blauen oder grauen Blouse bekleidet war. Sogleich sprangen mit einigen anderen Blousenmännern zwei außer Reih und Glied befindliche Scharfschützen hervor und schlugen mit ihren Stutzen auf eine Gestalt an, die schnell sich hinter die vorerst aufgestellte Kompagnie begab. Im Augenblicke da jenes geschah, schrie ich ein lautes „Halt!" den Schützen entgegen; da wandten sie sich mit den Gewehren gegen mich. Ich gestehe, dieser Augenblick war mir Alles eher als angenehm. Schon glaubte ich den Inhalt jener Wildschen Büchsen in unliebsame Berührung mit mir gebracht. Da trat im gleichen Momente Comlossy auf den Balkon des Rathhauses; ich deutete auf ihn mit dem Rufe: „Still sein, nicht schießen, ein Redner spricht!" So wurde eine That verhindert, die augenblicklich eine allgemeine Massacre zwischen Soldaten und Bürgern hätte zur Folge haben können. Jener Offizier war, wie ich später hörte, Hauptmann Louis gewesen, ein sehr geachteter, bei seinen Leuten beliebter Offizier. Als Derjenige, der den Ruf sollte gethan haben, wurde später ein Rastatter Bürger, Chirurg Keller, bezeichnet, der nachmals der politischen Untersuchung und Verurtheilung verfiel. Ich konnte auf Befragen der Wahrheit gemäß nur angeben, daß

der Thäter ein mir Unbekannter in der oben erwähnten Kleidung gewesen sei. —

Ich meldete mich unterdessen bei meinem Hauptmanne. Es „scheine" — sagte ich unverholen, — „hier auf eine Schlächterei abgesehen. Dies sei mein Gewerbe nicht, ich wolle nach Hause entlassen sein." Er gewährte mein Gesuch. „Ohnedies werde die Bürgerwehr sogleich entlassen werden", es sei nur ein falscher Lärm und alles werde bald wieder sich zur Ruhe kehren. In der That hörten auch die Soldaten von der Linie die Rede ganz ruhig an, ohne zu einer Handlung der Gewaltthätigkeit sich verleiten zu lassen. Dagegen waren sie durch kein Zureden zu bewegen, an die Grundlosigkeit des Lärms zu glauben. Sie verlangten in die Außenwerke geführt zu werden, um sich selbst zu überzeugen, und General v. Cloßmann hat seine Absetzung die des anderer Morgens erfolgte, zunächst wohl nur den abmahnenden Worten zu verdanken, die er in dieser Nacht an die Soldaten richtete, um sie zur Besinnung zurück zu führen. Von der Artillerie war im Laufe des Tages Hauptmann Heusch ersucht worden, das Kommando zu übernehmen. Gegen diesen wird des Morgens das unsinnige Gerücht verbreitet, daß er die Festung habe in die Luft sprengen wollen. „Schon seien die Minen gefüllt, wodurch dies hätte geschehen sollen." Er wurde sogleich ergriffen; eine schleunige Verhaftung rettete ihm das Leben. Aufs Neue wird nach den flüchtigen oder versteckten Offizieren gesucht. Die Wohnung des Oberlieutenants v. Göler, des Majors Walz wird durchsucht; Ersterer kaum durch den Umstand gerettet, daß er sich in die schon durchforschte Wohnung des Majors begab. So die Wohnung des Hauptmanns Katz, das Lyzeum, wo er und Mercy noch verborgen waren, wo der Paletot des Hauptmanns bei Professor Rauch, seinem Schwager, gefunden wurde. — Fast hätte er sich den vor die Thüre gestellten Wachen selbst in die Hände geliefert. Er hatte das Ungemach seines Versteckes,

er hätte die peinliche Lage, daß die Suchenden ihn beinahe berührten, er hatte Hunger und Durst ausgehalten, da Speise und Trank nur vorsichtig gebracht werden konnten. Den Schnupftabak konnte er nicht entbehren. In der Nacht war er herabgekommen und hatte seinen Retter um eine Prise bitten müssen, deren Wirkung ihn fast dem Wachtposten verrathen hätte. Erst nach zwei oder drei Tagen ängstlicher Ungewißheit wurden die drei Offiziere — Mercy war früher unter Verkeidung entkommen — durch den Bürgermeister und den heute von den Soldaten an v. Cloßmann's Stelle wirklich zum Gouverneur ernannten Hauptmann Greiner nach Karlsruhe abgeliefert, wo sie bald darauf entlassen wurden. — —

Schon gegen acht Uhr kreuzten sich dumpfe, sich widersprechende Gerüchte, Großherzog Leopold habe zu Gunsten des Prinzen Friedrich abgedankt; Struve habe in aller Frühe Einlaß in die Festung begehrt, sei aber von den Kanonieren zurückgewiesen worden; Brentano, der Obmann des Landesausschusses, werde bald erscheinen. Letzteres bestätigte sich nur zu sehr. Gegen 10 Uhr wurde für die Truppen und Bürgerwehr Generalmarsch getrommelt. Badener und Oesterreicher versammelten sich mit den Wehrmännern vor dem Rathhause. Da verkündete Brentano vom Rathhause herab, daß der Großherzog mit der ganzen Regierung das Land verlassen habe; eingeladen von der Karlsruher Bürgerschaft, habe der Landesausschuß einstweilen die Zügel der Regierung ergriffen. Er werde jetzt die Truppen auf die Reichsverfassung und zum Gehorsam gegen die Anordnungen des Landesausschusses verpflichten. Mit ihm waren die gestrigen Führer, Reich und andere Mitglieder des Landesausschusses. Während sie mit der Vorbereitung zur Beeidigung beschäftigt waren, machte ihr Anhang sich breit auf dem Balkon des Rathhauses mit Blousen, Schleppsäbeln, Stutzen, rothen Halsbinden und Schärpen; darunter einige Rastatter Bürger und viele fremde Gesichter. Die Soldaten trugen

viel häufiger, als gestern geschehen war, rothe Bänder an Tschako und Mützen; die Mitglieder des Landesausschusses trugen dreifarbige Schärpen, die in aller Eile auch für die Offiziere angefertigt wurden. „Dein rother Streifen ist doch gar zu schmal," hörte ich ein Mitglied des Landesausschusses zum andern sagen. „Thut nichts", erwiederte dieses, „er wird doch bald die beiden andern Farben aufgefressen haben."

Der Beeidigung der österreichischen Truppen widersetzten sich die Offiziere in der Versammlung; Oberlieutenant Kramer ergriff das Wort und sagte, die Reichsverfassung sei von ihrem Staate nicht anerkannt, deßhalb können sie dieselbe nicht beschwören. Zur Vertheidigung der Festung gegen einen Angriff versprächen sie ihren Beistand, so lange dies von Seite ihres Kaisers ihnen gestattet sei. Dies wurde ohne Schwierigkeiten zugestanden.

Man hat später angeblich nach offiziellen Berichten in Wiener Blättern gelesen, „daß diese kleine Schaar, von der treulosen Badener Besatzung umringt, den stürmischen Forderungen der revolutionären Regierung, den Aufreizungen der Volksredner, den Insulten verblendeter Bürger mit einer Beharrlichkeit widerstand, welche den Karlsruher Machthabern die Bewilligung zu ihrem Ausmarsche abnöthigte." Es wurde gesagt: „Einen traurigen Eindruck macht das schmachvolle Benehmen der Rastatter Demokraten, welche die hölzernen Pfeiler der Brücke, über welche die Oesterreicher marschiren sollten, untersägten, um jene in Tod oder Verstümmelung zu stürzen. Von einigen ehrlichen Bürgern gewarnt, gingen sie auf einer andern Brücke trotz des Widerstandes des dortigen Wachpostens aus der Festung und gelangten, in Baden von der Bevölkerung immer geneckt, glücklich auf das würtembergische Gebiet" *). —

Je mehr wir in jenen Tagen den Muth der österreichischen Offiziere schätzen lernten und die kluge Folgerichtig-

*) Auszüglich in der Allgem. Zeitung S. 2501 v. J. 1849.

keit, mit welcher sie ihre Mannschaft inmitten der Empörung zu isoliren und vor Ansteckung zu bewahren sich bemühten, desto mehr werden wir berechtigt sein, diese fabelhafte Ausmalung auf die Wahrheit zurückzuführen.

Nachdem im Rathhaus-Saale der Protest der österreichischen Offiziere gegen die Beeidigung eingelegt war, kamen Brentano, Gögg u. A. die Treppe herab, die Beeidigung vorzunehmen. Es wurde bei der Bürgerwehr begonnen, zuerst kompagnienweise, dann zu je zwei Kompagnien. Später kamen die badischen Truppen an die Reihe, welche von ihren Offizieren geführt, zwischen der Kirche und dem Rathhaus-Brunnen aufgestellt waren.

Als hierauf die Machthaber sich gegen die österreichischen Pioniere wandten, die, geführt von einem Unteroffiziere, an dem v. Beust'schen Hause aufgestellt waren, hatte dieser schon „Tschako ab!" kommandirt. Da bemerkte Brentano zu Gögg daß diese Truppen zu einem fremden Staate gehören, der die Reichsverfassung nicht anerkannt habe, daß sie also auf letztere und den Landesausschuß nicht beeidigt werden könnten. Hierauf schwenkten die Oesterreicher ab und stellten sich, bevor sie in ihre Kasernen zurückkehrten, hinter dem Rathhause auf. Hierher brachten ihnen demokratisch gesinnte Bürger Wein aus den nahen Wirtshäusern, und drückten in ihrer Weise ihr Bedauern aus, daß sie sich an der großen Sache, am heutigen erhebenden Momente nicht betheiligten. Die Offiziere waren inzwischen vom Rathhause herabgekommen, und befehligten das Einrücken.

Das Bedenkliche und Unhaltbare eines längeren Verweilens in Rastatt mußten die österreichischen Offiziere am besten einsehen. Sie hatten sich daher sogleich nach Frankfurt und persönlich nach Karlsruhe gewandt. Von ersterem Orte erhielten sie Befehl zum Abmarsch nach Bregenz. Ob in Karlsruhe der Landesausschuß Schwierigkeiten erhoben habe, weiß ich nicht; auf meine Nachfrage bei Mitgliedern desselben wurde ich des Gegentheils versichert. Am Tage

vor dem Ausmarsch — ich glaube, es war der 20. Mai — wurde beschlossen, den Abziehenden den Hauptmann Müller von der Bürgerwehr, den Schwiegervater des die Abtheilung führenden Hauptmanns Ländel, zur Begleitung mitzugeben, damit etwaigen Anständen von Seiten der Einwohnerschaft oder Soldaten begegnet würde. — Eine Brücke mit hölzernen Pfeilern, über welche die Truppe hätte marschieren sollen, gibt es nicht; dieselben konnten also nicht abgesägt werden. Die Fabel ist so entstanden: Die Zugbrücke beim Niederbühler Thor, welche auf der Grabenmauer ruht, war in der Nacht auf den 10. Mai so ungeschickt aufgezogen worden, daß einige Bohlen derselben, die das Trottoir zur rechten Seite bildeten, abgerissen wurden. An jenem Tage aber und bis zum Jahre 1850, wo der Schaden ausgebessert wurde, passierten alle Wagen der Murgthal-Straße und Kanonen über dieselbe ohne irgend einen Anstand. Der Ausmarsch geschah allerdings durch ein anderes Thor, irre ich nicht, das Karlsruher Thor, über Rauenthal. Ob Müller, ob Ländel dies angeordnet, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls aber geschah es nur, um etwaigen Zusammenrottungen an der gewöhnlichen Straße auszuweichen, die aber nicht stattfanden. Ungefährdet erreichte die Truppe Gernsbach, wo der Mannschaft Erfrischungen gereicht wurden, dann über Forbach die württembergische Grenze, wo bei mangelhafter Instruktion der Kommissäre die ersten Anstände über Durchmarsch und Verpflegung sich erhoben, auch die Stimmung der Bevölkerung als sehr feindselig geschildert wurde. So viel weiß ich über diese Angelegenheit, theils aus der Erzählung Müller's und eines österreichischen Offiziers, der den Marsch mitgemacht hatte.

Die bei dem Festungsbau angestellten österreichischen Offiziere blieben noch einige Zeit in Rastatt, und es stattete ihr Chef, Major Maly, bei seinem Scheiden im Wochenblatte den Rastatter Bürgern öffentlichen Dank für ihr freundliches rücksichtsvolles Benehmen ab.

An jenem Vormittage wurde auch Bürgermeister Sallinger zum Zivilkommissär ernannt, welche Stelle er jedoch bald an Advokat Grether wieder abgab.

Grether war schon seit längerer Zeit als Vormann der demokratischen Partei in Rastatt angesehen. Im Jahr 1848, bei der Robert-Blum-Feier, hatte er sich als solchen gezeigt, obwohl seine standrechtliche Aburtheilung keine andere Beweise gegen ihn vorbrachte, als daß er als Zivilkommissär eine hervorragende Stelle bekleidet und dieselbe theils zur Aufrechthaltung der Ordnung, theils zur Ausführung mehrerer vom Landesausschuß befohlenen Gewaltmaßregeln benützt habe. Die standrechtliche Verhandlung gab dem ruhigen Beobachter die Ueberzeugung, daß er zu der von Häusser so scharf geschilderten Klasse der „Advokaten" gehörte, die das Volk durch ihre Reden bis an die Grenze des Aufstandes trieben, dann aber hinter das Schiboleth „Ordnung und Gesetzlichkeit" sich verschanzten. Er wurde vor die ordentlichen Gerichte gewiesen und von diesen zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. So viel ist gewiß und wurde von ihm selbst eingesehen, daß, wenn seine Akten in den ersten Tagen des Aufstandes spruchreif gewesen wären, die zwölf Kugeln ihm ebenso gewiß gewesen wären, als dem Schriftführer Elsenhans.

An diesem Tage wurde er zum Vorstand des Bezirksamts provisorisch ernannt, eine Stelle, die er nach Uebernahme der Stelle eines Zivilkommissärs an den Rechtspraktikanten Hamma abgab. Die übrigen Stellen wurden den Rechtspraktikanten Kapferer und Szuhani übertragen. Als die großherzoglichen Beamten des anderen Tages zum Empfang der Post auf ihren Geschäftsstuben sich einfanden, wurde ihnen dieses eröffnet. Zwei derselben entfernten sich aus der Stadt, einer mit dem Vorstande blieb noch mehrere Tage inmitten der Verwirrung. So groß war bei zweien der Muth, oder die Täuschung über die Verhältnisse, oder die Hoffnung, auch in der gegenwärtigen Lage dem Staate

noch nützen zu können, daß der eine schriftlich, der andere mündlich sich zur Wiederverwendung angeboten hat.

Ueber der Vereidigung war der Morgen vergangen. Der Landesausschuß nahm im Gasthof zur Post ein Mittagsmahl und zog sodann mit 3 Bataillonen Infanterie und einem Zuge Artillerie nach Karlsruhe ab.

Die deutsche Fahne, die von den Wällen wehte, war von jetzt ab das Banner der Empörung geworden.

Trostlos war die Lage der großherzoglichen Offiziere. Der Landesausschuß hatte den Soldaten die Wahl ihrer Offiziere gestattet. — Die Bürgerwehr hatte schon diesen Morgen auf den Antrag Comlossy's an die Stelle des Majors Thomé seinen Adjudanten Frei gewählt; die übrigen Offiziere, sofern sie nicht freiwillig ausgetreten waren, wurden in ihren Stellen bestätigt.

Die Wahlen setzten freilich häufig Unteroffiziere über ihre frühern Offiziere; sie wurden nach augenblicklicher Laune wieder kassirt, neu angeordnet.

Aus einem vielverbreiteten Gerüchte, der Landesausschuß habe den Großherzog zur Rückkehr eingeladen, schöpften sie einige Hoffnung. In Rastatt war davon die Rede, daß eine Abordnung wohlgesinnter Bürger nach Lauterburg gehen solle, den Großherzog einzuladen, nach Rastatt zu kommen und von hier aus mit Hilfe der reuig zur Ordnung wiederkehrenden Soldaten die Zustände des Landes zu ordnen. Noch hoffte man auf die treu gebliebene Mannheimer Garnison. Allein schon eine vorläufige Besprechung mit den jetzigen Gewalthabern der Festung und die Zeitungen der folgenden Tage, zeigten das Unhaltbare jener Hoffnung. Durch die Aeußerung einer von Lauterburg kommenden hochgestellten Person gegen den Hauptmann Grafen v. Sponeck*) waren viele der in Rastatt gebliebenen Offiziere in guten Treuen zu der Ansicht gekommen, ihr Verbleiben bei den Truppen sei Pflicht, so lange sie noch etwas Gutes wirken

*) Die Verhandlungen hierüber in der deutschen Zeitung von 1850.

können. Dieses hoffte man vorzüglich, wenn andere auf die Reichsverfassung beeidigte Truppen in die Festung eingelassen würden. Es waren vom Gerüchte die Württemberger hiezu bestimmt, welche sich der badischen Grenze nahten. Zwar machte schon die Arretirung des zu einem Pulvertransport für die Festung nach Rottweil entsandten Lieutenants Freiheit**) durch General v. Miller die Sache unwahrscheinlich. Ich benahm vollends den Offizieren alle Täuschung. Ich hatte in Karlsruhe eine Frage hierüber bei meinem Bruder fallen lassen; er hattte in derben Worten das Chimärische dieser Hoffnung bezeichnet. Des folgenden Tages nahmen die meisten Offiziere ihre Entlassung; — einige waren schon über Ottersdorf nach Frankreich entkommen, da sie Kunde erhalten hatten, sich in Frankfnrt der großherzoglichen Regierung zu Verfügung zu stellen. Dieser Austritt wurde vorzüglich meiner Nachricht zugeschrieben und ich darüber von Hauptmann Müller zur Rede gestellt mit dem, daß der Vertheidigungsausschuß beschlossen hätte, die Festung den vom Reichsministerium befehligten, auf die Verfassung beeidigten Truppen zu öffnen. Ich sagte, sie mögen sich durch eine Abordnung nach Karlsruhe selbst von der Wahrheit meiner Nachricht überzeugen. Eine hierwegen nach Karlsruhe gerichtete Abordnung unter Hauptmann Greiner wurde abschläglich beschieden. „Man müsse," — sagte man ihnen — „vorerst abwarten, bis man sehe, welchen Gang die Bewegung in Württemberg und Hessen einschlage."

Mittlerweile ward die Zuchtlosigkeit unter den Soldaten wieder zur Blüthe zurückgeführt. Als die Rittmeister v. Glaubitz, v. Freydorf und andere Offiziere des Dragonerregiments Großherzog, „angeblich weil sie gegen Befehl ihr Regiment anstatt nach Rastatt, in die Residenz geführt hätten",, in Karlsruhe verhaftet und den 25. Mai als Gefangene in die Festung gebracht wurden, wetteiferten meuterische Soldaten und revolutionäre Einwohner der Stadt in

**) Er wurde bald wieder in Freiheit gesetzt.

Verhöhnung, Bedrohung, Mißhandlung dieser Ehrenmänner. Nur durch die Anstrengung eines Kanoniers, Namens Scholderer, wurde vielleicht die Ermordung der zu Fuß in das Gefängniß der Bastion XI. Geschleppten verhindert. Diese That hat auf die Bitte dieser Offiziere dem zu 10 Jahren Zuchthaus verurtheilten Kanonier später freundliches Loos bereitet. Er wurde am Jahrestag derselben vom Großherzoge begnadigt.

Der Zapfenstreich wurde von 9 Uhr auf die zehnte Stunde verlegt, was zur Folge hatte, „daß bis 10 Uhr alle, nach 10 Uhr bis gegen Morgen sehr viele Soldaten außerhalb der Kaserne sind."

Entfernung aus der Garnison ohne Erlaubniß gehörte zum gewöhnlichen. Häufig richteten sich die Ausflüge nach Baden. Dort lebten die Obersten Hoffmann und v. Pierron, mehrere Hauptleute und Lieutenants, als Privatleute mit Abschied und Erlaubniß, dort ihrer Gesundheit zu pflegen. Gegen sie, vorzüglich den Obersten v. Pierron, richtete sich in dumpfer Gährung der Haß der Prätorianer von Rastatt.

Schon den 28. Mai fragten zwei Kanoniere einen Offiziersbedienten nach der Wohnung des Obersten, bedrohten ihn, wenn er sie nicht zeige, ihn zu arretieren. Es war kurz vor Abgang des letzten Bahnzugs. Da riß mir der Faden der Geduld, als ich sah, daß die Bahnhofwache halb unthätig, halb auf seine Seite zu treten geneigt war. Ich ging auf sie zu, verwies mit Worten, deren Schärfe ich nicht eben abmaß, ihr Betragen. „Ich wolle sie führen", sagte ich, „aber zum Zivilkommissär der Stadt, welcher dem Obersten die Aufenthaltskarte gegeben, die Badgäste zum Besten der Stadt gefriedigt hätte. Der würde ihnen dann wohl zeigen, was arretiren heiße." Zwar fuhren sie nun gegen mich auf, aber es traten jetzt mehrere Bürger auf meine Seite; die Wache regte sich auch zu unsern Gunsten und so wurden die Bursche in einen Bahnwagen

gebracht. — Von Oos ab kam ich zufällig in denselben Wagen mit ihnen; ein ehemaliger Feldwebel, jetzt neugewählter Hauptmann, verwies ihnen das Unziemliche ihres Betragens. Sie hießen ihn „das Maul halten"; „der Oberst sei ein Sch.....l, und wenn er zu ihm halte, sei er ein eben so großer." In der That beruhigte sich der Hauptmann und die Sache war beigelegt. So war die Mannszucht.

Den 30. wurde die Razzia gegen die Offiziere wirklich ausgeführt. Zwei bis dreihundert Soldaten erschienen vor dem Gouverneur und verlangten 2 Kanonen; sie wollten nach Baden das „Offiziersnest ausnehmen." Daß er sie mit Worten abmahnte, daß er die Kanonen verweigerte, — damit glaubte Greiner alles Mögliche erreicht zu haben. Sie zogen zum Kehler Thor hinaus. Bei Oos begegnen sie dem Badener Bahnzug. „Da sind die Offiziere d'rin! Halt!" wurde dem Zuge entgegengerufen. Da die Lokomotive, obwohl gebremst, nicht gleich gehorchte, wurde ein Pelotonfeuer gegen die Wagen abgegeben. Glücklicher Weise hatte der Kondukteur den Leuten zugerufen, sich platt in die Wagen zu legen. Nur der Lokomotivführer erhielt an Hals und Leib mehrere Wunden, von denen er aber bald wieder genas. Natürlich wiesen die Wagen nicht, was die Leute suchten. Sie zogen nach Baden; von dortigen Bürgern zu den Wohnungen der Offiziere geleitet, durchstöberten sie diese. Sie machten nur den minder erheblichen Fang einiger Subalternoffiziere, der Lieutenants v. Böcklin und Widmann, des Oberlieutenants v. Göler. Letzterer wurde im Ooser Bahnhof mit Mühe vor Mißhandlung geschützt. Die Stabsoffiziere hatten sich vorher flüchten können, Oberst v. Pierron wurde später unter Verkleidung durch den Sekretär der französischen Gesandtschaft über die Grenze in Sicherheit gebracht. Bezeichnend für diese Expedition ist, daß ein in Baden zurückbleibender Kanonier des andern Tags aus einem Privathause eine Uhr stahl und von den eigenen Kameraden als Dieb eingeliefert wurde, daß man

sich nicht entblödete, die Frauen, so die Familie des Obersten v. Pierron, zu bedrohen und zu mißhandeln.

Die Gefangenen wurden nach Rastatt verbracht, von da, mehr zu ihrem Schutze, als weil man eine Schuld in ihrem Benehmen ersehen hätte, um Mitternacht nach Karlsruhe abgeführt, wo sie sofort in Freiheit gesetzt wurden. Auch die in Rastatt noch befindlichen Dragoneroffiziere wagte man nicht öffentlich ihrer Haft zu entlassen, obwohl dies angeordnet war; — Brentano selbst kam später dahin und führte sie nach Karlsruhe ab.

Dies war also die Antwort der Soldaten auf die strafende Anrede, welche am Pfingsttag im Namen des Landesausschusses der Soldat Cordel, die „Bürger" Thiebaut, Torrent und Warth über ihre Zuchtlosigkeit an sie vom Rathhause herab gehalten hatten. Den 31. Mai kam der Kriegsminister-Stellvertreter mit einem Mitgliede des Landesausschusses, um wegen des gestrigen Tages eine Strafrede zu halten. Die Garnison war auf den Rathhausplatz beschieden worden; — von der ganzen Besatzung erschienen etwa 200 Mann.

Das bürgerliche Leben wies weniger Störungen auf. Fast nur an dem Verschwinden der Frauenhüte, die erst nach der preußischen Besetzung wieder zum Vorscheine kamen, an dem täglichen Drängen zum Bahnhofe, an der dort aufgestellten Wache, welche die Bahnzüge visitirte, um flüchtige Beamte, Soldaten oder „gerettetes" Geld zu fahen, bemerkte man das Vorhandensein der Revolution. Comlossy, die Haupttriebfeder der Bewegung, war meist auf den Landorten, wo er als „Unterkommissär" „wirkte", oder in Karlsruhe, wo er die Mitglieder des Landesausschusses „vorwärts trieb," oder in Heidelberg, wo er sich „bei dem Heere umsah," kurz wo man in geschäftiger Bewegung irgendwo eine Blechhaube in der Menge treiben sah, — er war Lieutenant bei der Feuerwehr, — sei es landaufwärts oder landabwärts, so durfte man sicher annehmen, daß es

Comlossy war. In Rastatt hatte er den Eisenbahn-Vorstand abgesetzt; dies war zurückgenommen worden, er suchte sich in Grethers Stelle zu drängen, trieb diesen, wie wenigstens in dessen Standericht behauptet wurde, zur Absetzung und Versetzung des großherzoglichen Postmeisters Wandt. Comlossy war, dies wird Niemand in Abrede stellen, in der ganzen Gegend der kräftigste, unermüdlichste Agitator; er war im Gegensatze zu den meisten, die 1849 Revolutiönchens spielten, die verkörperte Revolution.

Von den Einwohnern verließen außer den Familien der Offiziere, Beamten, vieler Staatsdiener auch manche wohlhabende Privatpersonen die Stadt.

Zweiter Abschnitt.

Der Anfang vom Ende.

Es war den 3. Juni, als ich die Nachricht von der Verhaftung meines Bruders erhielt, die des folgenden Tages durch die Zeitungen bestätigt wurde.

Ich reiste desselben Tages über Karlsruhe nach Stuttgart ab, um zu sehen, ob ich Etwas für ihn thun könne; da er von Kleidern und Wäsche ganz entblößt war, hatte ich welche für ihn mitgenommen. Uebrigens hatte auch die Lage der Dinge in Rastatt seit der Badener Razzia sich der Art gestaltet, daß ein auswärtiger Aufenthalt mir nicht unerwünscht kam.

Obgleich daher, bei aller freundlichen Aufnahme, welche die Staatsräthe Goppelt und Duvernoy mir zu Theil werden ließen, für den Zweck meiner Reise nur geringer Erfolg zu erwarten war, beschloß ich doch, einige Zeit dort zu verweilen, um den Brunnen zu Cannstadt zu gebrauchen und Stälin's belehrenden Umgang für meine Forschungen nutzbringend zu machen. —

Die verschiedenartigste Gesellschaft hatte sich Nachts 10

Uhr in dem württembergischen Wagen zusammengefunden. Da war der Oberbeamte von Karlsruhe, Bausch, welcher den zunächst bevorstehenden Ereignissen auswich und zugleich der württembergischen Regierung nähere Aufschlüsse über die Absichten ihres Gefangenen überbringen wollte, ein großherzoglicher Offizier v. Gillmann, der während des Aufstandes krank gelegen und jetzt sich über die Grenze in Sicherheit brachte, da war mit seiner Gattin Raveaux, der jene Proklamation der provisorischen Regierung mit sich führte, worin sie die Verhaftung ihres Mitgliedes eine Kriegserklärung gegen Baden, gegen das ganze deutsche Volk nannte. Wie persönliche Anschauung mich später überzeugte, hat jene Proklamation erstaunlich viel dazu beigetragen, den Zutritt des württembergischen Volkes zu der Sache der Aufständischen zu vereiteln. Das eifersüchtige Mißtrauen, womit die kleinsten Staaten Deutschlands, wenigstens in den untern und mittleren Schichten der Bevölkerung, sich beobachteten, hat in Württemberg mehr als anderswo seine Stütze in einem dynastisch-nationalen Selbstbewußtsein, welches u. A. in Justinus Kerner's „reichstem Fürsten“ in so schönem Gewande dargestellt ist. Dieses Selbstbewußtsein, so tief durch Brentano's herausfordernde Worte verletzt, machte sich allenthalben in unverkennbarer Erbitterung, selbst Verhöhnung Luft. — Auch Fröbel befand sich in dem Wagen, und mit Spatz noch einige rheinbayerische Mitglieder der nach Stuttgart übersiedelten Nationalversammlung.

Im Gasthofe zum Kronprinzen, wo ich abgestiegen war, hatte eine ziemliche Anzahl Mitglieder des Rumpfparlaments Wohnung und Tisch genommen; mein Name verschaffte mir bei ihnen eben so freundliche Aufnahme, als er bei der königlichen Polizei Mißtrauen erweckte. Nachdem ich dasselbe kaum für einige Tage durch meine Berufung auf die mir näher bekannten Lenker des Staatsschiffes beschwichtigt hatte, wurde ich den 16. Juni wieder vorgerufen und es erklärte ein Assessor mit dürren Worten, daß ich mit meinem Namen

und ohne Paß in dieser schlimmen Zeit eben nicht länger hier verweilen könne. Vergebens hatte ich ihm die Unmöglichkeit dargestellt, einen anderen Paß zu erhalten, als den etwa die revolutionären Behörden ausgestellt hätten; der Mann hatte sich kaum durch eine Aufzählung meiner sämmtlichen Stuttgarter Bekannten beschwichtigen lassen und durch das Anerbieten ihrer Bürgschaft für die Harmlosigkeit meiner Beschäftigungen. Am besten, glaube ich, wurde der Beamte doch erst durch meine Versicherung beruhigt, daß ich morgen ohnedies abreisen werde. Ich hatte nämlich des gleichen Morgens auf dem Marquardt'schen Kaffeehause in der Karlsruher Zeitung eine Bekanntmachung meiner vorgesetzten Behörde gelesen, die auf den 18. Juni mich wieder an meinen Posten rief.

Als ich in den Gasthof zurückkam, fragten die genannten und andere Häupter des ehemaligen Donnersberges, die von meiner Vorforderung Kenntniß erhalten hatten, nach der Aufnahme, die mir geworden, und beklagten lebhaft „diesen neuen Gewaltschritt Römer's" — obgleich ich überzeugt bin, daß dieser kein Wort um die ganze Angelegenheit wußte.

Wohl mochte das „hodie mihi, cras tibi"*) ihnen vor Augen schweben. Als wenigstens Frau Raveaux bei Tische über die Erhabenheit der schweizerischen Alpenwelt sprach und wie schön es sein müßte, dort zu weilen, erwiderte Vogt in trockenem Humor, es dürfte nächster Tage der deutschen Nationalversammlung sich Gelegenheit ergeben, insgesammt den Genüssen dieser Naturschönheiten sich hinzugeben. Vogt sebst galt damals bei den entschiedensten seiner früheren Kampfgenossen nicht nur für einen „Heuler" — „Ululator internus"**) wurde er scherzweise klassifizirt — sondern auch für den Mann entschiedener Reaktion. Und doch stand sein Name unter allen Regentschaftsbeschlüssen, denen man wahrlich jene Eigenschaften nicht zuschreiben konnte. — Sein und seiner

*) Heute mir, morgen dir.

**) Heuler von inwendig.

schönen Schwester Umgang mit der Familie des alten Schott, der bei aller Entschiedenheit seiner Ansichten doch den Zeitumständen und der Stimmung Württembergs Rechnung trug, die Verstandesschärfe, womit er die Tragweite der Beschlüsse der Versammlung und Regentschaft bemaß, vielleicht auch die Ueberzeugung, daß seiner wissenschaftlichen Befähigung jeder Zeit in Europa eine gesicherte Zukunft sich öffne, während den Andern vielleicht das trockene Brod der Verbannung winkte: all dies hat in jenen Tagen der auf das Höchste gesteigerten Leidenschaft dazu beigetragen, das erwähnte, sonderbare Urtheil hervorzurufen. Er selbst hat indessen nicht nur bis zum Ende ausgehalten, sondern stets schlagfertig mit der Rede, wie er war, übte er bald in gutmüthig scherzenden, bald in schneidenden Worten Vergeltung. So ließ er die Titanen der Neuzeit über den alten Donnersberg einen riesigen Chimborasso aus den Trümmern einer Welt aufthürmen; — seine untern und mittlern Regionen nähme Hartmann, der Dichter, mit andern der Entschiedensten ein, während auf blutroth erleuchtetem Gipfel in oberster Einsamkeit — Würth von Sigmaringen throne. —

Aber noch viele Mitglieder der Versammlung hatten das gleiche Urtheil, wie Vogt, auf sich herabgerufen. Namentlich waren dies die Rheinbayern, die bei Bedrohung ihres Vermögens einerseits durch die Aufständischen, anderseits durch die drohende preußische Invasion nicht immer in rosenfarbener Stimmung waren. —

Nicht so leicht als aus diesem wirthshäuslichen Kreise, der denn doch manche schöne Kräfte, ja neben politischem und sittlichem Tohu wa bohu, reine Charaktere, edle Enthusiasten für eine große Idee in sich faßte, ward mir der Abschied aus Stälin's liebenswürdigem Familienkreise. Dieser Gelehrte von seltener Ausdauer, ein eben so richtiger Zeichner in größern Umrissen, als klassischer Meister in spezialgeschichtlicher Filigranarbeit, hatte zu vielfach erwiesener Güte noch die Freundlichkeit gefügt, mir ein gastliches Asyl anzu-

bieten, da die eben eingetroffenen, verworrenen und widersprechenden Nachrichten über den Angriff der Reichsarmee bei Ladenburg und Käferthal (15. Juni) befürchten ließen, mitten in das Getümmel zu gerathen. Doch überwog ein gewisser Trotz der Pflichttreue und wohl auch der Gedanke, zu Hause Frauen zu wissen, die mir so manchmal Liebes und Freundliches erwiesen hatten, daß es Pflicht der Dankbarkeit schien, in den Tagen der Verwirrung meinen Rath und Schutz — so geringfügig er sein mochte — ihnen anzubieten. Auch mochte ein anderer Grund, mir fast unbewußt, mitwirken. Ich hatte Gelegenheit gehabt, so zu sagen die ersten Athemzüge des Aufstandes zu beobachten; es gegelüstete mich, ein Gleiches mit dem Ausgange zu thun, der voraussichtlich in und um Rastatt stattfinden mußte, wie es denn auch wirklich geschehen ist. —

Der frühe Morgen jedes Tages bot damals einen bewegten Anblick auf dem Postplatze in Stuttgart dar. Mit dem hellen Glockenschlag der sechsten Stunde im Postgebäude hörte man fernes Wagengerassel, schmetternden Posthornsklang. Und nun rollten die rothen Eilwagen Taxis'scher Erfindung mit vier oder zwei Pferden, bald elegante, bald schmutzige Beichaisen der nächsten Stationen, die geräumigen gelben Eilwagen der Schaffhauser und Karlsruher Post die Königsstraße herauf durch das Bogenthor des Amtes. Bald entwickelte sich aus dem Geheimniß seiner inneren Räume ein Gewimmel von Koffern und Reisesäcken; bleiche Frauengesichter und über Nacht groß gewachsene Männerbärte suchten die Thüren der nächsten Gasthöfe auf. Hausknechte mit Felleisen keuchten herbei; mit dem nächsten Stundenschlag rollten wieder die Wagen heraus und die Königsstraße herab.

Auch mich entführte den 17. Juni der Karlsruher Wagen am frühen Morgen der schwäbischen Residenz, welche mit gleicher Gastlichkeit den flüchtigen Beamten Badens und die im Parlamente sitzenden Mitglieder der „konstituirenden Versammlung" beherbergte. Raveaux hat über jene Gastlichkeit

sich sehr beklagt; er wußte wohl nicht, daß seinen Genossen bedenklicher Ruf der Zahlungsmittel vorausgeeilt war, welcher bewirkte, daß manche Leute fast vor der Lieferung von Speise und Trank auf Zahlung drangen. —

Am Ende der Königsstraße winkte ein freundlicher Blick mir besorglich Abschied zu. Wohl mochte es befremden, mich so unbefangen dem badischen Wirrsal entgegen fahren zu sehen. Meine Reisegefährten waren ein schwäbischer Handwerksmann, welcher dem europäischen Elende über dem Ozean auswich, und ein Herr, welcher unter einfacher Kleidung so viel gentlemangleicher Haltung blicken ließ, daß Vaterland und Stand unschwer zu errathen war. Später erfuhr ich, daß er Mr. L. gewesen, von Lord Palmerston mit der Mission betraut, unsere Zustände zu beobachten; ein ruhiger Denker, welcher die Wirren der Gegenwart mit einer Objektivität auffaßte, die den gewiegten Staatsmann bezeichnet.

Hat man den Höhenzug erreicht, der vom Schönbuch bis zum unteren Neckar sich erstreckt, so sieht man, wo die Straße gegen Schwiberdingen, die erste Poststation, abfällt, rechts die Festung Hohenasperg über einen Berg voll Weinreben hervorragen. „Da oben sitzt auch Einer, der so bald nicht wieder loskommen dürfte", sagte der Engländer. „Obgleich es mein Bruder ist", war meine Erwiderung, „weiß ich ihn doch lieber da oben, als im Lande unten, wo ihn sicher die Kugel erreichen würde." — Die Antwort schien selbst den Britten frappirt zu haben; sie ist wenigstens in Prießnitzen's Heilanstalt zur Kunde des Fürsten von F. gekommen, dem sie doch unser dritter Gefährte, der ehrliche Schuster, kaum hat mittheilen können. Von nun an bewegte sich das Gespräch ungezwungener über die krausen Verhältnisse der Gegenwart. Ob Miroslawski's Stellung am Neckar schon aufgegeben sei oder nicht, bedingte unsere Reiserichtung. Der Auswanderer wollte in Bruchsal sein Gepäck aufsuchen, Mr. L. nach Baden, ich in die Festung. Zuerst stieß Jener auf der Landstraße ab, da er hörte, Bruchsal sei noch frei.

Wir Uebrigen beschlossen, wenn Gefahr drohe, in den aufständischen Rückzug zu gerathen, bei Pforzheim abzubiegen und über Wildbad ins obere Neckarthal zu gelangen, da diese Linie wahrscheinlich der letzte Halt des aufständischen Heeres sein würde. — So wenig war man in diesen Tagen in der nächsten Nähe von der Sachlage unterrichtet. In Vaihingen hatten wir württembergische Artillerie und hohenzollern-lichtenbergische Jäger angetroffen; sie wußten über den Sieg der Reichsarmee bei Groß-Sachsen (16. Juni) nichts mehr, als die Wagenführer und Posthalter. Auf der letzten Station vor Pforzheim lag noch einige Reiterei auf Vorposten, sonst war die Grenze hier entblößt. Desertionen und Theilnahme an badischen Verbrüderungsfesten hatten den General v. Miller bewogen, die Truppen weiter rückwärts zu schieben, wahrscheinlich indessen auch die Lage der Dinge in Stuttgart. In Pforzheim war wirres Gewimmel auf der Post. Es hatte in diesem Städtchen eine Abtheilung württembergischer Freischärler sich festgesetzt, zu nicht eben großem Behagen der wohlhabenden Fabrikherren, die, abgesehen von dem sehr gesunden Appetite dieser Helfer, die Aussicht auf Verwirrung und Kriegsdrangsal durch dieselben in sehr unliebsame Nähe gerückt sahen. Die Offiziere, die im Gasthause zum Kaffee waren, fragten uns nach württembergischen Neuigkeiten; uns konnten sie nur sagen, daß Karlsruhe noch frei sei, die dortige Regierungszeitung von heute noch erschienen, und ihre Sache durchaus noch nicht verloren sei. Einer derselben, mit Schlapphut und Schleifsäbel, setzte sich zu uns; natürlich stockte das Gespräch bald und wir gelangten im Halbschlummer, den der milde Sonnenschein behaglich nährte, nach Durlach. Hier bestiegen wir die Bahnwagen, Mr. L. dritter Klasse, ich zweiter, um dem Getümmel aus dem Wege zu sein. Bald kündigte der schrille Pfiff der Lokomotive Rastatt an. Am Bahnhofe stürzte Comlossy herbei, damals in Rastatt die „Unruh“ der aufständischen Sache. — „Bürger F., Sie müssen heute

Abend im Gasthofe zum Kreuz erscheinen, wir bedürfen Ihrer Nachrichten über die Zustände in Württemberg;" dies war seine Begrüßung. Meine Entschuldigung durch Müdigkeit wurde nicht angenommen; ich könne etwas später kommen, wenn ich ausgeruht habe. Nun, die Herren hätten mich denn zuletzt doch leicht zu finden gewußt; — ich sagte zu.

Auf dem Wege zur Festung begegnete mir der Zivilkommissär Au von Allmendshofen und Oberlehrer Ostermann aus Donaueschingen, Beide Mitglieder der konstituirenden Versammlung. Zwar klirrte laut an ihrer Seite der martialische Schleppsäbel: der weiche Filz saß noch keck auf dem Kopfe; allein welcher Unterschied war doch zwischen dem jetzigen Blicke und demjenigen, der in den Frühlingstagen des Jahres 1848 von dem Reuterschen Lesezimmer in Donaueschingen aus die Baar beherrscht hatte, und durch ein Zucken der Brauen Hunderte von Katzenmusikanten hervorzaubern konnte. Der schlimme Stand der aufständischen Sache war deutlich in ihren Mienen zu lesen. Auch zog sich Ostermann bald aus der Versammlung zurück, seines kranken Leibes in Baden zu pflegen, und Au erschien noch einmal vor seiner Flucht in das Elend der Verbannung auf dem Schauplatze seiner Thätigkeit in Donaueschingen, wo übrigens sein Walten, mit Ausnahme des angeordneten Kassenraubs in Dürrheim, ein sehr billiges und verständiges gewesen sein soll. — Ich war froh, daß der rasch dahinrollende Wagen mir nur den flüchtigen Blick auf die Leiter der tragikomischen Szenen vom Jahr 1848 werfen ließ:

„. . Quaeque ipse miserrima vidi
Et quorum pars magna fui . . "*)

Ich begrüßte zu Hause meine würdige Wirthin; sie hatte während meiner Abwesenheit freundlichen Antheil an mir genommen. Von ihr erfuhr ich, daß nach völligem Abzuge des militärischen Theils der Besatzung die Hut der Festung

*) . . das Elend, was selbst ich gesehen,
Worin ich selber verwickelt . .

blos den mit Studenten und andern Freiwilligen untermengten Festungskanonieren, von welchen ein Theil in das Feld abgerufen war, und dem akademischen Banner von Freiburg anvertraut sei. — Von Letzeren hatte ich einige Mann als Einquartierung erhalten, die ersten einer langen Reihe, mit denen ich nicht eben zum Besten meiner Börse belegt wurde.

Es war schon Dämmerung, als ich den Gasthof zum K. betrat. In der Nebenstube saßen bei spärlichem Lichtschimmer Häupter des Rathes. Es kam, gleichfalls geladen, der Gouverneur der Reichsfeste, Hauptmann Greiner. Durch Befehl des Reichsministeriums war dieser sonst durchaus nicht aufrührerische Offizier an den Posten gefesselt worden, welchen in den Tagen der Verwirrung der souveraine Soldatenwille ihm aufgedrungen hatte, da beim Ausbruch des Aufstandes ein sinnloses Gerücht ihn wegen soldatenfreundlicher Gesinnung festgenommen werden ließ. Außer ihm bemerkte ich einige Kanoniere, einige württembergische Ausreißer, von denen einer, wenn ich nicht irre, Unteroffiziersauszeichnung trug. Die Versammlung schien nicht eben fröhlich gestimmt. Comlossy war öfter ab- und zugegangen; nun befragte er mich über den Stand der Dinge in Württemberg. Diesen schilderte ich der Wahrheit gemäß so, daß auch der Leichtgläubigste keine Hoffnung schöpfen konnte. Das Landvolk gleichgiltig, eher gegen Baden erbittert, die kleinen Städte für die Revolution, — wenn sie im Wirthshause sich machen ließe oder durch ein paar Demonstrationen; Stuttgart zum großen Theil gegen das Parlament, das Militär durch des Königs muthvolles Benehmen der Sache des Aufstandes entzogen. So habe ich Württemberg gefunden. Zugleich sei durch die Reden der pfälzischen Reichstags-Abgeordneten mir klar geworden, daß es nur eines Marsches der Preußen bedürfe, keines Gefechtes, um die ganze Geschichte auf dem linken Ufer des Rheines zu beendigen und hart an der französischen Grenze, drei Stunden von dem fast allen Truppen entblößten Rastatt zu stehen. Dem widersprach

zuerst der württembergische Unteroffizier. Es sei ganz sicher, daß in wenigen Tagen nicht Hunderte, sondern ganze Regimenter sich der badischen Sache anschließen werden, dann werde ganz Württemberg in Flammen stehen. Comlossy hielt dafür, der Einfall, welchen man beschlossen habe dieser Tage von drei Seiten, gegen Heilbronn, gegen Neuenbürg und Rottweil in das Württembergische auszuführen, werde hinreichend sein, die Nationalversammlung zu schützen, das Land in helle Flammen zu setzen. Ich äußerte noch meine Vermuthung, daß aller Wahrscheinlichkeit nach morgen oder übermorgen die Nationalversammlung gesprengt sein würde, ohne daß eine Hand zu ihrem Schutze sich aufheben würde; dann empfahl ich mich, um die weitere Beratung nicht zu stören. Noch im Fortgehen hörte ich, wie der Gouverneur „ersucht" wurde, eine starke Patrouille in der Nacht nach Au „gegen die Preußen" zu entsenden, die Ludwigshafen schon besetzt hätten und sich Germersheim näherten.

Im Gasthofe zur Post traf ich meinen Freund den Dr. Neck, mit mehreren Studenten der Freiburger Legion, meist artigen jungen Männern, denen ich später einige Dienste zu erweisen Gelegenheit hatte. — Jener tüchtige Arzt, welchen beim Ausbruche des Aufstandes ein mündlicher Befehl des Kriegsministers in Rastatt zurückhielt, hatte unterdessen genugsame Gelegenheit gehabt, in der Ausübung seiner Kunst ersprießlich zu wirken, denn es waren nicht nur manche Verwundete aus dem nicht sichern Heidelberg hieher gebracht worden, sondern es fielen selbst hier aus Unvorsichtigkeit und Trunkenheit Verwundungen mancher Art vor, welche ganz geeignet waren, dem innern Heilkünstler zugleich auch bedeutende wundärztliche Fertigkeit zu geben. Einen angeblichen Patienten hatte er gestern erhalten: den bei Ladenburg gefangenen preußischen Major v. Hindersin, Unterchef des Generalstabs der Reichsarmee. Dieser wurde zuerst im Schloßspitale verpflegt, bald aber aus Verdacht, er möchte entrinnen, mit seinem Gefangenschaftsgenossen dem mecklen-

burgischen Hauptmann v. Klein, in die Bastion XXX., dem früheren Verwahrungsorte Struve's, verbracht und dort der Pflege des Regimentsarztes Dr. Steiner übergeben. Noch desselben Abends beklagte sich mein Gastwirth, daß er durch mich fälschlich in den Verdacht gekommen sei, um die „Razzia" nach Baden-Baden gewußt und doch die dort befindlichen Offiziere nicht gewarnt zu haben. Ich erwiderte, er habe ja offen im Wirtshause erzählt, die Soldaten hätten ihn am Bahnhofe „zum Spaße" mitnehmen wollen. Er habe ferner mit den mir bekannten Offizieren, seinen frühern Kostgängern, an demselben Tage vor ihrer Arretirung gesprochen — und als dieses mir einmal gesprächweise mitgetheilt worden sei, habe ich keinen Anstand genommen, den Offizieren jene seine Rede mitzutheilen und mich über das Unziemliche einer solchen Handlungsweise auszusprechen. Auf seine Auseinandersetzung, daß der besprochene Bahnhof der von Baden gewesen sei, daß er dann die Möglichkeit nicht mehr gehabt hätte, die Offiziere zu warnen, hielt ich für meine Pflicht, baldmöglichst den Sachverhalt meinen Bekannten aufzuklären. Dies ist dem Wirthe nachmals zu Gute gekommen, denn nach Uebergabe der Festung war das Gerücht jenes Vorfalls mit eine Ursache, den Mann gefangen zu setzen, und es bedurfte meines und des Oberlieutenants v. Reichert Zeugnisses, ihn der Freiheit wieder zu geben.

Montag, 18. Juni.

Der Morgen versammelte die Kollegen, die meisten mißmuthig über den unwillkommenen Ruf, der uns aus Frankreich oder Württemberg, aus diesem oder jenem Zufluchtsorte aufs Neue und wahrscheinlich ohne Nutzen an diese Stelle unruhigen Lärms und naher Gefahr herbeibeschworen hatte. Die auswärtigen Schüler waren entweder nicht gekommen, oder mit der Warnung, fein still zu Hause zu bleiben, wieder entlassen worden. Mit den hiesigen bereiteten wir eine Beschäftigung vor, die voraussichtlich bald unterbrochen werden mußte, denn trotz der in Karlsruhe angewandten Vor-

sicht, war es doch jetzt schon klar geworden, daß die Preußen in der Nähe jener Stadt den Rhein überschritten haben und Mieroslawski in die Mitte nehmen würden. Auch ließ sich das Vorrücken eines Theils der Reichsarmee durch den Odenwald voraussehen, wodurch sogar die Flucht nach Württemberg den Aufständischen unmöglich gemacht würde.

Mittags war ein Stabsoffizier in badischer Uniform unser Tischgenosse; viele Bekannte aus der Zahl ältern Bürgern und Staatsdiener grüßten ihn herzlich. Seine Brust war mit Orden geschmückt, sein Benehmen das eines jovialen alten Soldaten. Er sprach viel von früheren Feldzügen und meinte, man sei schon mit anderen Majestäten fertig geworden, man werde auch den Preußen den Weg zeigen, woher sie gekommen. — Es war der pensionirte Major v. Biedenfeld, der mit dem dritten Regiment lange Jahre in hiesiger Garnison gestanden, daher den Bürgern wohlbekannt und beliebt, wie er auch gegen diese später immer als wohlgesinnt sich gezeigt hat. Er war eben von der aufständischen Regierung zum Kommandirenden des dritten Regiments ernannt, — eine Ernennung, die mit Bedrohung falls der Nichtannahme verknüpft war — und ging nun, anscheinend sorglos, der Vollendung seines dunkeln Schicksals entgegen. — Soldat mit Leib und Leben, durch seine aus vernachlässigter Jugendbildung etwas nach der Wachtstube schmeckenden Manieren, durch die Rücksichtslosigkeit seiner Aeußerungen schon in den ersten Friedensjahren schon mannigfach anstößig geworden, hatte er in seinen besten Jahren sich in unfreiwilligen Ruhestand versetzt gesehen, den er im nahegelegenen Städtchen Bühl zubrachte. Diese Kränkung hat wohl dazu mitgewirkt, daß er das Hoffnungslose seiner Stellung übersah, die Gelegenheit zur Flucht nicht ergriff und selbst während der Belagerung von Rastatt den Gedanken einer Meuterei gegen Tiedemann, den Gouverneur der Festung, von sich wies, obgleich dieselbe vielleicht seine Tage gefristet hätte. Die alte Unerschrockenheit bewies er

auch von jetzt ab; — er allein hat mit seinem Regimente das Schimpfliche der Flucht der übrigen Aufständischen nicht getheilt, sondern bei Wiesenthal sowohl, als an der Federbach augenblickliche Vortheile errungen.

Wie Biedenfeld erst bei der tragischen Auflösung unseres Trauerspiels auf die Bühne trat, so ist nachmals sein Ausgang auch besonders tragisch gewesen. Vom preußischen Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, hatte er mit männlicher Ergebung zu demselben sich vorbereitet. Früh 3 Uhr besuchte ihn noch der Seelsorger seines Bekenntnisses. Unter Gesprächen, wie sie der Ernst der Stunde erforderte, verbrachte er die Stunde bis Sonnenaufgang in seinem Gefängnisse, dann im Hofe der Bastion XXX., wo dasselbe sich befand. Immer zögert der Todesbote; endlich wird dem Verurtheilten gesagt, die Hinrichtung sei aufgeschoben. Wie man sich damals erzählte, war dieser räthselhafte Aufschub durch ein Schreiben des Generals von der Gröben an den Gouverneur v. Holleben veranlaßt worden. Auf Bitten der angesehensten hiesigen Einwohner hatte jener General sich bewegen lassen, ein Begnadigungsgesuch an den Prinzen von Preußen einzureichen, — welches dieser freilich, als nicht in seine Kompetenz gehörig, zurückwies. Die dadurch bewirkte Verzögerung aber kam nach dem Buchstaben des Gesetzes einer Begnadigung gleich; denn das Gesetz verordnete, in 24 Stunden müsse das standrechtliche Urtheil vollzogen sein. Deßwegen verlangte nach Ablauf der gesetzlichen Zeit der Vertheidiger, Anwalt Strauß, seinen Schützling aus den Händen der standrechtlichen Behörden heraus, und da diese damals der höchste Gerichtshof in Baden war, so entstand sogar die Frage, ob Biedenfeld denn noch vor ein anderes Gericht gestellt werden könne. Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Das Standgericht, die standrechtliche Untersuchungskommission wollten über diese Mißachtung ihrer Stellung und Gewalt sich auflösen; vom Kriegsministerium in Karlsruhe kam, vielleicht im Hinblick auf das Verdrießliche

dieses Zwischenfalles, statt einer Begnadigung die Anfrage, warum den die Hinrichtung noch nicht vollzogen sei? Da erscheint des zweiten Morgens der in später Nacht zu diesem traurigen Geschäfte befohlene Geistliche vor Biedenfeld's Bette, ihn auf die sofort angeordnete Exekution vorzubereiten. Damals ist das Herz des Soldaten gebrochen, der früher so oft dem Tode durch die Kugel, seine kurze Pfeife rauchend, mit Gleichmuth entgegensah. „Das ist hart" — sagte er — und Thränen rannen ihm über die Wangen. Wer wollte bei der Qual so widerstreitender Erschütterungen diese Thränen auch dem Muthigsten verargen? Dennoch hatte er sich bald gefaßt und zeigte im ernsten letzten Augenblicke dieselbe Unerschrockenheit, die ihn im Leben ausgezeichnet hatte.

Noch eines Umstandes will ich erwähnen. Wer den „Festungsboten" liest, wird darin eine Belohnung für Den ausgesetzt finden, der ein verlornes Kreuz seinem Besitzer wieder zurückerstatte, Es war dies der erste Orden gewesen, den Biedenfeld in seiner frühern Laufbahn erhalten; sein Verlust während der Belagerung mochte damals schon als schlimme Vorbedeutung gelten. Doch von allem Dem ahnte damals derselbe Nichts; er fuhr des Nachmittags heiter mit dem Bahnzuge in das Unterland, aus welchem er erst mit der fliehenden Armee wiederkehrte.

Des Abends erschien ich beim Verlesen der Bürgerwehr auf dem Paradeplatz. Der Feldwebel machte mir die Zeche für verlohnte Wachen, welche während meiner Abwesenheit auf mich gefallen waren. Ich fand sie hoch genug, ersuchte ihn aber doch, auch für die Zukunft ein Gleiches zu thun, da mein Beruf und Wachestehen nicht neben einander Platz hätten. So kaufte ich mich denn mit Ausnahme einiger Ordonanzdienste auch für die ganze Zeit mit wöchentlich ungefähr zwei Gulden von der größten Last und Unlust des Wehrdienstes los und ledig.

Dienstag, 19. Juni.

Privatnachrichten und Zeitungen verkündeten heute die

Sprengung des Parlaments in Stuttgart. Morgen sollte es in Karlsruhe sich wieder versammeln. — Abends fuhr ich auf der Eisenbahn nach Baden. Welch traurige Oede auf der sonst so belebten Promenade, dem Sammelplatz der schönen Welt von ganz Europa! Zwischen den Buden, in denen Mellerio's Kostbarkeiten, Rheinboldt's feine Regalia und Caçadores und die hundert unnötigen Unentbehrlichkeiten des „fashionablen" Lebens vergeblich auf Käufer warteten, wandelten und auf den Stühlen vor Benazet's Rauchergallerie saßen wenige Gäste, meist Badener selbst, oder dort angesiedelte Pensionäre. Sie bildeten kleine Gruppen nnd sahen mißtrauisch auf die Hahnenfeder des etwa vorüberstürmenden Volkswehrmanns, der trotz seines wilden Aussehens in friedliebender Gemüthlichkeit die Schlachtlinie am Neckar vergaß, und hier auf Munition oder Verstärkung harrte, um irgendwo des leichtern Dienstes „militärischer Exekution" zu warten. Es war mit leichtem Ostwinde ein klarer, warmer Abend, als ich nach Hause kam. Auf dem Wege vom Bahnhof zum Thore vernahm ich in größern Pausen den dumpfen Schlag fernen Geschützdonners; auch in der Stadt hatten sich zahlreiche Gruppen gebildet, welche hin und wieder riethen, was das Schießen bedeute.

Man vereinigte sich dahin, daß es wohl ein Versuch der Preußeu sei, bei Knielingen den Rhein zu überschreiten, wo die Trümmer des pfälzischen Heerhaufens sich heute auf das badische Gebiet zurückgezogen hatten. — Es war aber das Kanonenfeuer, welches die badische Artillerie am Abende vor der Einnahme von Philippsburg gegen den von den Preußen besetzten Brückenkopf von Germersheim gerichtet hatte. So drohte denn also der Anfang vom Ende schnell zu nahen und die Nachtruhe wurde jener Aufregung zum Opfer, welche auch bei dem Beherzten der kommende Sturm erregt.

Mittwoch, 20. Juni.

Der Tagesberuf war ohne Nutzen und Segen bald abgethan. Fast den ganzen Tag wird getrommelt; das wirre

Chaos in der Stadt zieht die Jugend mehr an als Ovidische Schilderung. Dann wird der Bahnhof besucht; er ist das Stelldichein aller Meinungen. Während die aus dem Unterlande kommenden Züge durch die Bürgerwache gemustert werden, befragt man Bekannte, welche der Zug etwa herանbringt. Auch sie haben nur Gerüchte, daß heute oder morgen ein Zusammenstoß drohe; doch sei man gefaßt. In und um Karlsruhe bis Bruchsal stehen Siegel und Blenker mit den Pfälzer Schaaren und einigem regulärem Militär, am Neckar sei Mieroslawski noch ungebrochen. Wenn man auch dessen pomphaften Siegesberichten von den Gefechten bei Käferthal, Ladenburg, Großsachsen nicht glaube, so scheinen doch, nach dem Stocken der Bewegungen zu schließen, die Fortschritte der Peucker'schen Reichsarmee nicht erheblich zu sein. Wirklich haben später die offiziellen Berichte jenes Armeekorps gezeigt, daß den 15. der Nachtheil auf ihrer Seite war und Tags darauf die von den Aufständischen bei Großsachsen errungenen Vorteile nur durch die selbständige Flankenbewegung des Oberst v. Witzleben verloren gingen, der bei Heddesheim die bis jetzt siegreichen Badener im Rücken bedrohte. Auch mochte, als das Gefecht einmal zum Stehen kam, die Unentschlossenheit der Dragoner, dann als der Stabstrompeter an der Seite ihres Befehlhabers durch den ersten Schuß der hessischen reitenden Artillerie niedergestreckt wurde, ihre wilde Flucht zur Vollendung des Schicksals jenes Tages beigetragen haben.

Trotz dieser nicht ungünstigen Berichte sah man eine gewisse Aengstlichkeit den Mienen aufgeprägt. Ich erblickte den Dr. Reich, eines der Mitglieder der konstituirenden Versammlung. Er wollte wegen Beaufsichtigung der Feldgeschäfte Urlaub genommen haben, doch konnte er mir die Ueberzeugung nicht benehmen, daß er auf Nimmerwiederkehren an die Schweizergrenze sich verfüge.

An diesem Tage überschritten die Preußen unter General v. Hirschfeld den Rhein bei Germersheim, überraschten in

aller Frühe den polnischen Anführer Mniewski in Philippsburg, nahmen unter anderm die Bataillonskasse des dritten Regiments weg und den neuernannten Regimentszahlmeister gefangen. Die Nachricht von diesem Unfall gelangte noch am gleichen Abend nach Rastatt.

Mniewski hatte, sei es aus Fahrlässigkeit, sei es aus tollkühnem Selbstvertrauen, die gegen den Germersheimer Brückenkopf aufgestellten Vorposten zurückgezogen, sich selbst zeitig zur Ruhe gelegt, aus welcher er, durch die Schüsse der preußischen Vorhut unsanft geweckt, sich mit Mühe durch die Flucht rettete, ohne seinem Schicksal entgehen zu können. Er wurde als Verräter festgenommen, denn in diesen Tagen galt jeder Unfall für Ergebnis des Verraths. In Karlsruhe blieb er in Haft, durch die Bürgerwehr bewacht, und wurde von der fliehenden Armee vergessen. Vergebens bat er, als die Preußen sich bei Durlach schlugen, als ihre Signalhörner in der Stadt ertönten, den Offizier der Bürgerwehr um Freilassung. „Er sei im Wachtbuche eingetragen und müsse bei der Ablösung übergeben werden" — war die trostlose Antwort, die er erhielt, — „Alors je suis perdu!" *) seine Entgegnung.

Nach der Uebergabe von Rastatt wurde er dorthin abgeliefert und das standrechtliche Verfahren gegen ihn bald nach der Hinrichtung Biedenfeld's eröffnet. Da er des Deutschen nicht kundig war, diente Banquier J. S. Mayer dem Gerichte als Dolmetscher. Ueber den Ausgang des Verfahrens konnte um so weniger ein Zweifel sein, als das Gericht den einzigen polnischen Führer vor sich hatte, welchen der Zufall in seine Hand geliefert. Er wurde zum Tode verurteilt. Ohne durch ein Zucken seiner Miene zu verrathen, was in ihm vorging, verneigte er sich mit Anstand dankend gegen Major Mai, der den Spruch des Gerichts verkündete, und gegen die Richter. Erst als der katholische Stadtpfarrer Buchdunger mit Banquier Mayer

*) „Dann bin ich verloren."

ihn besuchte, hatte verzweiflungsvoller Schmerz ihn übermannt; er beklagte sich über die Willkür, welche seinen Lebensfaden abschneide, blos weil er ein Pole sei. „Ma pauvre patrie, c' est, mon seul delit, la cause de ma mort:“ *) — rief er aus — und drückte die Spur seiner Zähne in einer Medaille der Madonna ein, welche er an sich trug. Doch auf die Vorstellung des Geistlichen, daß dies die Gesinnung nicht sei, mit welcher ein Christ aus dem Leben scheide, beruhigte er sich. Er verzieh seinen Richtern und bereitete sich auf den letzten Gang vor. Das Anerbieten eines französischen Andachtsbuches, welches die Scheidenden ihm machten, lehnte er ab: „Er wolle mit seinem Gotte in seiner Muttersprache reden, in welcher er beten gelernt habe.“

Noch des gleichen Abends war die Hinrichtung, damit — es war Samstag — das Blutwerk nicht auf den Tag des Herrn falle. Die Sonne neigte sich zum Untergange, als er mit seiner Begleitung sich der Poterne nahte, durch welche die Verurteilten in den trockenen Graben geführt wurden, wo man das Urteil zu vollstrecken pflegte. Die Tageszeit hatte eine Menge Zuschauer theils gegen Eintrittskarten in den Graben selbst, theils auf die Wälle gelockt. Letztere grüßte Mniewsky mit der Mütze und den Worten: „Adieu, mes amis!“ und stieg sodann in den Graben hinab, wo er auf das Ersuchen des Offiziers, der die Hinrichtung befehligte, die Augen sich verband, sodann, nach französischer Weise knieend, die tödtlichen Kugeln erwartete, nachdem er sich das Hemd über der Brust zurückgeschlagen hatte. Nach wenigen Sekunden trugen die Todtengräber auf offener Bahre seinen Leichnam in das neben Tiedemann bereitete Grab.

An demselben Tage, da Mniewski bei Philippsburg sein Verhängnis sich bereitete, gab die hiesige Bürgerwehr sich zu einem Werke her, welches damals in Baden oft

*) Mein armes Vaterland ist mein einziges Verbrechen; es ist Schuld an meinem Tode.

genug ausgeübt wurde. Im benachbarten Dorfe Rothenfels war der Bürgermeister, wie man sagte von dem Schullehrer, verdächtigt worden, daß er fahnenflüchtige junge Leute des ersten Aufgebots heimlich im Orte dulde. — Es wurden sofort zwei Kompagnien der Bürgerwehr als Exekutionstruppen dorthin entsendet. Mit einbrechender Nacht zogen diese ab, näherten sich mit militärischer Vorsicht dem wehrlosen Orte, durchsuchten die verdächtigen Häuser und — fanden nichts. Die aus dem Schlafe geschreckten Einwohner mußten nicht nur die Einlagerung der Mannschaft tragen, sondern des andern Tages noch jedem Wehrmann anderthalb Gulden für erlittenen Zeitverlust bezahlen. Nur wenige folgte ndem Beispiel einiger meiner Kollegen, die nicht nur auf diese Ablohnung zum Besten der dortigen Bürgerschaft verzichteten, sondern auch auf eigene Kosten im vortrefflichen Badhause bei Bächlin ihr Unterkommen suchten. Ja es veranlaßten bei der Durchsuchung der Schlafkammern der Frauen einige Feuerwehrmänner — diese waren auch hier wieder die Rührigsten für die Sache des Aufstandes — Auftritte, die an die häßlichste Seite der Kriegszeiten erinnerten. Da indessen dieselben, obgleich auswärtige Blätter die Sache besprochen hatten, später nicht Gegenstand standrechtlicher Verhandlung wurden, so ist wohl anzunehmen, daß sittliche Entrüstung der Uebrigen sie greller geschildert hat, als sie wirklich waren. — Daß später die Führer des Zuges das Geld wieder erstatten mußten, versteht sich von selbst.

Donnerstag, 21. Juni.

Der heutige Tag war in frühern Jahren mir immer ein freudiger gewesen. An ihm hatten dem Großvater zu Liebe, dessen Namen mir nach deutscher Sitte gegeben wurde, die Eltern mein Fest gefeiert; irgend ein Geschenk, eine bessere Speise, ein neues Kleidungsstück hatte denselben bezeichnet und werth gemacht. Heute ließ er sich garstig an.

Schon früh morgens rasselte der Generalmarsch. Als

ich, statt ihm zu folgen, in die Schulstube trat, war sie verlassen. Die wenigen noch übrigen Schüler hatten zum ersten Mal dieses Beispiel der Meisterlosigkeit gegeben, welches mich tiefer schmerzte als Alles, was bisher vorgegangen.

Recht trüber Stimmung ging ich zum Bahnhofe. Hier war die Wache verstärkt worden. Es war die Nachricht eingetroffen, daß trotz eines augenblicklichen Erfolges bei Wiesenthal, wo Biedenfeld einer preußischen Husarenschwadron starken Verlust beibrachte, das Hirschfeld'sche Korps sich wie ein Keil zwischen die beiden badischen Heertheile eingezwängt habe. Bruchsal sei von den Preußen besetzt, wenigstens die Eisenbahn-Verbindung unterbrochen; eine zur Spähe von Karlsruhe entsendete Lokomotive sei dort mit Kanonenschüssen begrüßt worden. Zwar stellte sich später heraus, daß Bruchsal wieder verlassen, von den Badischen besetzt und bis zum 24. behauptet wurde, wobei Biedenfeld der Stadt, weil sie beim ersten Einrücken der Preußen weiße Fahnen ausgehängt hatte, eine Kriegssteuer auferlegte; — dennoch aber glaubte ich, mich beeilen zu müssen, wenn ich noch einen friedlichen Nachmittag in Baden zubringen wollte. — Der Bahnzug brachte schon Wehrmänner und Soldaten, die theils ihrer Wunden pflegen, theils nach Verlust der Waffen dem Kriegsschauplatze Lebewohl sagen wollten. Letztere wurden von der Bahnhofwache angehalten, und wenn der Urlaubspaß ihnen fehlte, mit dem nächsten Zuge durch einen Wehrmann landabwärts begleitet.

Nur Einem konnte ich dieses Loos abwenden. Es war ein kleiner Trommler der Volkswehr, kaum 14 Jahre alt. Jammernd erzählte er, während er gestern eben getrommelt, haben die Preußen zu schießen angefangen, und als er nach seiner Kompagnie sich umgesehen, sei kein Mann mehr sichtbar gewesen. Darauf habe er sich in den Kornfeldern versteckt und bis hieher gerettet. Es war possierlich zu sehen, wie der Junge, als ihm die Erlaubniß erwirkt war, in die Heimath zurückzukehren, auf das Dach des Bahnwagens

kletterte, stets die Trommel festhaltend, die ihn fast überragte, als er neben ihr hingekauert ein Plätzchen gefunden hatte.

In Baden waren die Trümmer der Stuttgarter Versammlung eingetroffen. Raveaux hatte mit mehreren einen Ausflug auf den Fremersberg gemacht; andere saßen — ich glaubte Fallmeraier unter ihnen zu bemerken, — auf der Promenade, bei einer Partie Domino oder Schach, andere waren nach Karlsruhe gereist, sich von dem Stande der Dinge persönlich zu überzeugen. Sie mochten dort aus der Verwirrung der aufständischen Triumvirn leicht erkennen, daß durch den preußischen „Rößelsprung" ihr kühnes Schach dem Könige mit dem Verluste der Parthie endigen werde.

In Lichtenthal traf ich Kaufmann Conanz, einen Rastatter Bürger, welcher den „Troubles" der Vaterstadt in dieses stille Thal entflohen war. Auch Hauptmann v. Gilm pflegte sich daselbst als Wiedergenesender aus schwerer Krankheit. Beide erkannten aus den einzelnen Fluchtversuchen der Aufständischen das nahe Ende des gegenwärtigen Zustandes. So war nach ihrer Erzählung ein Knecht des Klosters Lichtenthal mit der Nachricht zurückgekommen, daß das ganze Aufgebot jener Gegend durch feindliche Reiterei zersprengt worden sei.

Auf dem Heimwege erblickte ich den „Reichskanarienvogel" — Rößler von Oehls — der aus dem Fenster eines Privathauses, dem Badischen Hofe gegenüber, wie aus einem Bauer nach dem Himmel blickte. Vielleicht glaubte er damals noch die heraufziehenden Wetterwolken beschwören zu können. Wenigstens ging er nach wenigen Tagen auf den württembergischen Schwarzwald, wo er bei vergeblichem Versuche, den Aufstand anzufachen, verhaftet und auf den Asperg gebracht wurde, aus welcher Haft ihn erst später seine abenteuerliche Flucht befreite.

Freitag, 22. Juni.

Die Angelegenheit der Schulzucht war heute so weit geordnet, daß ich wieder in den Kreis meiner Berufspflichten eintreten konnte. Doch läßt der Erfolg sich unschwer er-

messen, wenn man bedenkt, daß die Stimmung in der Stadt schon so bedrohlich wurde, daß besorgte Eltern bei jedem Schlagen des Generalmarsches ihre Kinder zu Hause zurückbehielten. Dieser aber ließ nie so lange auf sich warten. Die Nachrichten aus dem Unterlande lauteten im „Schwäbischen Merkur", dem einzigen uns zugänglichen Blatte, welches die Sachlage von monarchischem Standpunkte darstellte, stets bedrohlicher für die Aufständischen. Die dem Aufstande abgeneigten, oder bei herannahender Gefahr um ihr Besitztum besorgten Bürger besprachen sich über die Möglichkeit, die Festung den Preußen in die Hände zu spielen, wogegen die Festungskanoniere, der einzige militärische Theil der Besatzung, die Stadt mit Beschießung bedrohten. Schon den 17. Juni hatten sie bei den im Rufe der „Reaktion" stehenden Bürgern Nachsuchung nach weißen Fahnen gehalten, die für die erwartete Ankunft des preußischen Heeres in Bereitschaft gehalten würden, und wirklich im Schulhause einige, — vormals der Schuljugend bei feierlichen Umgängen vorangetragene Fähnchen erobert. Daran dachten sie wohl nicht, daß im rechten Augenblicke jeder Bettlaken als Flagge der Unterwerfung dienen würde.

Der Eisenbahnzug brachte heute einen bei Wiesenthal den 20. Juni gefangenen Sergeanten, Strömel, vom preußischen Husarenregiment, der eine Quetschwunde am Fuße erhalten hatte. Er ist nicht in der offiziellen preußischen Verlustliste, wohl aber im Berichte seines Regiments erwähnt; seine Bewachung, Leute des dritten Infanterieregiments, erzählten Ungeheuerliches von der Vernichtung einer ganzen Schwadron, von welcher sie dort angegriffen worden seien. Die preußischen Berichte zählen neben dem Verluste von 6 Pferden an Getödteten: 3 Offiziere, 4 Soldaten, und Unteroffiziere; an Verwundeten: einen Offizier, einen Soldaten auf. Biedenfeld erzählt später den Hergang folgendermaßen:

Als die Besatzung von Philippsburg regellos geflohen sei, habe er mit einem Theil des dritten Regiments den

Rückzug gedeckt. Bei Wiesenthal sei verfolgende preußische Reiterei erblickt worden. Darauf habe er seine Leute an dem Rande eines Gehölzes, die Schützen etwas vorne in einem Graben an der Landstraße aufgestellt und befohlen mit dem Feuer so lange zu warten, bis sie die Uniformsknöpfe erkennen würden. Als die Reiterei nun im vollen Laufe in diese Nähe gekommen, habe er Feuer kommandirt und im gleichen Augenblicke sei ein verworrener Knäuel Pferde und Leute am Boden gelegen. Doch sei der Zusammenstoß so nahe gewesen, daß ein preußischer Offizier einen Hieb nach ihm habe führen können, der ihm wirklich die Epaulette zerschlug. Auch Lieutenant Schiffmacher, ein vom Großherzog kurz vor dem Aufstande beförderter Unteroffizier, sei durch den Hieb eines preußischen Prinzen am Kopfe verwundet; dieser selbst aber, durch einen Schuß übel zugerichtet, habe mit dem Reste der Reiter kaum durch die Flucht entrinnen können. Dem Wachtmeister, den die Soldaten unter dem getödteten Pferde hätten niederstechen wollen, habe Biedenfeld mit Mühe das Leben gerettet.

Die Verwundung des jugendlichen Prinzen Friedrich Karl von Preußen hat sich übrigens später als eine leichte herausgestellt; er hatte noch Gelegenheit, sich für den von ihm verwundeten und gefangen genommenen Offizier zu verwenden, der vom Kriegsgerichte zu fünfjähriger Festungsstrafe verurtheilt, nach einiger Zeit jedoch vom Großherzog begnadigt wurde.

Bald jedoch verbreitete sich die Nachricht von einem großen für die Aufständischen unglücklichen Treffen, aus welchem schon einzelne Versprengte sich durchzuschleichen versuchten. Es war das gestern von Mieroslawski bei Waghäusel, von dem Südkorps der Aufständischen bei Wiesenthal verlorne Gefecht.

Nach dem erfolglosen Angriffe auf Großsachsen hatte sich der polnische Oberanführer unter Zurücklassung einer meist aus Volkswehren und Freischaaren bestehenden Vertheidigung der Neckarlinie plötzlich südwärts gewendet, um,

vereint mit Sznaide und Siegel, das über den Rhein gedrungene Hirschfeld'sche Korps vor seiner Vereinigung mit den übrigens Heeresabtheilungen zu vernichten und so die Verbindung mit dem Oberlande wieder herzustellen.

Anfangs glücklich, hatte er bei Waghäusel, nur 2 Stunden, von der gestern noch behaupteten Stellung zu Wiesenthal, die erste preußische Division Hannecken bei Philippsburg zurückgedrängt, namentlich das zweite Bataillon (Iserlohn) des preußischen 16. Landwehr-Regiments in unordentlicher Flucht zum Weichen gebracht; dieser augenblickliche Erfolg aber ging durch die „Verrätherei" der Reiterei, wie Mieroslawski in seinem Tagesbefehl es bezeichnete, beim Vorrücken nach Wiesenthal verloren. In der That haben auch vor den Kriegsgerichten die Führer jener Dragoner als Entlastungsgrund angeführt, daß sie ihre Leute aus Abneigung gegen die Sache des Aufstands zum Umkehren befehligt hätten. Häusser hat indessen nachgewiesen, daß die nach Wiesenthal entsendete Kolonne, unter welcher ein Theil der Reiterei war, theils durch den panischen Schrecken darüber daß frische preußische Truppen sich ihnen entgegenstellten, theils durch den Schaden, den die Reiterei durch die Lengsfeld'sche Batterie erhielt, in schleunige Flucht, die Reiterei voran, getrieben wurde. So wurde gegen Abend das Schicksal des Tages an jenem Orte durch das Herbeieilen der vierten Division preußischer Truppen (Brun) entschieden. Die fliehende Kolonne der Aufständischen verbreitete allgemeine Schrecken, und Mieroslawski sah sich genötigt, den berühmten „Flankenmarsch" anzutreten, d. h. noch in der Nacht und den folgenden Tag durch das Neckarthal über Sinsheim und Bretten, der Flucht der Seinigen folgend, sich zwischen drei feindlichen Truppenkörpern durchzuschleichen, was ihm auch bei dem späten Eintreffen des Neckarkorps zu Sinsheim und der Meinung, die über seinen Erfolg bei den Preußen selbst sich gebildet hatte, in überraschender Weise ohne Verlust gelang.

Unter den Verwundeten, welche die ersten verworrenen Berichte über die Vorfälle des 21. hieher brachten, befand sich auch ein am Kaiserstuhl gebürtiger Soldat. Diesem hatte bei Wiesenthal ein Husar mit einem Hiebe den Tschako durchhauen — er trug noch die alte Uniform — und den Schädelknochen bis auf die Hirnhaut gespalten, auch beim Herauszwängen der Waffe einige Splitter hervorgebracht. Der Mann war in der Nacht, als er von seiner Betäubung erwacht war, in einen Heuschober gekrochen, verband sich dort dürftig mit dem Sacktuche, erreichte des andern Tages die Eisenbahn, wo ein Wundarzt, ohne die Wunde auch nur zu reinigen, ein Heftpflaster darüber legte. Als dieser Mann nun auf der Eisenbahn hierher gekommen war, erquickte er sich zuerst mit einer halben Maß Bier und einem Stück Schweizerkäse, dann erst meldete er sich bei Dr. Neck zur ärztlichen Behandlung. Und unglaublich — dieser konnte denselben nach wenigen Tagen auf dem Schienenwege in das Spital zu Freiburg befördern. Auf dem Wege aber entwischte der Patient in seine Heimath und meldete nach wiederhergestellter Ordnung sich beim Depot seines Regiments als Genesener!

Samstag, 23. Juni.

Die Zahl der Versprengten aus dem Treffen bei Waghäusel mehrte sich heute in der Art, daß die hiesige Feuerwehrkompagnie der Bürgerwehr nach Oos entsendet wurde, das Durchschleichen der Flüchtigen durch das Gebirge zu verwehren. Es ist unglaublich, welche Muthlosigkeit sich dieser durch eine fast zwanzig Stunden dauernde Flucht von panischem Schrecken erfaßten Leute bemächtigt hatte. Nur das heimathliche Dorf zu erreichen, war das Ziel, dem sie in blinder Hast zustürmten. Und doch erwartete dort Jene, welche die grünen Thäler des Schwarzwaldes, das fruchtreiche Schwaben, die schönen Gestade des Bodensees auch glücklich erreichten, kein besseres Schicksal; sie wurden als Volksverräther bedroht, mißhandelt, als Gefangene zu einem Heere zurückgeschleppt, welches in der That nicht mehr existierte. Und solches ge-

schah ihnen von Denjenigen, welche ihren Aufstand, welche die ersten Schritte ihres selbstverschuldeten Elends mit Begeisterung hochgepriesen hatten, unter dem Hohne der Frauen und Mädchen, die nach dem Ausbruche der Meuterei an der Stelle der verunehrten Fahnen ihrer Regimenter ihnen neue, dreifarbige Flaggen gegeben, mit Bändern geziert hatten! —

Nachmittags war das Getümmel am Bahnhofe in Oos unbeschreiblich. Eine lange Wagenreihe meist waffenloser Volkswehr, verwundeter Soldaten, der letzten Mitglieder der konstituirenden Versammlung: Alles bewegte sich aufwärts. Unter der Menge erblickte ich einen ehemaligen Amtsgenossen, Ganter, früher Professor in Donaueschingen, dann Pfarrer in Volkertshausen. Als rühriges Werkzeug schon an der Hecker'schen Bewegung betheiligt, war er flüchtig geworden. Später wurde er zwar amnestirt, aber seiner Stelle verlustig. Beim Ausbruch der Revolution lebte er zu Mößkirch. Jetzt strebte er als Zivilkommissär des Seekreises und Vizepräsident der konstituirenden Versammlung landaufwärts, um einen Zuzug der obern Gegenden zu bewirken. Mit Vogt, dem Reichsregenten, war er soeben hart zusammengestoßen. Er hatte nämlich die zum Theil verwundeten Wehrmänner scharf angelassen, sie Feiglinge und Verräter gescholten und gedroht, sie mit Gewalt dem Feuer der Preußen entgegen zu jagen. D'rauf hatte Vogt ihn um seine Berechtigung zu solchem Gebaren befragt und auf erhaltene Aufklärung erwidert: „da Sie Zivilkommissär für den Seekreis, wir aber noch im Mittelrheinkreise sind, „Parrer", so sparen Sie Ihre Rohheiten für Ihren Bezirk!"

Mir reichte der „Excollega" mit freundlichem Gruße die Hand, und, obwohl mir nicht unbekannt war, daß er früher hinter den Coulissen stand, als seine Anhänger ein Spektakelstück mit mir aufzuführen gedachten, so fühlte ich doch Bedauern mit dem Manne, der aus einer ruhigen, behaglichen Stellung durch eigenen Willen hinausgestürmt war und die Schiffe am feindlichen Gestade verbrannt hatte. —

Es gelang ihm, sich in die Schweiz zu flüchten. Später soll er in Amerika als Lehrer wenigstens eine gesicherte Existenz gehabt haben.

Auch Löwe von Calbe sah ich im Wagen zurückgelehnt in fast liegender Stellung auf das Fluchtgetümmel mit halb geschlossenen Augen hinblinzeln. Er behauptete auch hier in seiner äußern Erscheinung die Anständigkeit, selbst Zierlichkeit, mit welcher er in Stuttgart die letzten Verhandlungen des Parlaments als Vorsitzender geleitet hatte und den Bajonetten der Stuttgarter Besatzung bei Sprengung der Versammlung gegenüber gestanden war. Auf mich machte er stets den Eindruck eines deutschen „Girondisten", welchen die Entrüstung über die „vormärzliche" Lage Deutschlands und das Durchschauen des Grundgedankens so mancher Fabier, die auf der andern Seite der Paulskirche saßen, immer weiter nach Links abdrängte, wo dann nicht unehrenhafte Beharrlichkeit, ohne daß er das ganze Programm seiner Parteigenossen angenommen hätte, ihn bis zum Ende festhielt und der Grund seiner spätern, härtern Verurtheilung wurde.

Vogt brachte schon die Kunde von der Rettung der Mieroslawski'schen Heeresabtheilung mit und von dem Vorrücken, welche Sznaide heute gegen die Preußen beabsichtigte. Es war der Tag von Ubstadt, an welchem der polnische Führer der Pfälzerschaaren auch wirklich anfangs zwei Bataillone und einige Schwadronen nebst einer Batterie der preußischen dritten Division (v. Niesewand) zweimal zurückdrängte, dann aber das Dorf verlor, ohne daß die Preußen dasselbe vollständig zu behaupten für gut fanden. Es war bei diesem Kampfe die Schwadron des Rittmeisters Grafen v. Solms in völlige Unordnung gerathen und hatte einen Offizier, vier Uhlanen und acht Pferde verloren, über welche die nachfolgenden Reiter in verworrenem Knäuel zusammenstürzten; dennoch aber löste panischer Schrecken die Haufen der Aufständischen in wilder Flucht auf, welche Sznaide mit folgenden Worten bezeichnete: „Notre avantgarde a tenu

bon, mais lorsque l'ennemi a ouvert une canonade et l'a suivi d'une charge de lanciers, il était impossible de retenir nos gens . . ils se sont enfuis en désordre . . La charge de cavalerie n'a pas réussi, car le terrain protegait non la retraite, mais une fuite complète" *) Erst vor Bruchsal gelang es, die Flüchtigen wieder zu sammeln, und hier war es dann, wo v. Biedenfeld den „Polen", gegen welchen nun alles „Verrath" schrie, arretierte, der dann erst durch Mieroslawski in Freiheit gesetzt wurde. Auch diesem aber hatte auf seinem Rückzug Oberst Thomé das gleiche Schicksal bereitet, ohne jedoch seine Maßregel durchsetzen zu können.

Sonntag, 24. Juni.

Ich war gestern spät zu Bette gekommen und las noch einige Stellen, in welchen Tacitus vor tausend Jahren ein zum Erschrecken ähnliches Bild mancher unserer Begebenheiten gab. Da bemerkte ich, daß an den Fensterläden meines Schlafzimmers Jemand sich von der Straße aus beschäftigte und hörte die Worte murmeln: „Der ist da". Nach kurzem Schlafe wurde ich ungefähr um 3 Uhr Morgens durch das heftige Anziehen der Hausglocke und Schläge aufgeweckt, die mit Gewehrkolben gegen die Hausthüre geschahen. Zugleich rief die Hauswirthin in größter Bestürzung, daß Bewaffnete mich suchten. Ich befahl, das Thor zu öffnen, und kurz darauf standen drei bewaffnete Bürgerwehrmänner an meinem Bette mit Geheiß, mich anzukleiden und ihnen zu folgen. Solcher Einladung — entgegnete ich — sei schwer zu widerstreben. Es waren indessen, wie ich bald bemerkte, nur Wehrmänner meiner Kompagnie, die mich als Saumseligen vor die Front brachten. Hier erfuhr ich, gestern

*) „Unsere Vorhut hat sich gut gehalten, aber als der Feind ein Kanonenfeuer eröffnete und einen Uhlanenangriff darauf folgen ließ, war es unmöglich, unsere Leute zurück zu halten, sie flohen in Unordnung. Der Reiterangriff gelang nicht, denn das Terrain begünstigte — nicht den Rückzug, sondern die volle Flucht." Es ist leicht zu sehen, daß Sznaide sich nicht bei der Vorhut befand. Vgl. die preußischen offiziellen Berichte.

seien wir zum Ausrücken bestimmt worden, ein Protest des nachmaligen Bürgermeisters, Advokaten Hammer, habe nur die Folge gehabt, daß auf die Vollzähligkeit der Mannschaft mit größerer Strenge gesehen werde. Nachdem wir einige Zeit unter Gewehr gestanden, erklärte der Hauptmann, der Ausmarsch der Kompagnie würde erst um 9 Uhr stattfinden. Auf nochmalige Verwahrung mehrerer Wehrmänner gegen jeden andern Dienst, als zur Erhaltung der Ordnung der Stadt, — denn nur dies allein sei der Zweck der hiesigen, aus allen Altersklassen bestehenden Bürgerwehr — zog der Hauptmann einen Gouvernementsbefehl aus der Tasche, welchem zufolge wir mit der 5. Kompagnie beordert waren bei Muggensturm der Flucht zersprengter Soldaten und Volkswehren Einhalt zu thun. Zwar veranlaßte Hammer eine nochmalige Besprechung der Mannschaft. Bei der Stimmung der übrigen Besatzung aber und bei der bekannten vom „Reich" anerkannten Stellung des Gouverneurs ließ sich kein anderes Ergebniß erwarten, als welches wirklich erfolgte. Man fügte sich dem Befehle.

Es war gegen 10 Uhr, als wir auf der Eisenbahn an den Ort der Bestimmung befördert wurden. Ein fein rieselnder Regen, der den ganzen Tag währte, machte die Expedition noch unwillkommener. Die Bewohner des Dorfes mochten ähnliche Empfindungen haben, denn schon war eine Kompagnie des Hauptmanns Müller bei ihnen eingelegt worden. Doch wurden die ungebetenen Gäste bald genug mit Quartierbilleten versorgt. Wohin das meinige mich geführt hätte, weiß ich nicht; ich machte mit einigen Bekannten mich in ein Gasthaus, dessen Wirth, der Anfangs unzweideutige Lust zeigte, mir die Thüre zu weisen, bald freundliche Miene machte, als ich nur einen Platz für meine Waffen und Erfrischung für baares Geld verlangte. Wir hielten mit Hammer und Andern im ersten Gasthofe des Dorfes ein heiteres Mittagsmahl, welches wir freilich um billigern Preis zu Hause besser gehabt hätten. Doch störte

dies den guten Humor nicht, mit welchem unsere „reaktionäre" Gesellschaft sich in das unbequeme Unvermeidliche schickte. Nachmittags mußte unsere Kompagnie Patrouillen gegen den Eichelberg führen; — im Hinblicke auf die Baufälligkeit meiner Fußbegleitung, welche schon dem Herwege von der Eisenbahn zum Opfer geworden war, theilte der Feldwebel mich zur Wachbereitschaft im Orte ein. Diese Vergünstigung wurde zum Ausflug an den Bahnhof benützt, der von der Kompagnie Müller besetzt und das Hauptquartier der Expedition war.

Bald kamen einzelne Versprengte, von den Patrouillenführern und einigen Reitern der Rastatter Freiwilligen eingeliefert: eingeschüchterte, erschöpfte Leute, die nicht genug zu erzählen wußten, wie bei Waghäusel, bei Wiesenthal, bei Ubstadt die Preußen plötzlich wie aus dem Boden gewachsen seien. Dabei Dragoner mit abgehetzten, wundgedrückten Pferden; — ein erbarmenswertes Bild. Sie wurden immer mit dem nächsten Zuge nach Karlsruhe eskortiert. Andere gaben sich aber nicht so leicht, sie wollten lieber es versuchen mit den Waffen sich durch die Patrouillen durchzuschlagen. So kam es bei Oberweier zu einem Rencontre, in welchem die Bürgerwehr, als sie die Sache zum Aeußersten kommen sah, auf die weitere Verfolgung schleunigst Verzicht leistete. Auch im Oberlande, bei Döggingen, ist um diese Zeit Aehnliches vorgefallen. Dort hatte die Konstanzer Artillerie den Flüchtigen die Straße verlegt. Als aber die Verzweifelten die Gewehre luden und Feuer zu geben drohten, zog sich dieselbe so rasch zurück, daß die Mannschaft selbst ihre Kanonen aus dem Schußbereiche zog.

Es ist nachmals Untersuchung gegen mehrere Rastatter Bürger darüber eingeleitet worden, daß sie diese Flüchtlinge hart angelassen, Feiglinge und Verräter genannt hätten. Obgleich längere Zeit Zuhörer der freilich nicht eben immer freundlichen Bewillkommungsreden am Bahnhofe, habe ich doch solche Vorwürfe nicht gehört. Die Frage der Bürger-

wehrmänner war stets nur, warum sie denn nach gewonnener Schlacht davon gelaufen, warum sie ihre Regimenter verlassen hätten; die Antwort der Soldaten ebenso beständig: „die Preußen seien eben von allen Seiten wie aus dem Boden hervorgewachsen und ihre gewählten Offiziere plötzlich unsichtbar gewesen. Da hätten sie sich dann in kleinen Gruppen durchgeholfen, so gut sie es vermocht.“ Mit dem unwillkommenen Troste, daß zwischen Bruchsal und Durlach die ganze Armee sich wieder sammle, und sie auf's Neue in's Feuer geführt werden sollten, ergaben sie sich wiederstandslos in ihr Schicksal. Ein kleiner Trupp, der spät Abends eingebracht wurde, mußte im Dorfe in Haft bleiben; diese Leute fanden ihre Kameraden erst in Rastatt wieder. Denn an diesem Tage war Bruchsal ohne Wiederstand von den Preußen besetzt worden, die fliehenden Pfälzer warfen sich auf Durlach, wo inzwischeu die Mieroslawski'sche Armee von Bretten her eingerückt war. So bedrohlich schien unsere Lage einigen Bürgerwehrmännern, daß sie ungestüm verlangten, nach Hause zurückgeführt zu werden. Die Hauptleute jedoch gaben dem Drängen nicht nach; ich suchte daher ein Unterkommen für die Nacht in einem Gasthofe, wo das Bett freilich dem Aeußern des Hauses nicht sonderlich entsprach.

Montag, 25. Juni.

Noch in der Nacht hatte ich während des Halbschlummers den Pfiff der Lokomotive mehrmals zu hören vermeint, und kaum dämmerte der Morgen, so rasselte der Generalmarsch durch das noch schlafende Dorf. Wir erfuhren als das Neueste, daß während der Nacht die provisorische Regierung auf der Eisenbahn landaufwärts vorübergefahren, daß schon ein Teil der flüchtigen Armee sich in Rastatt befinde, wohin zurück zu marschieren Befehl für uns gegeben sei. Mit den Gefangenen, den Hauptmann auf einem Dragonerpferde an der Spitze, zog die Kompagnie in Rastatt ein. Welcher Anblick! Ohne Ordnung drangen da und dort die

Soldaten in die Wirtshäuser ein, durch Erfrischungen, wie der Augenblick sie gab, sich von den Mühsalen und Entbehrungen der Flucht zu erholen. Bei weitem die Meisten aber lagen, unfähig sich zu erheben, auf dem Markt- und Kirchenplatze, hingestreckt auf das Straßenpflaster, den Tornister zum Kopfkissen, den abgerissenen, beschmutzten, weißen Mantel zur Decke. Mit Mühe schritten wir zum Theil über ihre Leiber, ohne daß sie sich nur rührten, und wurden sodann entlassen. Kollegen brachten mir die Nachricht, daß für heute wir von unserer Pflicht entbunden seien. Ein Brief wurde mir übergeben; er kam von einem württembergischen Studenten, der vor einigen Tagen mir ein Schreiben meines Bruders übermittelt hatte. Jetzt verlangte er eine Geldsendung nach Baden, um in seine Heimath zurückkehren zu können. Die Summe werde, so versicherte er, meinem Bruder als Reisegeld in die Schweiz zu gute kommen, da seine Flucht schon so vorbereitet sei, daß sie dieser Tage stattfinden würde. Ich gestehe, daß das Ganze mir den Anschein einer Börsenspekulation hatte, wie sie in jener Zeit nicht eben neu war. Auch habe weder ich von der Hälfte meines Baarvorrats den ich sogleich zur Post trug, wieder etwas gesehen, noch ist sie meinem Bruder zu gute gekommeu. Doch erhielt er wirklich, wie ich später erfuhr, nicht nur Instrumente, und ein Tau, sondern es wurden zu seiner und Rau's Befreiung ein Soldat oder Wächter gewonnen, der es über sich nahm, das Eisenbeschläg des Thürschlosses durchzufeilen und so den Kerker der Gefangenen zu öffnen. In der Hast aber hatte der Mann die beiden Feilenschnitte neben einander vorüber geführt und die Ablösung brachte eine neue Schildwache, welche die Sache entdeckte und zu einer Durchsuchung der Gefängnisse Veranlassung gab. In Folge dessen wurde die Haft der beiden Gefangenen strenger, die Möglichkeit der Flucht so erschwert, daß Rauh vor Gericht seine Verurtheilung erhalten konnte, mein Bruder erst

durch Bürgschaftsleistung seine Rettung nach der Schweiz und England erkaufen mußte. — Ob gegenüber der Forderung der badischen Regierung, daß derselbe im Falle einer Freisprechung ausgeliefert würde, der Monarch selbst auf die Freilassung gegen Bürgschaft Einfluß geübt, kann ich nicht entscheiden. Soviel ist gewiß, daß der König nach seiner Gewohnheit, die Lage der Dinge mit eigenen Augen zu durchschauen, auf den Asperg fuhr, eine Unterredung mit dem Gefangenen hielt, und diesem unter der Bedingung, daß er über seine Verbindungen in Württemberg die Wahrheit eröffne, die Zusage gab, ihn nicht ausliefern zu lassen.

Ob der König sich an diese nicht gebunden hielt, da die Antwort eine Verbindung mit Württembergern gegen die Verfassung des dortigen Staates in Abrede stellte, oder ob seine Zusage nur in Bezug auf die administrativen Behörden gemeint war; — genug, der Gerichtshof von Eßlingen hat die Versicherung der Auslieferung nach Erledigung der württembergischen Verhandlung wirklich gegeben, und da mochte dann die Freilassung gegen Bürgschaft bis zum Beginne der Verhandlungen in Ludwigsburg einen nicht unwillkommenen Ausweg darbieten.

Doch damals war, wie gesagt, eine Befreiung durch List im Werke, und in der That, wenn man die spätere Entweichung Rößler's bedenkt, nicht so ganz unwahrscheinlich.

Unterdessen hatte ich erfahren, daß die Eisenbahn für „militärische Zwecke ausschließlich“ beansprucht sei. Ich reklamirte daher mein Geldpaket auf der Post, und entschloß mich, es selbst nach Baden zu bringen. Ein Kollege, der seine Frau dem Kriegsgetümmel entführte, teilte mit mir den Wagen, ein Dritter, auf voller Flucht begriffen, stieß beim Kehler Thore zu uns; er hatte mit dem Anscheine eines Spaziergängers die Wachen getäuscht, die schon den Befehl hatten, Niemanden ohne Erlaubnisschein auszulassen. —

Es war ein wunderschöner Sommertag; die dichtbelaubten Bäume des Oosthales warfen ihre zitternden kühlen

Schatten auf die Straße, und doch fehlte dem Bilde das Behagen friedsamer Ruhe. Von 50 zu 50 Schritten waren bis Baden Posten aufgestellt, Flüchtige, Verdächtige anzuhalten. Es war eben der Tag, da die „Reaktionäre" Badens und des Murgthals, Geistliche, Beamte, Förster, Privatleute gefänglich nach Rastatt verbracht wurden, darunter manche meiner Bekannten, deren Loos bei der grenzenlosen Verwirrung und Steigerung der Leidenschaften mindestens sehr unsicher war. In Rastatt waren sie zwar in einem Gasthofe untergebracht und von der Bürgerwehr bewacht worden; allein die fürchterlichen Beispiele der Lynchjustiz, welche sie in den nächsten Tagen vor ihren Augen vorgenommen sahen, mußten ihnen das Schwert nur zu deutlich zeigen, das an einem Faden über ihren Häuptern schwebte, und ein großes Glück für sie schien, ihre Abführung nach Freiburg, wo Damm, der Vorsitzende der konstituirenden Versammlung, sie später befreite.

In Baden schien große Verwirrung unter den Anhängern der aufständischen Sache; das Rumpfparlament bereitete weniger seine Uebersiedlung nach Freiburg, als die Flucht in's Ausland vor. Meinen Schützling fand ich nicht mehr zu Hause; ich übergab das Paket seinem Wirthe und schickte mich zur Rückkehr an, obgleich mein Kollege wohlmeinend mir rieth, die schöne Gelegenheit, außen zu bleiben, doch ja zu benützen.

In Oos schwärmten jetzt unaufgehalten größere Züge der Flüchtigen umher und suchten Fuhrwerke, weiter zu kommen, da die Bahnzüge nicht mehr benützt werden konnten. Wenige kehrten nach Rastatt zurück; die meisten strömten landaufwärts. Es war 2 Uhr Nachmittags, als ich wieder in der Festung eintraf. — Hier war Mieroslawski eben eingetroffen und im Gasthofe zur Post abgestiegen. Dies verschaffte mir Gelegenheit, ihn und mehrere hervorragende Persönlichkeiten des aufständischen Heeres als Tischnachbarn näher zu beobachten.

Mieroslawski, ein noch junger Mann von etwa 38 Jahren, der im polnischen Revolutionskriege gegen Preußen sich einen taktischen Ruf erworben, den er freilich in Sizilien bald wieder verlor, blühenden Angesichts, blond, gebückter Haltung, sprach sehr lebhaft französisch mit den ab- und zugehenden Führern, polnisch, wenn etwa Oborsky oder ein anderer Landsmann eintrat. Dabei warf er den unruhigen Blick seiner grünlich-blauen Augen stets dahin, und dorthin, sah und hörte Alles. „Qu'on leur defende de donner de la lucerne aux chevaux“*) warf er plötzlich in ein Gespräch über Unterbringung der Truppen ein und deutete mit dem Finger auf die Straße, wo ein Bauer einen Wagen mit Klee, freilich wohl nur für seine Kühe, vorüber führte. Ueber die Haltung seiner Truppen sprach er herben Tadel aus: „Ah ces gaillards, qu'on les chasse au feu, s'ils ne veulent pas marcher disant: „„Es geht nich!““**)

Oborsky, ein stämmiger Mann mit rauher Stimme, ging am meisten ab und zu. Er war damals schon neben Mercy zum Kommando des rechten Flügels an der Murglinie bestimmt, da der Oberanführer dem Major Thomé seit der Verhaftungsszene nicht mehr trauen mochte. Und wirklich erfolgte die Arretirung dieses Offiziers den 28. Juni, wie man sagte, aus Mißtrauen, und weil man sie erst dann bewerkstelligen zu können glaubte, wenn man ihn unter dem Vorwande einer Besprechung von seiner Truppe weggelockt hätte. Es ist indessen wahrscheinlich, daß auch der Blenker'sche Bericht von jenem Tage, in welchem er sich beklagt, daß sein Ersuchen um Verstärkung ohne alle Antwort geblieben sei, zu diesem Schritte Veranlassung gab (Preuß. Operationen rc. Beil. 9). Thomé erhielt in Rastatt indessen nur Hausarrest, in welchem er nach kurzer

*) Man verbiete ihnen, den Pferden Klee zu füttern.

**) Ah, man jage sie in's Feuer, diese Prahlhänse, wenn sie nicht gehen wollen und sagen: „es geht nicht.“

Kasemattenhaft auch nach dem Einmarsche der Preußen verblieb, bis sein Prozeß durch die Zivilbehörden entschieden war. Da er nämlich ohne Erlaubniß die Uniform zu tragen, pensionirt war, konnte er nicht vor das Kriegsgericht gestellt werden, was ihm im Hinblick auf das Geschick des fast in gleicher Lage befindlichen Majors v. Biedenfeld gewiß nicht unerwünscht war. Das Oberhofgericht hat denn auch wirklich die vom Hofgerichte über ihn verhängte peinliche Strafe nicht bestätigt.

Auch Sznaide sah ich bei dieser Gelegenheit. Ich konnte sonderbarer Weise bei seinem Anblicke der Vergleichung seines behäbigen Aeußern mit dem des Jesuiten P. Roh nicht los werden. Man hat ihm vorzüglich zum Vorwurfe gemacht, daß er als ächter Lebemann am Tage der Schlacht von Waghäusel über ein gutes Mittagsbrod versäumt habe, zu Gunsten Mieroslawski's eine vorrückende Bewegung zu machen, die, rechtzeitig ausgeführt, allerdings eine Verbindung der Pfälzer Armee mit den Neckartruppen ermöglicht hätte. Bei Ubstadt aber trug nicht er, sondern sein Korps die Schuld des verlorenen Tages. Er ging zu Wagen in das Murgthal ab und von da in das Oberland, wo er bei Lörrach von den Gemeinden, die er zur Teilnahme am Kampfe zwingen wollte, mit dem Tode bedroht, und von der Presse auch wirklich als todt ausgegeben wurde. Doch rettete er sich nach Frankreich hinüber, wo er nach nicht langer Zeit einer Krankheit erlegen ist.

Von den Brüdern Sigel sah ich nur zwei. Der ältere ging als Führer der Volkswehr viel ab und zu. Es wird ihm persönlicher Muth und eine von allen eigensüchtigen Wünschen freie Anhänglichkeit an die Sache des Aufstandes zugesprochen. In der Baar, bei der Plünderung des fürstlichen Schlosses zu Donaueschingen, hat er die wüste Seite eines Freischaarenführers gezeigt. Freilich ordnete auch Franz Sigel schon in Rastatt den Einzug noch nicht fälliger Abgaben an, ein Befehl, der nur durch das besonnene

Zögern des Steuerverwalters unergiebig ausfiel. Hievon, wie von der Beschlagnahme der Kassen, hatte zwar nicht er den Vortheil, sondern die Kriegskasse der Aufständischen. Aber die Entführung zum Teil kostbarer, jedenfalls als Erinnerung an den Markgrafen Ludwig höchst werthvoller türkischer Waffen ist jedenfalls ein Akt gemeiner Freibeuterei. — Diese wurden 1850 in der Schweiz zum Verkaufe ausgeboten, wie ich einem mit der Nachforschung nach denselben beauftragten Kollegen mitgetheilt habe. Ob der Ankauf geglückt, weiß ich nicht. Solches war aber der Charakter jener Leute und Tage, daß bei dem Stranden des Aufstandes Jeder aus dem Schiffbruche an sich zu raffen suchte, was nur Geld war, oder Geldwerth hatte. Er hat indessen Rastatt erst verlassen, als Mieroslawski schon mehrere Stunden sich entfernt hatte, das Treffen bei Oos und Kuppenheim geschlagen uud kaum ein Pfad mehr zum Entrinnen frei war. Ein jüngerer Bruder blieb in Rastatt zurück und wurde von Mieroslawski, später von Tiedemann als Galoppin gebraucht, ein harmloser, junger Mensch, der früher bei der Post gewesen war, später sich dem „Generalstab“ der Aufständischen angeschlossen hatte und bei der Uebergabe der Festung gefangen wurde. Er hatte stets die Taschen voll Maulbeeren aus dem Garten seines Wirthes, des Postmeisters Kramer, die er mit gemütlicher Unbesorgtheit verspeiste, selbst wenn er mitten durch das feindliche Feuer Befehle tragen mußte. Wer ihn näher kennen lernte, konnte mit gutem Gewissen ihn den standrechtlichen Untersuchungsrichtern als harmlos und ungefährlich empfehlen. Er wurde auch nicht vor das Standgericht gestellt, und später, so viel ich mich erinnere, zu dreijähriger Zuchthausstrafe vom Hofgerichte verurteilt.

Auch Mercy befand sich jetzt unter den Führern des Aufstandes; — früher war er Oberlieutenant und Adjutant des dritten Regiments. Die Geschicke dieses jungen Mannes während des Aufstandes waren wirklich so wechselvoll als

möglich. — Er war zwar im Jahr 1848 in den Verdacht freimütiger Gesinnung gekommen, hatte aber durch seine spätere Führung bewiesen, daß er der Regierung durchaus ergeben sei. Beim Ausbruche des Rastatter Aufstandes widersetzte er sich mit dem Säbel in der Faust der Befreiung der Arrestanten und wurde hiedurch und durch seine frühere Strenge ein Gegenstand solchen Hasses, daß die Meuterer unter Tod drohendem Geheule ihn überall aufsuchten. Der Gastwirth des Museums, später Professor Kuhn am Lyzeum waren es, die ihn versteckten und so der gewissen Ermordung entrissen. Er fand Gelegenheit, nach Karlsruhe zu entrinnen und tauchte daselbst plötzlich als „Kriegsminister-Stellvertreter“ wieder auf. In Rastatt war indessen sein Pferd mit der ganzen Hinterlassenschaft von seinen Gläubigern mit Beschlag belegt worden. — Diese häusliche Noth und die kurze Tragweite seines Blickes in die damaligen Staatsverhältnisse haben ihn ganz allein in die Reihe der Aufständischen geführt. Einmal dort, genoß er die Gunst des Augenblicks in vollen Zügen, mußte schon der ihm drohenden Zukunft wegen seiner neuen Partei den Sieg wünschen; — auftauchende Besorgniß und Reue wurde mit Wein in die Tiefe geschwemmt. Auch hier zeigte sein Benehmen ungefähr die Philosophie des Goldoni'schen Brighella: „Se la casa brugia, voglio caldarmi anch' io!“*) Er trat an den Kosttisch der vormärzlichen Zeit und ergriff trotz des Verweises eines bartumwallten Turners den Würfelbecher, um mit den alten Zeltgenossen eine Flasche Wein auszuspielen. — Auch hier fielen die Würfel gegen ihn. Nach wenigeu Tagen eines unrühmlich geführten Befehls über den rechten Flügel des an der Murg aufgestellten Heeres der Aufständischen sah ich ihn noch einmal im Stabe Mieroslawski's. Noch einige Tage und er führte in einem Wirtshause an der Schweizergrenze jenes von Dr.

---

*) Wenn mein Haus brennt, will ich mir doch die Hände daran wärmen.

Kaiser in der Karlsruher Zeitung so sarkastisch geschilderte: „Noch e Moos' Reichsmadamche!“ auf. Später wollte er in helvetischem Exile den Feldzug in Baden strategisch beleuchten; — ob das Werk zu stande kam, weiß ich nicht; glaube jedoch, daß durch das Nichterscheinen keine wesentlichen Aufschlüsse verloren gegangen sind. Die letzte Kunde von ihm gelangte aus Amerika hieher; er war gerade daran, das ohne Kraft und Erfolg geführte Schwert zur Pflugschar umzuschmieden und „Farmer“ zu werden.

Ein anderer hochstämmiger Mann ging mit rauher, ausgeschrieener Stimme in österreichischer Mundart, Befehle empfangend und gebend, viel hin und wieder. Es war Kuchelbecker, einer der Wiener'schen Führer, welchen Mieroslawski zu seinem Adjutanten auserſehen hatte.

Auch an lächerlichen Erscheinungen gebrach es nicht. So ging ein kleiner Mann in grünem polnischen Rocke beständig ab und zu, sprach französisch viel mit Mieroslawski, der wenig auf ihn hörte, ersuchte ihn Dies und Das anzuordnen, hier und dort die Bewaffnung der Festungswerke zu verstärken. Dabei hatte er stets unter jedem Arme eine Rolle von Festungsplänen und Landkarten, die er bald auf dem Wirthstische, bald in freier Luft auseinander wickelte. Es war ein Schweizer, Ulrich, glaube ich, mit Namen, aus Zürich, der früher bei den Miethtruppen jenes Volks in Frankreich gedient hatte. Dann war ihm in seinem Kanton eine Staatsbedienung geworden, die er aber bei zerrütteten Familien- und Geldverhältnissen wieder verlor. Auf den Rath eines angesehenen Mannes, wie er vor dem Standgerichte angab, war er den Fahnen des badischen Aufstandes gefolgt und bekleidete kurz den Oberbefehl im Fort C., wurde aber bald wieder seiner Stelle enthoben und wußte durch die wehmütige und doch mit Aeußerungen soldatischer Bravour gemengte Darstellung seines Lebens die Richter günstig für sich zu stimmen, so daß er vor den ordentlichen Richter gestellt wurde und bald wieder in seine Heimath zurückkehren durfte.

Auch der Befehlshaber der Rastatter Bürgerwehr, Fidelis Frei, war geeignet Heiterkeit zu erregen. Ein Sohn der rauhen Baar, war er zuerst Kutscher in Donaueschingen gewesen, hatte sich später als Uhrenmacher und Wirthshauspächter hier niedergelassen, wo beim Ausbruche des Aufstandes auf Comlossy's Vorschlag der Zuruf etlicher Wehrmänner ihn an die Stelle des unbequemen Majors Thomé vom Adjutanten zum Befehlshaber beförderte. In dieser Stelle gab er sich bereitwillig zu allem her, was von der herrschenden Partei gewünscht ward, übte die Bürgerwehr unaufhörlich im Waffendienste. Einigen Wehrmännern war dies nicht unerwünscht; sie hatten schon lange in ihn gedrungen, Schießübungen mit scharfer Ladung vorzunehmen, damit die Truppe nicht blos zu Schimpf, sondern auch zu Ernst gerüstet sei. Es war indessen nicht dazu gekommen. Am Vorabende zeigte sich nämlich in gar zu auffallender Weise, daß der Wehrmänner Lust am Schießen entschieden größer sei, als ihre Fertigkeit in Handhabung der Waffe. Frei nun, er selbst ein ehemaliger Feldweibel, sprengte auf seinem Braunen die Front hernieder, unwillig strich er den spitzen Schnurrbart: „Was bigott“ — schrie er — „Ihr Heilandssakermenter, Ihr wend bigott schießa und kinnet no it emol lade!“ — Dabei blieb's. — Jetzt war er auf einige Tage zum Stadtkommandanten ernannt und ritt täglich mit möglichster Gravität im Stabe Mieroslawski's in der Festung umher. — Noch einmal während der Belagerung hörte ich ein bezeichnendes Wort von ihm. Er hatte mit Heilig, dem Anführer der aufständischen Kanoniere, sich zu dem letzten Fäßchen Bier eingeladen, mit welchem die Freiburger Studenten unsere Tischgesellschaft bewirtheten. Heilig sprach mit ihm über irgendwelche Angelegenheit der Vertheidigung: „Schauet bigott, ich bin nur ein einfältiger Kerl . . .“ hub er seine Antwort an. Ein homerisches Gelächter, von welchem uns keine Erwägung der Gefährlichkeit abhalten konnte, ließ ihn den Satz nicht vollenden.

Gern oder ungern, stimmte er zuletzt selbst mit ein. — Nach Uebergabe der Festung blieb er lange in Untersuchungshaft. Später, auf freien Fuß gesetzt, pachtete er ein Gasthaus in Villingen, wo er starb, ohne das Ende seiner Untersuchung zu erleben. —

Den ganzen Mittag über ging es sehr lebhaft im Gasthofe zur Post zu; Führer, Adjutanten gingen ab und zu; nahmen in Hast eine Erquickung, ohne daß der Wirth, welcher ohnedies bald etwas Silberzeug vermißte, mit Rechnungstellung belästigt wurde. Auf seine Einsprache wurde er sogar mit dem Tode bedroht und festgesetzt. Von diesem Augenblicke an war er völlig bekehrt und seufzte heimlich nach dem Anblick der preußischen Fahnen, während er früher die heroische Aeußerung gethan, daß er beim Anblick des ersten Preußen zwei Pistolen ergreife und mit der einen jenen, mit der andern sich erschießen würde. Freilich ließ er sich bald bereden, als ich scherzend die Redensart dahin verbesserte, er würde wohl unter dem einen Arme die Serviette, mit dem andern die Teller halten und fragen, was dem Herrn zu Befehle stehe. So ist's denn auch wirklich geschehen.

Auch angesehene Bürger mengten sich in das Gedränge und das Babel von allen Sprachen Europa's, welches die vor Kurzem noch so leeren Räume füllte. —

Es geschah dies theils aus Neugierde, theils in kluger Berechnung, daß die persönliche Bekanntschaft mit den Führern von wesentlichen Nutzen sein könne, wenn Szenen vorfielen, wie sie sich in wenigen Tagen wirklich ereigneten. In der That erhielt auch später ein angesehener Kaufmann, Banquier Mayer, als mannigfache Bedrohung ihn nöthigte die Stadt zu verlassen, von Mieroslawski selbst einen Auslaßbefehl.

Bald riefen Fanfaren, Trommelschlag, Wagengerassel uns wieder auf die Straße. Das flüchtige Heer rückte abtheilungsweise ein. Es war ein heißer Nachmittag; von

dem eiligen Marsche waren die Volkswehren so erschöpft, daß sie fast ohnmächtig hinsanken auf die Straßen, in den Schatten, in die Sonne, wo eben die Ermüdung einen überwältigte. Ich bot vor dem Museumsgarten einigen dieser armen Burschen eine Erfrischung an; sie dankten und baten nur um ein schattiges Plätzchen zum Ausruhen. Bald kamen indessen stattliche Züge regelmäßiger Truppen, darunter mit wenigen Ausnahmen die ganze Feldartillerie. Freilich hatten die Pferde mancher Leute von der Mannschaft, vorzüglich der neugewählten Offiziere, nicht das Aussehen regelmäßiger Remonten. Aus den Marställen der Prinzen des Großherzoglichen Hauses, des Fürsten von Fürstenberg requirirt, stiegen sie trotzig und schäumten in's Gebiß unter den ungeschlachten Bewegungen wenig geübter Reiter. Auch die Pferde des Majors v. Hindersin, die zu Ladenburg erbeutet waren, trugen ehemalige Unteroffiziere an welche sie als Beute verkauft waren, von denen das eine, ein stattlicher Schimmel vom Zähringer Hofwirth Baumer aus Durlach, dem Führer der dortigen Volkswehren, später angekauft wurde und während der Belagerung diesen Volksmann alltäglich und allnächtlich auf die Wälle trug, wo oft noch um Mitternacht die preußischen Vorposten seine gespenstige Erscheinung in wallendem Barte und fliegendem Mantel erblickten.

Auch das dritte Regiment rückte ein, mit Ausnahme eines noch in Karlsruhe zurückgebliebenen Bataillons, welches der ehemalige Lieutenant Weick, den später sein Vater, mein Kollege, mit mir in gemeinschaftlicher Standrechtsitzung zu vertheidigen hatte, befehligte. v. Biedenfeld führte das Regiment; noch hingen die Trotteln zerhauen von seiner Epaulette herunter. Er selbst munter und zuversichtlich erzählte uns im Museumsgarten seine Abenteuer im kurzen Feldzuge, bis neues Trommeln uns auf die Terasse des Gartens lockte. Es kamen die Hanauer Turner, die Schweizer, die Robert Blum'sche Schaar. Aufrecht, festen Schrittes, Lieder singend, obgleich oft in zerrissener Fußbekleidung zogen

sie vom Karlsruher Thore herein und grüßten hinauf zur Stelle, wo Biedenfeld stand und ihren Muth bei einigen Affären belobte. Auch heute hatten sie ohne Unterstützung durch Geschütz den Rückzug des Heeres, die Bergung des gesammten Kriegszeuges gedeckt, da sie heute Nachmittag den zu rasch vor Eintreffen der über den Thurmberg befehligten Umgehungstruppen angreifenden Feind bei Durlach ungefähr 2 Stunden lang aufhielten. In dem Bataillon Iserlohn, welches von seinem Anführer, Major v. Bornstedt, in geschlossener Reihe, weil er nur so etwas auszurichten sich getraute, gegen die Barrikade an der Pfinz geführt wurde, hatten sie sieben Offiziere, fünf Unteroffiziere 74 Gemeine kampfunfähig gemacht und dasselbe zur wilden Flucht genöthigt, bis gleichzeitig die Unterstützung durch Geschütz und die Umgehungstruppen den Sturm auf die Hauptbarrikade durch das Füsilierbataillon des 30. Regiments ermöglichte.

Mittlerweile war die Dämmerung hereingebrochen; ich ging noch einmal hinaus zum Bahnhofe, während innen in der Stadt die Flüchtlinge in öffentlichen und Privatgebäuden, in Kirchen und Schulen ihr kümmerliches Lager auf Stroh oder harten Boden suchten und fanden. Hier war fast Kirchhofsstille; der Expeditor hatte mit einem seiner Gefährten eben die Flucht in's Gebirg ergriffen. Ein Wagenzug war zur Abfahrt noch bereit; er brachte die letzten Verwundeten, welche, von den Aerzten nach Freiburg entsendet, sich drängten, dem Wirrsale und neuer Gefahr zu entrinnen. Auch den Karlsruher Hauswirth meines Bruders traf ich; — er hatte mit Weib und Kind und Hausrath die Flucht ergriffen, von welcher er erst später zurückkehrte, um sich den Gerichten zu stellen. Nach 10 Uhr kam das Bataillon Weick des dritten Regiments ein; es war aus Karlsruhe erst gegen 4 Uhr abgezogen, als schon preußische Reiter sich dem Durlacher Thore näherten. — Todtenstille lagerte sich jetzt über die Stadt, wo vor wenigen Stunden so greller Lärm getoset;

und mancher Wehrmann mochte sich jetzt geschützt wähnen innerhalb der neuen Wälle, der starken Mauern von der Heimath träumen, die er nicht wieder sehen sollte!

Dienstag, den 26. Juni.

Der heutige Tag war für die Preußen und die seit gestern mit ihnen in Verbindung stehenden Reichstruppen ein Ruhetag. Dies kam den Aufständischen zu gute. Hätte die Verfolgung sich stramm an ihre Fersen gehängt, so glaube ich kaum, daß Mieroslawski Kämpfer gefundeu hätte, das Murgthal zu vertheidigen. So niedergeschlagen waren heute noch die meisten der flüchtigen Schaaren, daß fast den ganzen Morgen der Generalmarsch der einzelnen Abtheilungen Straße auf Straße ab geschlagen werden mußte, die Zerstreuten zu sammeln. Auch die Trommler der Bürgerwehr schritten vor meinen Fenstern auf und nieder. Da aber die gestern angesagten Ferien nur für den einen Tag bestimmt waren, ergriff ich um 9 Uhr meinen Cäsar statt des Gewehres und verfügte, statt auf den Sammelplatz, mich in mein Klassenzimmer. Doch welch' ein Gräuel der Verwüstung herrschte an dem friedlichen Musensitze. Vor Lorey's duftenden Linden waren Munitionskarren aufgefahren, wurden Kanonen und Mörser bespannt; in den Schulzimmern glotzten wildfremde bärtige Gesichter, die Leute der Hanauer Schaar, den etwas verdutzten Professor an. „Nun, die Herren", meinte ich, „werden keine Lust haben, „de cello civili" oder „de officiis" zu lesen." — Die Leute waren artig genug, mich mit herzlichem Gelächter von meiner Pflicht loszusprechen. —

Zwischen dem Kehler und Ottersdorfer Thore ist eine große Wiesenfläche; diese ward von Mieroslawski zur Heerschau über die Trümmer seiner Armee ausersehen. Mit den Bürgerwehren und den maroden Leuten, die das Bett oder Heulager nicht hatten verlassen können oder mögen, wurde das Heer noch auf 18—20000 Mann geschätzt, also ungefähr die Häfte der früher wenigstens auf dem Papiere

aufgeführten Stärke. Mit finsterm Schweigen wurde der Oberanführer empfangen, bis zu den Reihen der fremden Freischärler, welche auch heute, wie gestern beim Einmarsche, ein „Vive Miroslawski", ein Hoch der Freiheit riefen. —

Es wurden nun den Tag über mit großen Anstrengungen Anstalten zur Verpflegung der Leute getroffen. Tagesbefehle kündetem dem Oberlande den Befehl an, Mundvorrath für die Festung auf der Eisenbahn herbei zu schaffen. Zu gleichem Zwecke ging der alte Schlöffel dorthin ab; seitdem Tode seines Sohnes mochte sein Kampfmuth gebrochen und er geneigter sein, die Feder der Requisition, als das Schwert zu führen.

Sznaide war eben dahin abgegangen, Volkswehren zu pressen, was ihm bei Lörrach fast das Leben gekostet hätte.

Schon heute früh führte die Eisenbahn Wein, Räucherfleisch, frisches Fleisch herbei; letzteres verfaulte buchstablich neben der Straße, wohin man es als unnütz geworfen hatte. — denn die Truppen hatten bei den Bürgern noch genug zu essen. Der Wein, Hülsenfrüchte, Korn und Mehl wurden im Lyzeum, im Schlosse, im Rath- und Amtshause aufbewahrt; freilich fand unterwegs schon von ersterem ein guter Theil den Weg in die Kehlen der Besatzung, der Bürgerwehren, und an den Gräuelszenen des folgenden Tages hatte die Trunkenheit nicht eben den geringsten Antheil. —

Und wie zu Karlsruhe im Hauptquartiere des Prinzen von Preußen am heutigen Tage der Angriffsplan auf die Murglinie berathen und beschlossen wurde, so ging auch Mieroslawski, der von nun an über Tisch auf seinem Zimmer blieb, an die Ausführung seiner Vorkehrungen für die Vertheidigung. Es wurden Truppen in das Murgthal hinauf entsendet; — Blenker mit einem Theil der pfälzischen Schaaren hatte den äußersten rechten Flügel. Sein Hauptquartier war in Gernsbach, als verlorene Posten wurden württembergische Freischärler bis Forbach vorgeschoben. Das Centrum der Murgthalstellung hatte Mercy mit dem ersten und zweiten Regiment in Rothenfels; flußabwärts stand

Oborsky mit einzelnen Volkswehren, dem vierten Regiment und badischer Feldartillerie von Kuppenheim ab bis an die Festung auf dem linken Flügel dieser Stellung. Das Centrum dieser Truppenmasse unter Mercy ward beauftragt, bis auf die Wasserscheide zwischen Alb und Murg vorzudringen.

Doch verkehrten an diesem Tage die Führer noch meist persönlich mit dem General; es war ein Drängen und Lärmen im Speisezimmer meines Kosthauses, daß man nur mit Mühe einen Bissen portionsweise erhaschen konnte, der mit schwarzen schmutzigen Gabeln und Messern zerrissen werden mußte, denn, gewarnt durch den vorigen Tag, hatte der Gastwirth sein Silberzeug bei Seite gethan. Ich weiß mich sonst in solche kleine Entbehrungen leicht zu finden; — heute aber übermannte mich der Aerger, so daß ich dem Wirthe den Tisch abzukünden drohte, wenn nicht binnen drei Tagen besser für meine Ruhe und Bequemlichkeit gesorgt würde, was dann auch durch Einräumung seines Wohnzimmers später geschah. —

Unter den Fremden, die zum Theil mit Lebensmitteln, zum Theil um ihre Angehörigen aufzusuchen, häufig hierher kamen, traf ich auch Bekannte vom Schwarzwalde, von Konstanz, die sich persönlich von der Lage der Dinge überzeugen wollten. Als sie mich in der Wirtsstube über mein Ansicht fragten, sagte ich: „Nun, es ist ja Alles vortrefflich, wie Ihr seht. Essen haben wir genug, auch Leute genug, die es verzehren, und wenn's mitunter schmutzige Finger gibt, was thut's!" —

Bei Seite aber verhehlte ich ihnen meine Ansicht nicht, daß die aufständische Sache vollständig Schiffbruch gelitten, daß dieses Sparren und Takelwerk, was hier sich festgesetzt habe, beim ersten Sturme in Trümmer zerfahren würde. — Sie haben auch von dort keine Verstärkung mehr ins Rheinthal herab geschickt. — Auch den Bereiter des Fürsten von Fürstenberg traf ich. Man hatte sechs Pferde seines Herrn „angekauft" und dafür eine Anweisung auf die Kriegskasse ausgestellt. Er suchte diese Kriegskasse hier, fand aber nur die Berichtigung, daß es die „Operationskasse" sei, welche

sich hier befinde. Sein Geld müsse er beim Finanzminister und der provisorischen Regierung in Freiburg suchen. — Dort wurde er eben wieder abgewiesen; der Fürst hatte noch die Reisekosten zu dem Verluste zu tragen. —

An Einquartierung hatten wir eine große Last zu tragen; ungefähr sechs Mann hatten Billets auf meinen Namen, Andere hatten Billets ohne Namen und waren auf die Gutthätigkeit der Leute angewiesen; dies waren meist arme, gepreßte Volkswehren friedlichster Gesinnung; fremde Freischärler bettelten geradezu Hemden, Schuhe, Stiefel, Geld. Ich gab jedem Mann täglich 24 Kreuzer und ließ sie für sich sorgen, wie sie könnten; — damit waren sie zufrieden. Nur zwei Offiziere der Volkswehr, die ich bis zur Zeit der Belagerung behielt und in meinem Kosthause über Mittag speisen ließ, brachten mir jeden Morgen eine Rechnung von einem Reichsthaler für Nachtlager und Essen, was sie dort nicht erhalten konnten, also in einem anderen Gasthause suchen müßten. Zwar machte das Kriegsministerium einige Anstrengungen, um für die Bedürfnisse des Heeres zu sorgen, allein vergeblich. Siegel befahl, wie Enno Sander klagte*), unaufhörlich, konnte aber keinen Befehl vollziehen. Die Offiziere widersetzten sich der „Centralisation der Kassen"; — sie befürchteten, daß, was aus ihren Regimentskassen „centralisirt" werde, für immer verloren sei. Daher klagten von den Truppen die Einen über Mangel, während die Andern Alles vollauf hatten. —

Zu Hause war die Wirthin mit ihrer Tochter und der zurückgebliebenen Frau eines Staatsbeamten eifrig beschäftigt, Kostbarkeiten, Betten, Weißzeug und Anderes in die gewölbten Keller zu flüchten; — meine Sorglosigkeit ließ mich nicht einmal die Zimmerthüre abschließen, und ich schlief so ruhig, als wenn wir im schönsten Frieden lebten.

Mittwoch, den 27. Juni.

Ein unbehagliches Gefühl der Unruhe duldete mich nicht

*) Dieses wie die spätern Notizen aus den Kriegsräthen der Aufständischen aus einem Tagbuche Enno Sander's welches von Häusser freundlichst mir vermittelt wurde.

zu Hause, wo die Frauen emsig fortfuhren, ihre Habseligkeiten einzubündeln und der Wohnung das Aussehen eines ungastlichen Karawanserai's zu geben. Ich ging hinaus zur Eisenbahn; nur selten pfiff die Lokomotive eines Zuges, der Lebensmittel, Mannschaft oder bekümmerte Eltern und Geschwister brachte. Drei Mädchen in der kleidsamen markgräfler Tracht, hübsche Hebel'sche Gestalten, fragten mich, Thränen in den Augen, wo das Freiburger erste Aufgebot zu finden wäre, sie wären seit acht Tagen ohne Nachricht von ihrem bei demselben befindlichen Bruder und befürchteten das Schlimmste. Ich konnte ihnen denn doch den Trost geben, daß diese Abtheilung in keinem Gefechte gewesen und in der Gegend von Au am Rhein Quartier bezogen habe, von wo sie den Bruder richtig auf den Abend mit Urlaub sich erbeten hatten.

Aus der Festung zogen starke Abtheilungen von Pionieren, Artilleristen, Soldaten anderer Waffengattungen in den sogenannten Niederwald, ein Gehölz, welches zwischen der Festung und jener Stelle liegt, wo die Straßen von Rastatt nach Malsch, nach Ettlingen, nach Mühlburg und in die Rheinorte auf einem mäßigen Hügel sich trennen. Es ist dies eine leicht zu befestigende Stellung gegen eine Ueberrumpelung des Platzes von Norden her. Hier wurden Schanzen aufgeworfen, ein Verhau angelegt und mit einigen Feldgeschützen ausgerüstet. Doch hat später dies kleine Vorwerk den gehegten Erwartungen nicht entsprochen; es wurde den 29. Juni von den Preußen fast ohne Verlust beim ersten Anlauf genommen. Auch am Glacis der Festung, gegen die Eisenbahn, wurden die herumliegenden Bausteine zu Brustwehren aufgeschichtet, die etwa gegen einen plötzlichen Angriff aus der Nähe einigen Schutz für Feldgeschütze für den Fall bieten konnten, daß die Wallgeschütze, die Stellung nicht vollkommen beherrschen würden. Bei Muggensturm wurde ein Theil des Schienenweges zerstört. Von der entgegengesetzten Seite war heute Rasttag, doch wollten Landleute schon Bewegungen gegen die von den Aufständischen besetzten Dörfer

bemerkt haben. Auf der Plattform des Großherzoglichen Schlosses, eines auf dem höchsten Punkte der Stadt, dem alten Rheinufer, aufgeführten Baues, überschaut die vergoldete Erzstatue Jupiters weithin die ganze Gegend. Dort sammelten sich stündlich Schaaren von Neugierigen und spähten nach Norden. Man sah nur den blauen, heiteren Himmel und die ährenbedeckten Felder, über welchen die Segnungen tiefsten Friedens ausgebreitet schienen. Da kam von Rothenfels, dem Mustergute des Markgrafen Wilhelm, die ganze Sennerei seines Pächters zur „Proviantirung der Festung", von Comlossy herbeigeschleppt, in der Festung an. Wieder wurde gejubelt, von den gelieferten Weinen getrunken, unheimlich funkelnden Blickes bildeten die Festungskanoniere, bildeten einzelne Freischärler und Volkswehrmänner Gruppen auf der Straße, aus denen man schon da und dort das Wort „Spion", „Erschießen" hörte. Es war von Kehl wirklich ein jüdischer Sprachlehrer aus Karlsruhe, Weil mit Namen, gefänglich eingeliefert worden, welcher vom französischen Gesandten die Nachricht der Besetzung der Residenzstadt durch die Preußen an den Präfekten des Niederrhein zu bringen übernommen hatte. In Kehl durch die Dringlichkeit, womit er einen Nachen zur Ueberfahrt über den Rhein begehrte, verdächtig, wurde er festgenommen. Der dortige Zivilkommissär, Arzt Küchlin, lieferte ihn sammt dem Schreiben, welches die Ursache seines Todes werden sollte, hierher ab. Nach einem kurzen Verhör wurde er, um morgen vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, in dem Bastion XXX., wo Major Hindersin und Hauptmann v. Klein gefangen saßen, unter Bewachung gestellt. Schon jetzt verlangten einige Haufen, die vor dem Rathhause sich umherdrängten, seinen sofortigen Tod. Es wurden später einige Bürger beschuldigt die Massen zu solchem Begehren aufgestachelt zu haben; die Untersuchung aber hat diese Beschuldigung nicht bestätigt.

Nach Tische wurde, wie gewöhnlich, die Pansstunde bei einer Tasse Kaffee im Museumsgarten gefeiert. Dort fanden sich täglich eine Anzahl Männer ein, die ungescheut über das

Treiben des Tages ein hartes Urtheil aussprachen, die nächste Zukunft in Ueberlegung zogen. Außer manchen ehrenwerthen Bürgern, wie Posthalter Kramer, war da der evangelische Pfarrer, einige Professoren, ein sächsischer Major O Byrn, der kurz vor dem Ausbruche des Aufstandes hieher gekommen war, um im sichern Kreise der Festungswerke Szenen zu entgehen, wie er sie im vorigen Jahre in Freiburg erlebt hatte, war da, was von den Festungsbeamten bis heute noch auf dem Posten geblieben war, deßgleichen die hiesigen Aerzte, deren Beruf ihnen, als den Unentbehrlichen dieser Tage, manche Aeußerung ungeahndet hingehen ließ, die unter andern Verhältnissen tödtlich hätte ablaufen können.

So hatte man heute die von Ettlingen hierher gebrachten Vorräthe an Monturen, Tüchern, Linnen auszutheilen angefangen. Da wurden Ballen Tücher, dahin, dorthin geschleppt, wie in einer geplünderten Stadt. Vorzüglich waren es die Rheinbayern, welche in der Bergung dieser Gegenstände überraschende Fertigkeit entwickelten, obwohl andere Volkswehren und Freischaaren viel abgerissener und lumpiger aussahen. Dr. Haug, den diese Wirthschaft im Innersten verletzte, drückte seine Entrüstung darüber in seiner lebhaften Weise aus, so daß ein junger Offizier vom Stab der Aufständischen es für seine Obliegenheit erachtete, ihm eben so lebhaft zu entgegnen. Die Sache beruhte auf meine scherzhaft vermittelnde Aeußerung, daß es denn doch unanständig wäre, wenn jene Rheinbayern und Schweizer nackt herumliefen, und mir seis zuletzt gleichgiltig, ob im vollständigen Schiffbruche des Staates auch noch die Segeltücher zerrissen werden oder nicht. — Nicht viele Monate darnach bezeichnete jener junge Mensch, Wegener war, wenn ich nicht irre, sein Name, mich dem Standgerichte als seinen Vertheidiger. Da aber die Verhandlung seiner Sache in die Zeit meiner Ferienreise fiel, so mußte ich es einem andern Anwalt überlassen, gegen den Antrag von zehnjähriger Zuchthausstrafe vergeblich anzukämpfen.

Wir waren noch beim Nachgenusse einer Tasse Kaffee, als ein Bürgerwehroffizier den Hauptmann Greiner aufsuchte, welcher noch als Gouverneur der Festung galt. Ein Haufe Leute, sagte er, wolle einen Gefangenen umbringen, in welchem man einen Verräther erblicke. Als ich durch den ehemaligen Garten in den Hof des Schlosses trat, wo man die Aussicht über die tiefer gelegenen, westlichen Theile der Stadt genießt, lag er ganz verödet in lautlosem Schweigen. Nur von ferne hörte man dumpfes Geschrei, dann den Knall einer Büchse, dann stürzte ein Knäuel bewaffneter Leute hinter einem gehetzten Manne her quer durch die untere Schloßstraße, dann noch ein Schuß, und wie ich in die Niederung kam, wo die Schiffgasse die Schloßstraße durchschneidet, sah ich den Haufen sich zerstreuen; neben der Mayer'schen Buchdruckerei umstanden einzelne Gruppen einen Leichnam, welchen sofort einige Männer auf eine Tragbahre luden und zum Friedhofe trugen. Dicke schwarze Blutstropfen bezeichneten den Leidensweg, den er bis zur Stelle gemacht, wo er den Tod gefunden. In einem Bierhause der Georgenvorstadt hatte zu gleicher Zeit, da die Verhaftung Weil's das Gerücht nährte, als seien die Aufständischen überall von Spionen umgeben, ein Mann in blauer Blouse durch Fragen nach der Ausrüstung der Wälle, nach der Anzahl der Geschütze, dem Mundvorrath der Festung, Verdacht erregt. Als er hierauf in der Nähe des Rheinthores herumschlenderte und die Befestigungswerke auszuspähen schien, wurde er festgenommen und zum Verhör auf das Schloß geschleppt, wo Rechtspraktikant Schaller als „Generalauditor der Freiheitsarmee" fungirte. — Es mußte um diese Zeit schon die Absicht sich festgesetzt haben, den Major Hindersin unter irgend einem Vorwande zu tödten, denn die Leute ließen sich den Wahn nicht nehmen, der Blousenmann sei ein preußischer Major, und erzählten sich unter mannichfachen Zusätzen und Entstellungen einen Ankauf von Blousen für Hindersin und den mecklenburgischen Haupt-

mann v. Klein. Vor dem Auditor gab der Gefangene die Abtheilung des pfälzischen Heeres an, zu welchem er gehörte; ihn frei zu lassen, wagte man nicht vor der Menge, die im Schloßhofe nach seinem Tode brüllte. Es führte ihn daher der Auditor selbst mit dem Kameralpraktikanten Philipp Reiter der die Stelle eines Kriegskommissärs bekleidete, zum Rathhause, um unter dem vielleicht wirksamen Schutze der Bürgerwache die Wahrheit seiner Angabe zu untersuchen. Allein schon auf dem Wege, in der Nähe des Wirtshauses zum Wagen, wurden Säbel und Faschinenmesser gezückt, Hiebe geführt. Die beiden Beamten zogen nun ebenfalls die Schleifsäbel und suchten den Mann zu schützen; da erhielt Schaller eine Kopfwunde, die ihn bewußtlos niederwarf, und auch Reiter blutete stark von einem Hiebe, der ihn in's Gesicht getroffen. Der Gefangene benützte den Zwischenvorfall, er entreißt sich dem Haufen, entrinnt in die kleine Straße, die vom Gasthaus zur Blume gegen das Schloß führt, biegt sodann, vom tobenden Haufen verfolgt, rechts in die Schiffgasse ein; hier wird er von einem Bajonettstoße so hart getroffen, daß die Waffe sich an der Wirbelsäule seines Rückens krumm biegt, ein Streifschuß trifft ihn, als er noch ein paar Schritte weiter wankt; ein Hieb auf das Hinterhaupt endlich macht ihn in die Kniee sinkend. Er bat nun um Schonung, — vergebens; um einen Priester, sich zum Tode bereiten zu können; — auch dies wurde ihm abgeschlagen. Zuletzt flehte er, daß man seinem Leiden ein kurzes Ende mache; da trat Einer mit dem Karabiner an ihn heran, und im Schusse stürzte der Arme zusammen. Wer die Veranlasser, wer die Thäter waren, man weiß es nicht. Man hatte einen badischen Soldaten, der den Spottnamen Araber führte, weil er in der Fremdenlegion gewesen, als solchen angegeben, auch Andere wurden in Untersuchung genommen. Ich selbst wurde vom Untersuchungsrichter, Rechtspraktikant Schaaff, später als Vertheidiger beansprucht. Da ich aber wegen anderer Verhält-

nisse das Geschäft nicht übernahm, so kann ich mir ohne Kenntniß der Akten kein Urtheil erlauben, inwieweit ich sie für schuldig halte. — Sie wurden, wenn mir recht erinnerlich ist, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, oder das gefällte Todesurtheil in dieselbe umgewandelt. So viel aber ist gewiß, daß unter dem tobenden Haufen am lautesten seine Landsleute selbst, die Rheinbayern, nach seinem Blute schrieen, mit dem, daß er schon in Edenkoben und bei Durlach als Spion festgenommen worden sei, aber immer wieder Gelegenheit gefunden habe, zu entwischen. — Das aber schien mir weitaus das Beklagenswertheste an diesem Bilde voll entfesselter Leidenschaften zu sein, daß selbst Frauen — ich sah welche mit Kindern auf den Armen — an dieser Blutszene eine gräßliche Augenweide fanden, ja die Thäter durch den schrillen Zuruf anfeuerten: „Schlagt sie todt, die Verräther!“ — Man hatte den Leichnam auf den Kirchhof gebracht. Der Tag neigte schon dem Abend entgegen, als ich dorthin meine Schritte lenkte. Die Leute kamen eben von der Bestattung einer Bürgersfrau zurück, die Gräber waren verlassen, der Todtengräber schaufelte ein frisches Grab auf. — Er öffnete mir die Kammer, darin der Leichnam war, dann ging er wieder an sein Werk nnd ließ mich mit dem Todten allein. — Es überkam mich ein sonderbares Gefühl, als ich in dies friedliche, vom Tode geglättete Menschenantlitz blickte, welches kurz zuvor von den Leidenschaften des Lebens und der Angst des letzten Kampfes so verzerrt gewesen war. Die stramm zusammengezogene Haut hatte einen Theil der Kopfwunde wieder bedeckt; die Blouse verhüllte die Spur des letzten Schusses. Die abgezogenen Stiefel stunden neben dem Leichnam, der bloße Fuß hatte eine Feinheit, die Hand eine aristokratische Zierlichkeit, wie man sie bei einem Blousenmann nicht hätte suchen mögen. Und wer war denn dieses rätselhafte Schlachtopfer? Des Abends stellte es sich mir durch unzweifelhafte Zeugnisse heraus, daß er eiu rheinbayerischer Bummler,

Namens Jakob Kaiser, gewesen. Als Gewohnheitstrinker hatte er schon zweimal sich gegen seine Befehlshaber durch Reden vergangen, und war zur Haft gebracht aber nach verschlafenem Rausche wieder freigelassen worden. Jetzt hatte sein Schicksal auf so grausame Weise ihn erreicht. — Ich trat noch einmal zu dem Schläfer hin, den Samariterdienst der Heimath, der Familie an ihm zu thun, die ihn vielleicht ausgestoßen hatte, vielleicht um den Flüchtling sich härmte. Ich drückte ihm die halboffenen Augen zu; — umsonst, wie ich mich von den Knieen erhob, zogen sich die schweren Lider wieder langsam aufwärts, und das erloschene, grünliche Auge schien mich fragend anzustarren. Da erfaßte es mich wie abergläubische Furcht, und ich trat schaudernd hinaus über die Gräber des vereinsamten Kirchhofs auf den nahegelegenen Wall des Forts B, und blickte hinüber in's Gebirge, welches den röthlichen Schimmer der tiefstehenden Sonne von den Steinbrüchen zurückwarf, den tiefen Wunden, die der Bau dieser Festung dem waldigen Eichelberge geschlageu. Ein tiefblauer Himmel wölbte sich über der friedsamen Gegend, in bläulichem Dufte schwammen die fernen Berge des Murgthals. Und wie viele Stunden wird es währen, bis dort und hier Kriegsgetümmel ertönt und der Schlachtenruf, und welche Strafe wird der Himmel nehmen für das heute vergossene Blut, welches zu ihm emporschreit? So dachte ich in tiefem Weh; das aber ahnte ich nicht, daß ich auf der Stelle stehe, unter welcher heute über vier Wochen, nach einem Monate voll Schrecken und Zügellosigkeit, von den büchsenbewaffneten Liktoren des Standrechts, Elsenhans die Reihe jener Verführer und Verführten anführen würde, welche hingestreckt von zwölf Kugeln, jetzt unter dem breitgetretenen Rasen des Friedhofes von Rastatt liegen. —

Noch war der Kelch der bittersten Stimmung nicht ausgetrunken. Zur Stunde des Verlesens begab ich mich zum Sammelplatze der Bürgerwehr am Rathhause. Da waren

wenige Wehrmänner, wenige Offiziere sichtbar. Eine unheimliche Ahnung noch größeren Unheils ließ sich nicht abweisen; sie sollte alsogleich in Erfüllung gehen. Ein wüster Lärm wälzte sich vom Marktplatze gegen das Rathhaus, ein wirrer Knäuel Bewaffneter schleppte einen Gefangenen herbei, kaum war er sichtbar unter einem Dache geschwungener Säbel, Faschinenmesser, Bajonette, die über seinem Haupte sich kreuzten. Der haufenweise sich nachdrängende Pöbel verlangte in wüstem Geschrei den Tod des Verräthers. Beim Rathhause wurde Halt gemacht; ich glaubte, der Gefangene bat um ein ordentliches Gericht. Droben waren gewöhnlich Diejenigen versammelt, deren Wort vor fünf Wochen hingereicht hatte, den wildesten Haufen zu beschwichtigen; — heute hörte man kein beschwichtigendes Wort. Es wäre auch vergeblich gewesen; der Tiger hatte Blut gekostet, er lechzte nach neuer Beute. Nach kurzem Halt setzte der Zug sich wieder in Bewegung; am Eingang der Georgenvorstadt, dem städtischen Gefängnisse gegenüber, stockte er aufs Neue. Man hörte den Ruf: „Nicht mehr weiter; hier schlagt ihn todt!" —

Beim Gefängnisse traf ich den Gouverneur, Hauptmann Greiner, und den Rechtspraktikanten Hamma, welcher nach Ausbruch des Aufstandes zum Vorstande des Amtsbezirks ernannt worden war. Beide flehte ich um Hilfe für den Unglücklichen an, Beide machten den Versuch, in den dichten Haufen einzudringen; — achselzuckend kehren sie zurück, es war ihnen nicht gelungen, die Wüthenden zu besänftigen, sie selbst waren von denselben bedroht worden. Wie ich nun so jammere, ob denn Niemand diesen Gräueln Einhalt thun könne, sagte ein stämmiger Freischaarenführer wallenden Bartes, in Schwedenstiefeln mit dem unvermeidlichen Schleppsäbel: „Ich wills' versuchen." Er drängte sich in den tobenden Haufen, bald war die rothe Feder unter den blitzenden Waffen unsichtbar geworden. Nach längerer Zeit erst tauchte er wieder aus dem Gewühle hervor. Alles Ab-

rathen sei umsonst gewesen, das Leben habe er ihm nicht retten können. Doch habe er den Leuten das Versprechen abgenommen, daß sie den Gefangenen nicht zusammenhauen, sondern mit Pulver und Blei hinrichten würden, und daß dieses nicht in der Stadt, sondern außerhalb der Ringmauer geschehen solle. Und wirklich bewegte sich der unheilvolle Zug bald wieder vorwärts; er durchschnitt das innere Rheinthor, bog daselbst in den trockenen Festungsgraben ab. Vergeblich betheuerte mit irrem Blicke und bitter lächelndem Munde der Arme, er meine es so redlich mit der Freiheit, als wer immer; er sei ja Bürger eines freien Landes; vergebens suchte er, noch eine Anrede zu halten; — Diejenigen, die zur Exekution sich erboten hatten, nahmen kurze Distanz; es knallten vier Schüsse; als der Rauch sich verzogen, lag eine blutende Leiche am Boden und die Haufen zogen für jetzt befriedigt im dämmernden Halbdunkel zur Stadt zurück.

Es war indessen schon das Kriegsgericht bestimmt gewesen, welches seiner auf morgen angesetzten Hinrichtung die Form Rechtens geben sollte; die Mehrzahl der Richter kündete schon zum Voraus an, daß er zum Tode verurtheilt würde. —

So kläglich die That denn auch war, mußte man sich hier doch gestehen, daß das unvermeidliche Schicksal diesen Mann nur um einen Tag zu frühe ereilt hatte. Es war der nämliche Weil, dessen Gefangennehmung oben erzählt wurde.

Aber das ganze Unternehmen der rasenden Menge hatte offenbar nicht ihm, sondern dem preußischen Major v. Hindersin gegolten. War es planloser Blutdurst, der an sein Leben wollte, ward der Gedanke von Leuten unter die Masse geschleudert, welche durch eine so auffallende Unthat der letztern jede Unterhandlung mit dem herannahenden preußischen Heere abschneiden, die Schiffe des Rückzuges verbrennen wollten? Wer mag's entscheiden. Doch ist letz-

teres geradezu nicht unwahrscheinlich. — Man wollte gerade solche Bürger von Rastatt, die später als Hauptbetheiligte am Aufstande verfolgt wurden, unter den in der Stadt herumziehenden Haufen gesehen, man wollte schon heute früh die Worte gehört haben: „Schlagt den preußischen Major todt!“ Die gerichtliche Untersuchung hierüber hat aber, wie schon gesagt, weder zu einem Ergebnisse geführt, noch den Verdacht beseitigt.

Sei indessen dem, wie ihm wolle, genug, schon des Nachmittags hatte sich ein Haufe Soldaten, Bürgerwehren, Freischärler, zum Bastion XXX. aufgemacht, wo Hindersin mit dem mecklenburgischen Hauptmann v. Klein gefangen saß. Der mit der Aufsicht betraute badische Pionnier war ihrem Verlangen, den preußischen Major herauszugeben, mit der Ausrede entgegen getreten, die Schlüssel zu den innern Räumen des Bastions seien nicht zur Hand.

Dies beseitigte den ersten Anprall. Gegen Abend aber kehrten sie mit Verstärkung zurück, und jetzt half weder die alte Ausrede, noch die schwache Abwehr des Wachtpostens, der zur Bewahrung der Gefangenen im Bastion aufgestellt war. Schon waren die Haufen in den Hof eingedrungen, schon konnten die Gefangenen aus dem Geschrei der Menge, aus den Versuchen, den Eingang zu bewältigen, ihr Schicksal entnehmen. Da warf sich ein Hauptmann der Rastatter Bürgerwehr, Gerber Großholz, den Anstürmenden entgegen. Mit Worten, wie die Noth des Augenblickes, der Wunsch, bedrohte Menschenleben zu retten, sie eingab, schilderte er das Verwerfliche sowohl, als die drohenden Folgen eines solchen Lynchverfahrens. Noch befänden sich Rastatter Bürger in preußischer Gefangenschaft! Was mit diesen geschehen würde, wenn die Kunde solcher That in das preußische Lager gelangen würde; das möchten sie bedenken, die theils Rastatter Bürger seien, theils stets ihre Anhänglichkeit an die Bewohner dieser Stadt zur Schau getragen hätten. — Diese Worte retteten dem kriegsgefangenen Offizier das hart

bedrohte Leben. Zwar verlangten die Haufen den Mann zu sehen, und Hindersin willfahrt auf Großholzens Eröffnung dem Begehren; aber die kurz zuvor so Rasenden drängen sich jetzt nur herbei, ihm die Hand zu reichen, ihn ihres Schutzes zu versichern. Plötzlich jedoch ertönt der Ruf: „Aber den Juden müssen wir haben!" und der Haufe wälzt sich zu dem im gleichen Bastion befindlichen Gefängnisse Weil's. Hier verstummt jede Einrede im Mordgebrülle, der Unglückliche wird ergriffen, fortgeschleppt, seine Stunde hat geschlagen. — — —

Es darf indessen nicht verschwiegen werden, daß nicht blos die Führer, sondern auch viele Gemeine, selbst unter den fremden Söldnern, diese Greuel auf das entschiedenste mißbilligten. Als ich Abends im Gasthause zum Löwen mich gegen Mercy in entschiedenen, harten Worten darüber äußerte, versprach er, Untersuchung und Bestrafung der Thäter zu beantragen; — die Verwirrung des folgenden Tages hat indessen alles verschlungen. Ein Wehrmann der Schweizer-Legion, ein alter Lanzknecht, der vielleicht schon in Italien und Frankreich seine Haut zu Markte getragen hatte, redete mich an: „O b'hüt' üs Gott," sagte er, „üse Sach cha chan gute Usgang nä, wemma so mit de Lüte umgoht. I wott, i wär dehâm"!*) Zwei Tage darauf luden sie beim Spital unter den Verwundeten einen Freischärler ab, dessen Blouse vom Blute einer Brustwunde getränkt war; — es war mein alter Lanzknecht. Mit einem letzten Seufzer schlug er an der Thüre des Spitals die Augen auf, sein Blick schien den Himmel zu suchen. Dann fiel sein Haupt schwer auf die Brust herab; er war „dehâm"!

Mit welchen Empfindungen aber mochten diese Szenen erst jene Männer aus Baden und dem Murgthal erschaut haben, die als Volksverräther nach Rastatt geschleppt und im Gasthof zum Kreuz bewacht wurden. Sie sahen Weil

*) Gott behüte uns; unsere Sache kann keinen guten Ausgang nehmen, wenn man so mit den Leuten verfährt. Ich wünschte zu Hause zu sein.

unter ihren Fenstern vorüberschleppen, sie hörten die Schüsse, welche Mayer niederstreckten und erkannten unschwer das ihnen drohende Schicksal. — Sie wurden glücklicher Weise gerettet; des andern Tags ließ der Kriegsminister der Aufständischen sie zu weiterer Untersuchung nach Freiburg bringen, wo nach einigen Tagen neuer Besorgniß Damm in der allgemeinen Verwirrung ihre Befreiung bewirkte. —

Damit den tragischenVorfällen des Tages die Schlaglichter des Lächerlichen nicht fehlten, mußte mir noch am späten Abende Frau Annecke begegnen. Im schwarzen Reitkleide, eine Staarbrille vor den Augen, Pistolen im Gürtel, so ritt sie durch die Straßen, gefolgt von einem badischen Dragoner, welcher Ordonanzdienste zu verrichten hatte. Des andern Tages wurde dieses Gestirn des pfalzbayerischen Aufstandes mit seinem bleichen Trabanten — ihrem Gatten — für uns unsichtbar. Dies aber schien mir die größte Schmach für die aufständischen Waffen, die rächende Nemesis für jene in den Staub getretenen Fahnen zu sein, daß ein badischer Dragoner hinter dieser — Amazone reiten mußte.

Donnerstag, 28. Juni.

Wir lagen noch in einem Schlummer, der so sanft war, als die Aufregung des gestrigen Tages es erlaubte, als von beiden Seiten die Vorkehrungen zum blutigen Spiele der letzten Entscheidung getroffen wurden.

Das Peucker'sche Korps hatte sich durch das Württembergische gegen Gernsbach in Bewegung gesetzt, wie Mieroslawski richtig vermutet hatte, und erreichte diesen Tag das Kloster Herrenalb und das Dorf Rothensohl, von wo aus ein nächtlicher Ueberfall auf die bei Loffenau errichteten Verhaue der Blenker'schen Abtheilung und die Wegnahme von Gernsbach stattfinden sollte was indessen durch die von der dritten preußischen Division wegen ihrer ungünstigen Lage verweigerte Unterstützung vereitelt wurde.

Diese Division nämlich hatte unter dem Befehl des

Generals v. Nieſewand ſich von Karlsruhe aus in Bewegung geſetzt und von Peucker, deſſen Heeresabtheilung ſie für zwei Tage zugetheilt war, den Auftrag erhalten, bis Michelbach vorzurücken und dort Bivouak zu beziehen. Das Vorrücken fand auf einer Gebirgsſtraße ſtatt, welche die Ortſchaften Völkersbach, Freiolsheim, Michelbach einerſeits mit dem Murg-, andererſeits mit dem Albthale verbindet. Aus letzterem Orte zog ſich bei ihrer Annäherung ein vorgeſchobener Poſten von hundert und etlichen Freiſchärlern ohne Widerſtand zurück; dann aber wurden die ſechs im Dorfe befindlichen preußiſchen Kompagnien durch eine gleiche Anzahl von Volkswehren und Soldaten des erſten badiſchen Regiments unter Willich und Mercy angegriffen und trotz einer nach und nach angezogenen Verſtärkung zum Rückzuge nach Freiolsheim genöthigt.

Die zweite preußiſche Diviſion war unter dem Befehl des Generals v. Webern bis gegen Muggenſturm zu einer Rekognoszirung vorgerückt, hatte aber ohne Malſch beſetzt zu halten, ſich wieder in ihre Stellung zurückbegeben; die erſte Diviſion (Schack) des zweiten Armeekorps endlich hatte gleichzeitig eine Rekognoszirung nach Bietigheim und Oetigheim unternommen, war hier mit den Aufſtändiſchen zuſammen getroffen, hatte aber, wie zuvor vom Prinzen von Preußen befohlen war, ſich mit einigen Schüſſen reitender Artillerie begnügt, ohne ſich in ein Gefecht einzulaſſen, und war wieder in die Aufſtellung von Durmersheim zurück gerückt.

Bunter freilich hatte das Bild des Tages innerhalb der Feſtungswälle ſich angeſehen, wohin nur Adjutanten auf ſchaumbedeckten abgehetzten Pferden die Nachrichten brachten wo die Entfernung vom Schauplatze die Begebenheiten in's Uebermäßige vergrößerte.

Schon früh am Tage verbreitete ſich die Nachricht, daß der Gouverneur, Hauptmann Greiner, entflohen ſei. Er hatte auf die gleiche Weiſe, wie er früher Andere gerettet, durch einen ſelbſt ausgeſtellten Paſſierſchein nach Baden

sich aus dem Wirrsale davon gemacht und über das Württembergische das Lager der Reichsarmee erreicht, wo er derjenigen rücksichtsvollen Aufnahme sich zu erfreuen hatte, welche die früher ausdrücklich vom Reichs-Kriegsministerium an ihn gestellte Aufforderung, so lange als möglich, auf seinem Posten zu verweilen, welche die Erzählung des Generals v. Cloßmann und anderer Offiziere über ihre Rettung in den Maitagen vorbereitet hatten. Später freilich wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen. Zwar erfolgte darauf seine Entlassung aus dem badischen Militärdienste; die Gnade des Großherzogs setzte ihn später auf die Liste der mit Ruhegehalt bedachten Offiziere. —

Auch im Kriegsministerium wurden Anstrengungen gemacht. Es hatte sich in Karlsruhe der „Reaktion" und Schlaffheit im Heere gegenüber eine „polnische Kommission" gebildet. Ihr Zweck war, von allen Seiten her polnische Offiziere für das aufständische Heer anzuwerben. Diese war den 23. Juni von Brentano aufgelöst, ihre Mitglieder ausgewiesen worden. Heute wurde ein Vertrag abgeschlossen, dessen Ausführung freilich der ausbrechende Kampf verhinderte; die Zurücknahme der Ausweisung, die offizielle Anerkennung wurde durch den Kampf und die Flucht der folgenden Tage verschlungen.

An den Straßenecken angeschlagen war das Bulletin Mieroslawski's über das Treffen bei Waghäusel und den berühmten „Flankenmarsch" über Heidelberg und Sinsheim nach Durlach. Der Verlust des ersteren nach schon erfochtenem Siege wurde dem Verrathe des „Obristen" Beckert zugeschrieben, welcher sich geweigert hätte, mit seinen Dragonern den errungenen Erfolg zu benützen. In der That ist theils aus den offiziellen Berichten der Preußen, theils aus den Einräumungen einzelner Offiziere ersichtlich, daß die Auflösung der Aufständischen bei der Reiterei begonnen habe. Minder klar war es uns, wie jene wilde, ungeregelte Flucht der in voller Auflösung begriffenen Truppen

mitten durch drei zum Angriffe bereite Armeekörper ohne Verlust stattfinden konnte. Die Erklärung findet sich nur in dem Wahne der in der Rheinebene stehenden Preußen, daß der Feind im Vortheile, wenigstens ungebrochen geblieben sei, verbunden mit dem Umstande, daß die Peucker'sche Heeresabtheilung vielleicht um einige Stunden zu spät aus dem Odenwalde in das Elsenzthal hervorbrach.

Auch ein anderer Maueranschlag war zu lesen, der nicht wenig dazu beitrug, den Muth der verwilderten Soldaten, des ungeregelten Freischärlers wieder zu beleben. Es hatte gestern die Oberrheinische Zeitung die Nachricht von einem großen Siege der Ungarn über die vereinten Russen und Oesterreicher gebracht, in Folge dessen ein stundengroßes Schlachtfeld mit den Leichen der freiheitmörderischen Heere bedeckt sei. Dies wurde nun mit der Ueberschrift: „Entschiedener Sieg unserer Brüder in Ungarn" in der Form eines Armeebefehls von Mieroslawski zur allgemeinen Kenntniß gebracht, und staunend lasen die Soldaten die ungeheuere Zahl der gebliebenen Feinde und sprachen die Hoffnung aus, daß in wenigen Tagen die Preußen in die eigene bedrohte Heimath werden abgerufen sein — und der Ungar werde, wie es vom Türken in der Sibylla Weissagung heiße: „im Rhein und Bodensee die Rosse tränken."

Sonst war viele Bewegung in den Straßen; einzelne Abtheilungen marschirten in der Tagesfrühe in das mittlere Murgthal und verstärkten die Division, deren Befehlshaber Thomé in die Festung gerufen, und verhaftet worden war. Sie war jetzt unter Mercy's Befehl gestellt, ihm Oborsky beigegeben, der gleich des folgenden Tages von den Volkswehren und Soldaten des Oberlandes zurückgewiesen wurde, da sie ihm das Mißlingen des Angriffs gegen Winkel und Oberweier zuschoben. An jenen Punkt hatte der polnische Oberanführer den größten Teil seiner Streitmacht geworfen, da die untern Murgübergänge unter dem Schutze der Festung leichter verteidigt werden konnten. Die Stellung bei

Gernsbach war unbeträchtlich verstärkt worden; sei es, daß er sich gegen seine Ueberzeugung doch noch der Hoffnung hingab, seine Gegner würden nicht durch das Württembergische durchbrechen, oder daß er, diesen Fall angenommen, ohnedies die ganze Sache für verloren gab, weil dann ja auch über Wildbad, Freudenstadt und Oppenau eine Umgehung stattfinden konnte, durch welche die Murglinie vom Renchthal aus dem Rücken bedroht war.

Auf das rechte Murgufer waren bei Steinmauern und Oetigheim Volkswehren vorgeschoben, Muggensturm und Rauenthal besetzt, die Vereinigung der Rhein- und Bergstraße bei Rastatt war durch die oben erwähnten Verhaue beherrscht.

In Rastatt und der nächsten Umgebung waren als Unterstützung der so vertheilten Vertheidigung der Murglinie die noch fast ganz vollzähligen Bataillone des dritten (gelben) Regiments, die Festungsartillerie, drei Feldbatterien, und eine Ausfallsbatterie nebst drei Bataillonen Volkswehr zurückgeblieben, dazu noch einige rheinbayerische Geschütze mit ihrer Mannschaft.

Die durch Ausreißerei und Ergebung an die preußischen Truppen auf etwa 600 Pferde zusammengeschmolzene Reiterei wurde theils zum Staffettendienst verwendet, theils nahe bei der Festung aufgestellt, weil Mieroslawski weder ihrem Muthe, noch ihrer Gesinnung traute. Die ganze Streitmacht, die an diesem Tage dem polnischen Führer zur Verfügung stand, belief sich kaum auf 14 000 Mann, denn die an 1000 Mann starke Bürgerwehr von Rastatt war hiezu nicht zu rechnen, da sie gleich von vornherein nur zum innern Dienste, zum Schutze der Stadt sich verbindlich und verpflichtet erklärte, und etwa 3000 Mann, die bei der Musterung noch gegenwärtig waren, befanden sich ohne Waffen, — die sie unter der Hand zu verkaufen anfingen — oder auf der Flucht nach Rheinbayern, welche von den an den Uebergängen bei Iffezheim und Plittersdorf aufge-

stellten Posten nicht mehr verhindert werden konnte. Heute Nacht waren die Führer eines ganzen Bataillons rheinbayerischer Volkswehren, mit der Kasse durchgegangen, die Mannschaft ihnen teils in geschlossenen Reihen, unter dem Vorwande der Verfolgung, theils einzeln gefolgt. Im Gasthaus zum Löwen rief ein Arzt jener Heeresabtheilung ganz laut seinem Landsmanne zu: Heute über vierzehn Tagen trinken wir wieder unsern Wein in Dürkheim!"

Von Dem, was draußen vorging, wurden wir durch Schüsse, in Kenntnis gesetzt, die von der nordwestlichen und südlichen Seite des Eichelberges her gehört wurden. Es war ein lebhaftes Kleingewehrfeuer, dessen Knall die klare Luft leicht zu uns herüber trug. Dasselbe rührte von der Wegnahme des Dorfes Waldprechtsweier her, die durch den rechten Flügel der dritten preußischen Division, in der Stärke von 2 Kompagnien und 1 Zug Ulanen nicht ohne Verlust der dort in dem Walde gegen Freiolsheim aufgestellten Freischärler geschehen war.

Auch von Oetigheim herüber hörte man den dumpfen Knall von Feldgeschütz, vermischt mit dem Knattern von Kleingewehrfeuer. Es waren die Schüsse, welche von der Vorhut der zweiten Division der Preußen gegen die Barrikaden an diesem Dorfe geworfen und die von den beiderseitigen Plänklern gewechselt wurden. Die dort postirte Volkswehr hatte in panischem Schrecken das Dorf geräumt, ihr Hauptmann war athemlos an die Post in Rastatt angeritten gekommen und schloß seine an Biedenfeld gerichtete Erzählung mit der Frage: was er jetzt thun solle? „Kauft einen Batzenstrick" — sagte der alte Soldat — „und hängt Euch am nächsten Baume auf" — und ließ den Verblüfften stehen. —

Mit der Abenddämmerung kamen Wagen mit Verwundeten von Michelbach, Waldprechtsweier und Oetigheim. Unter den ersten befand sich ein Preuße, der in den Schenkel getroffen ohne Kompresse verbunden worden war, und bald

in Folge seiner Verblutung starb. Auch die Verwundeten der Aufständischen waren meist in die Füße getroffen; die Zahl der Eingelieferten belief sich auf 20, worunter ein Hauptmann. Wenn von diesen auch einige auf den Zusammenstoß bei Oetigheim und Waldprechtsweier zu rechnen sind, so ist doch jedenfalls die Angabe Mercy's, daß er beim Angriffe auf Michelbach nur einen Todten und 3 Verwundete gehabt habe, zu gering gegriffen. Sie bezieht sich vielleicht nur auf die unter seinem Befehle gestandenen regelmäßigen Truppen. An preußischen Gefangenen wurde ungefähr ein halbes Dutzend in Rastatt eingebracht. Es wurden nunmehr durch den „Generalstabsarzt“ Dr. Welcker Vorkehrungen für Besorgung der Verwundeten getroffen, Aerzte für die einzelnen Truppenkörper aufgestellt. Hiebei nahm sich Dr. Kreuzer aus Bruchsal, der dem dritten Regiment zugetheilt war, seines Geschäftes mit Eifer an; Dr. Neck besorgte sein Spital; dies sei vom Kriegsminister Hoffmann ihm anvertraut worden — war seine Entgegnung auf Welcker's Aufforderung, sich außerhalb der Festung verwenden zu lassen — dabei werde er bleiben. Den städtischen Aerzten Dr. Krämer, Hauck, den Militärärzten Steiner und Ganter, wurde theils das städtische, theils das obere und äußere Spital anvertraut, theils nahmen sie an der Besorgung des großen Antheil. — Durch die Glocke wurde bekannt gemacht, daß für morgen Wagen mit Stroh zum Transporte der Verwundeten bereit sein sollen; — Alles sah dem Tage, als dem der unvermeidlichen blutigen Entscheidung mit Spannung entgegen.

Freitag, 29. Juni.

Früh 3 Uhr entriß der Generalmarsch der Rastatter Bürgerwehr mich dem kurzen Schlummer. Wir wurden beim Rathhause aufgestellt; mittlerweile riefen Instrumente aller Art auch die übrigen Waffengattungen auf die Sammelplätze. Gegen 4 Uhr erhielten wir den Auftrag, die auf dem linken Murgufer gelegenen Vorstädte abzusuchen und

die säumigen Streiter auf den Sammelplatz beim Rathhause abzuliefern; die andern Kompagnien hatten ein Gleiches in den übrigen Theilen der Stadt zu verrichten. So wenig traute man der Begeisterung der Streiter für die Sache der Freiheit. Wir fingen außer den Bayern welche von der Leopoldskaserne sich ausquartiert hatten und nun zu ihrer Abtheilung als Bedeckung der Geschütze gebracht zu werden verlangten, etwa ein 40 Mann an Soldaten und Volkswehren zusammen; erstere meist durch Strapazen erschöpfte Leute, die kaum zu gehen vermochten. Von letztern mehrere Offiziere welche der Verhaftung sich widersetzen wollten. Unter ihnen befand sich einer, der sich Oberst nannte. Auf die Frage, warum er nicht bei seinem Regimente sei, antwortete er gar kläglich: „Ich habe keines mehr, meine Leute sind alle davongelaufen." Nach Ablieferung der Gefangenen erhielten wir den Auftrag, Patrouillen durch die Stadt zu führen.

Bei Vollziehung dieses Auftrages begegneten wir am Niederbühler Thore Mieroslawski; er sprengte mit einigen Adjutanten die Straße gegen Kuppenheim entlang, um dort seine letzten Vorkehrungen gegen die Ueberschreitung der Murglinie zu treffen.

Es war das Fest Peter und Paul; — wir begegneten nur einer kleinen Schaar Frauen, und alter Männer, die sich zur katholischen Kirche begaben, als wir von der Streife zurückkehrten. Wer mag die Wünsche errathen, welche zu den Altären hintraten? wie viele galten den bisherigen Siegern, wie viele der aufständischen Sache, der Rettung der Stadt, oder dem Loose der drohenden Schlacht? Eben jetzt hörte man die ersten Schüsse, die klare regungslose Luft trug ihren Schall aus großer Entfernung herüber; man konnte deutlich wahrnehmen, daß bei Oetigheim das erste Zusammentreffen stattfinde. Der Ort war seit gestern Abend unbesetzt geblieben, den Waldrand aber, der auf dem rechten Ufer des Federbaches aus der Nähe des Dorfes

bis zur Vereinigung der Karlsruhe-Durmersheimer und der Malsch-Ettlinger Straße sich hinzieht, hatten Volkswehren, meist der Schweizer- und polnischen Legion, besetzt, während ein Bataillon des dritten Regiments mit 2, später, 4 Geschützen, die Verschanzung behaupten sollte, die im Knotenpunkte der oben genanten Straßen, schnell aufgeworfen worden war. Der Federbach selbst aber — an welchem die heutigen Operationen sich meist bewegten, war von Mieroslawski zum Haltpunkt der Vertheidigung seines Zentrums auserſehen worden. Er rinnt als unbedeutendes Bächlein vom Eichelberg hervor, wird aber schon bei Muggensturm, wo er in das alte Murgbett sich ergießt, durch sumpfige Uferstrecken, strategisch bedeutsam; später bei Oetigheim bewegt sich sein Rinnsal im alten Rheinbette fort, dessen Hochufer hier von der alten Murg durchbrochen wurde. — Zwei größere Brücken führen über den Bach, die eine, hölzerne, ist die des Eisenbahn-Dammes, die andere etwa 1000 Doppelschritte abwärts, ist von Stein. Sie leitet unterhalb jener kleinen Anhöhe, deren Verschanzung ich oben erwähnt habe, sämmtliche nunmehr vereinigten Unterländer Straßen in gerader Linie bis zu den Wällen der Festung durch einen Wald, dessen westliche Seite unter dem Namen Rastatter Niederwald bis zur Murg sich erstreckt, während die östliche unter dem Namen Hirschgrund gegen Rauenthal zieht. Zwischen beiden Brücken ist ein sumpfiges Wiesenland, damals noch auf beiden Seiten von Wald begrenzt.

Die ganze Gegend so weit sie der Wald nicht bedeckt, kann von der Gloriette des Schlosses überschaut werden. Hier hatten sich gleich mit den ersten Musketenschüssen zahlreiche Zuschauer eingefunden, bis Tiedemann, der als Observationsoffizier diesen Posten, mit einem entlehnten Fernglase bewaffnet, einnahm, die Platte räumen ließ, um sich ungestörter mit Enno Sander über den Gang des Gefechts zu unterhalten und diesem klärlich darzulegen, daß

nur er es sei, der die badische Revolution einem gedeihlichen Ende entgegen führen könne.

Man sah deutlich in den Verschanzungen die Bewegungen der Aufständischen, links davon kräuselte sich leichter Rauch durch die blaue Luft, auf welchen nach einigen Sekunden der Knall der Gewehre hörbar wurde. Gegen halb 12 Uhr ließ der dröhnende Schall des groben Geschützes sich vernehmen; ihm antworteten aus der Verschanzung an der Federbachbrücke die Feldgeschütze der Aufständischen. Es war die reitende Artillerie der Preußen, deren zwölfte Batterie unfern dieser Brustwehren zum Schutze des erfolgten Plänklerangriffs zwei Haubitzen in Thätigkeit gesetzt hatte. Doch wurde das Feuer nicht lebhaft unterhalten und verstummte gegen 1 Uhr fast gänzlich auf beiden Seiten.

Während wir noch ruhig bei Tische saßen, setzte sich Mieroslawski zu Pferde und sprengte mit seinem Stabe zum Karlsruher Thore hinaus. Bald darauf schlug man Generalmarsch für die Bürgerwehr. Ich fragte den Trommler, was die Sache zu bedeuten habe, und erfuhr, daß dieselbe das Fort B (Ludwigsfeste) zu besetzen habe; die Preußen ständen schon in Steinmauern; was von der Besatzung verfügbar sei, müsse an die Murg und den Federbach ausrücken. Nun handelte ich auf eigene Faust in dem Sinne, wie Hammer vor der Front heute wiederholt gesprochen hatte; mit dem Rufe: „das sollen die Soldaten oder Freischaaren thun!“ erklärte ich mich mit Dr. Neck bei einer Tasse Kaffee permanent, während die Bürgerwehr ziemlich zahlreich das Fort bezog und von den Wällen das Schauspiel betrachtete, welches blutig vor ihren Augen sich entrollte.

Bald rollte wieder der Donner des Feldgeschützes an der Verschanzung bei dem Federbache hin und wieder; es wurden die ersten Verwundeten hereingebracht, den zahlreichen strohbedeckten Wagen folgten vier Stücke Artillerie. — Diese hatte durch das Feuer der zwölften reitenden

Batterie bedrängt und durch das plötzliche Erscheinen von Muggensturm herandringenden ersten Bataillons des preußischen 25. Regiments in der Flanke bedroht, ihre Stellung aufgegeben und die leichte Verschanzung dem Feinde überlassen. Dadurch wurden die Freischaaren und Soldaten, die den Wald besetzt hatten, zum Rückzuge genöthigt, welchen besonders die Fremdenlegionen zu decken versuchten, die dabei viele Verwundete hatten, und ungefähr 15 Mann todt oder gefangen zurücklassen mußten.

Dr. Neck war zur Ausübung seines menschenfreundlichen Berufes abgerufen worden; — ganz nahe knatterte das Kleingewehrfeuer, die Preußen waren bis Angesichts der Festung an den Waldrand des Hirschgrundes vorgedrungen; von den Wällen wurden Kanonen gegen sie gelöst: zwei Geschütze, dahin aufgefahren, wo die alte Karlsruher Straße sich in die jetzige eingemündet hatte, beschossen die Landstraße bis gegen die Federbachbrücke und schützten die Soldaten und Volkswehren, die theils Front gegen die feindlichen Tirailleure machten, theils an dem Eisenbahn-Hofe hielten und nach Erfrischung riefen. Es wurde in der Stadt durch die Glocke aufgefordert, den erschöpften Kriegern Trinkwasser beizuführen.

In diesem Augenblicke sollen auch einige Waghälse der Rastatter Bürgerwehr den schützenden Wall verlassen und ihre Büchsen gegen die Preußen versucht haben, die indessen bald den Wald räumten, sich auf das rechte Ufer des Federbachs zurückzogen, und die Verbindung zwischen der Eisenbahn-Brücke und der Verschanzung auf der Ettlinger Straße behaupteten. Bald rückte auch die Bürgerwehr in die Stadt ein; es war ungefähr 4 Uhr des Nachmittags.

Ich hatte indessen zu Hause die geängstigsten Frauen über den Gang des Gefechts unterrichtet; bei ihnen befand sich Frau S. aus Baden, die, um den als „Reaktionär“ hieher geschleppten Geranten ihres Geschäfts zu befreien, mitten in den heutigen Wirrwar geraten war. Im Hof

stritten sich die Wasser pumpenden Mägde des Hauses und der Nachbarschaft je nach ihrer politischen Gesinnung für oder gegen den Sieg der Preußen. So groß war die Furcht oder Erbitterung, daß eine Miethsfrau, die später so kläglichen Untergang fand, ausrief: sie könne es von der Gerechtigkeit Gottes nicht glauben, daß er diesen Preußen soviele Gewalt gegeben, als die Leute da sagen. —

In den Pausen des Gefechts hörten wir zweimal Knarren der Wagenräder mit hohlem Gerassel unsere Straße herabkommen; es waren zwei Leichenzüge, die, eine schlimme Vorbedeutung der nächsten Zukunft, sich gegen den Friedhof bewegten.

Mittlerweile grollte aus größerer Ferne noch immer der Kanonendonner. Steinmauern war um Mittag von den Aufständischen verlassen worden. Diese hatten die Brücke über die Murg abgebrochen, und sich hinter dem Damme, der das Ufer des durch Kunst geregelten Flußbettes bildet, mit Feldgeschütz aufgestellt und bewarfen, sobald die nachrückenden Preußen im Dorfe bemerkt wurden, das Dorf mit Granaten und Vollkugeln, ohne jedoch Schaden anzurichten. Gegen 5 Uhr verstummte das Geschütz auf dieser Seite.

Der größte Nachdruck und Erfolg des Gefechtes war gegen Süden, an der obern Murg. Dort hatte man schon gegen 4 Uhr aus großer Ferne langandauernden Kanonendonner vernommen; bald darauf qualmten schwarze Rauchwolken über den Bergrücken hervor, welcher bei Oberndorf in das Murgthal hereinragt. Man glaubte, Gaggenau sei in Flammmen; es war der Brand, welcher einen großen Theil der Vorstadt von Gernsbach in Asche legte, welche Stadt nach fast dreistündigem Kampfe Abends gegen 6 Uhr von der Peucker'schen Heeresabtheilung genommen wurde.

Blencker hatte nach Enno Sanner nur 80 Mann an der Brücke aufgestellt und floh gleich beim ersten Angriff. Augenzeugen haben mich aber versichert, daß auf dem linken

Ufer der Murg beträchtliche Mannschaft aufgestellt war, die noch während des Brandes die Preußen beschoß. Auch wurden in der Oberstadt selbst viele Freischärler und Soldaten niedergemacht. Des pfälzerischen Führers Frau plünderte mittlerweile noch das Schloß Eberstein.

Hiedurch ward den Angreifenden der Weg nach Baden geöffnet und Gelegenheit gegeben, die Aufständischen des andern Tages im Rücken anzugreifen, wenn diese nicht im Zentrum ihrer Stellung entschiedene Vortheile über die Preußen errangen und so jene Heeresabtheilung zum Rückzuge nöthigten.

Hier wurde deßhalb auch das Gefecht den ganzen Nachmittag hindurch von beiden Seiten mit großer Anstrengung unterhalten. Die Aufständischen hatten mit ihrer Vorhut die Dörfer Muggensturm, Nieder- und Oberweier besetzt gehalten, dieselben jedoch noch vor dem Eintreffen der Preußen verlassen und unter Mercy und Oborsky Rothenfels und Kuppenheim mit ihrer Hauptmacht besetzt, in Bischweier aber eine Vorhut mit zwei Feldgeschützen belassen.

Um dieses Dorf nun und die Behauptung oder Gewinnung der Straße von Muggensturm nach Kuppenheim drehte sich Angriff und Vertheidigung. Schon während des Kampfes an der Federbach-Verschanzung war Bischweier von einigen Kompagnieen preußischer Infanterie genommen worden. Durch den Heranzug aufständischer Verstärkung aber wurden die Preußen wieder genöthigt, das Dorf dem Feinde zu überlassen; sie nahmen einen Theil desselben bald wieder, wurden aber auf's Neue auch mit Artillerie angegriffen nnd mußten das Dorf räumen. Erst um 4 Uhr Nachmittags gaben die Aufständischen durch das Herranrücken der Truppen der ersten preußischen Division beunruhigt, welche von Niederweier und Muggensturm heranrückte, das Dorf auf, und überließen es der gegnerischen Vorhut, die um 5 Uhr von den Truppen der ersten Division abgelöst wurde. Von dieser Division hatte ein Theil schon zu der Einnahme des Dorfes mitgewirkt.

Nun wurde das Gefecht abgebrochen; die Hauptmacht

der Preußen — 13 Kompagnien — hatte sich hinter Bischweier aufgestellt, ein Bataillon zur Besetzung des Dorfes verwendet, eine Kompagnie im Hofe Winkel, bei dessen Wegnahme Kinkel gefangen wurde, eine Kompagnie in Oberndorf zurückgelassen. Die Aufgabe des Tages schien beendigt.

Da brach plötzlich Mercy mit zwei Infanteriebataillonen und etwa 1000 Mann Freischaaren aus dem Dorfe Rothenfels hervor; vier Geschütze unterstützen seine Bewegung, Bischweier wird in schnellem Anlauf wieder gewonnen, der größte Theil seiner Truppe zieht sich rechts an dem Eichelberg hin, Winkel, Oberweier fällt rasch in seine Gewalt. Der Kommandirende der ersten Division ist genöthigt, überall hin Verstärkung zu entsenden, die verlornen Punkte wieder zu nehmen; seine Lage ist kritisch und wäre höchst bedenklich geworden, wenn die aus Kuppenheim und Rauenthal gegen Muggensturm beorderte Abtheilung hätte durchdringen können. So aber wurde durch herbeieilende preußische Artillerie das Gefecht bei Bischweier zum Stehen gebracht und die in Oberweier eingedrungene Truppe, welche völligen Sieg errungen zu haben wähnte, wird unter lautem Hurrah von vier Kompagnien Preußen mit dem Bajonett angegriffen, aus dem Dorfe geworfen, d'raußen von dem zur Unterstützung herbeigeeilten Füsilierbataillon und ersten Bataillon des dreißigsten Regiments von allen Seiten angegriffen und stürzt in wilder Hast und völliger Auflösung nach Rothenfels hinab, über die Murg zurück; dieser Flucht ist auch die in Bischweier befindliche Truppe genötigt zu folgen; — Abends nach 6 Uhr sind die Aufständischen völlig über die Murg zurückgetrieben.

Unterdessen war, wie man von den Wällen beobachtete und aus dem Ton der Geschütze hörte, auch bei Kuppenheim nicht gefeiert worden. Dort hatten aufwirbelnde Staubwolken das Vorrücken der preußischen Reservekavallerie und der Artillerie der von General Webern befehligten zweiten Division verrathen. Die Geschütze der Aufständischen be-

warfen zum Theil aus der Nähe von Bischweier, zum Theil vom rechten Murgufer bei Kuppenheim mit größter Heftigkeit die vordringenden Preußen, vorzüglich an dem Punkte wo der von Rauenthal nach Bischweier führende Feldweg die Kuppenheimer Landstraße durchschneidet. In dieser Gegend war es, wo ein steinernes Kreuz einen tödtlichen Schuß auffing, der den dahinter haltenden Prinzen von Preußen bedroht hatte. Schon suchten einige Kompagnien die Stellung der letztern zu umgehen, als sie durch das Feuer von zwei Zwölfpfündern in Verwirrung gebracht wurden; hierdurch wurde der schon begonnene Rückzug der preußischen Kavallerie und Artillerie beendigt, und nachdem das Gefecht einige Zeit zum Stehen gebracht war, warfen zwei eilig herbeigerufene Bataillone des 24. Regiments die Aufständischen bis an die Murg zurück und behaupteten die vor dem Treffen innegehabten Stellungen. Hier waren von jeder Seite acht Stücke Artillerie im Feuer gewesen.

Von der Stadt aus hatte man diese Vorgänge genau beobachten können, und so groß war der Schrecken, als die Preußen von Muggensturm gegen Kuppenheim vordrangen, daß sich das Gerücht verbreitete, die Abtheilung Mercy's sei von der Festung abgeschnitten. Bald kam die blutige Ernte der blutigen Saat. Stroh wurde in Spitäler gebracht, Wagen um Wagen führten Verwundete herbei, meist Freischärler der schweizer und polnischen Legion, alle ohne durch Aechzen ihren Schmerz kundzugeben, Wenige ohnmächtig; sie wurden in den Spitälern verbunden. Von den badischen Soldaten befand sich ein Hauptmann unter den Schwerverwundeten. Bald sollte ihre Zahl sich mehren. Mieroslawski wagte des Abends noch einen Wurf um das Schicksal des Tages. Gerade um die Zeit, als Mercy von Rothenfels aus Oberweier bedrängte, der Angriff von Kuppenheim gegen Muggensturm geschah, brach Biedenfeld mit dem dritten Regimente aus der Festung hervor und drang auf der Landstraße gegen die Federbachbrücke vor.

Neckers erfolgte zugleich ein Angriff auf die an der Eisenbahn aufgestellten Preußen; — es war ungefähr 7 Uhr als der Zusammenstoß erfolgte. Die Preußen wurden zweimal bis über die Verschanzung, welche heute Mittag der Gegenstand des Kampfes gewesen war, hinausgeworfen, zugleich auf der Eisenbahn gegen Muggensturm zurückgedrängt. Ein heftiges Schießen wogte bald näher, bald ferner durch den Niederwald und Hirschgrund. Volkswehren unter Sigel drangen zugleich gegen Rauenthal vor. Das 25. Regiment erlitt hier besonders schweren Verlust, welchen ein Denkstein an dem zweiten Bahnwarthäuschen bezeichnet, an der Stelle, wo die Straße nach Muggensturm den Bahndamm durchschneidet.

Doch endlich gelang es der herbeigeeilten Verstärkung unter Major v. Weltzien, durch einen Bajonettangriff die Schanzen wieder zu nehmen. Mit Einbruch der Nacht kehrte v. Biedenfeld mit seinem Regimente in die Stadt zurück; eine Ordonnanz, die ihm Mieroslawski's Befehl überbringen sollte, daß er die Verschanzung um jeden Preis zu behaupten habe, fiel den Preußen in die Hände. Zu einer Erneuerung des Angriffs in der Nacht war er nicht zu bewegen. So wurden die Schanzen von den Preußen besetzt, deren Vorposten sich die Nacht über längs des Federbaches im Bivouac ausbreiteten. Rauenthal war von einer Abtheilung Freiburger Volkswehr belegt. Rothenfels wurde von der Division Mercy großentheils verlassen, die ihre Stellung bei Oberndorf und Kuppenheim nahm. Mercy und Oborsky legten ihre Kommando's nieder, indem sie bitter über die Unbotmäßigkeit ihrer Leute sich beklagten.

Der Prinz von Preußen war indessen in sein Hauptquartier Malsch zurückgekehrt; in Muggensturm war der größte Theil der heute im Gefecht gestandenen Truppen.

So endigte der Tag, welcher des Schreckens so viel gebracht hatte. Noch spät in der Nacht wurden Leute ausgesandt, den Niederwald nach Verwundeten abzusuchen. Es wurden wenige gefunden; die Preußen hatten in beiden

Gefechten nur wenige Gefangene gemacht. Eine Reihe Freischärler, deren Leichname dem Federbache zu nahe lagen, als daß sie ohne Gefahr zurückgebracht werden konnten, blieben an der Stelle liegen, wo sie gefallen oder niedergestoßen worden waren. Sie wurden dort auf Befehl der Preußen von requirirten Landleuten oberflächlich eingeschart. Als der Verwesungsgeruch nach einigen Wochen aus der Erde hervordrang und die Pferde, welche die Landstraße kamen, schauderten und scheuten, schrieb der Aberglaube es den Geistern der Gefallenen zu, die ruhelos an der Stätte irren müßten, wo sie ihren Untergang gefunden hatten.

Gegen 10 Uhr wurde plötzlich der erstaunten Stadt durch die Glocke ein „Sieg der Unsrigen auf allen Punkten" verkündet und der Einwohnerschaft befohlen, zur Feier desselben zu illuminiren. Traurige Beleuchtung. Spärlich brannten die Lichter an den Häusern, in denen man den Befehl noch gehört hatte oder hatte hören wollen. Dazwischen mit geschlossenen Läden die Wohnungen Derer, die durch die Flucht sich schon in Sicherheit gebracht hatten, in düsterer Finsterniß; in einigen Wirtshäusern noch der Jubel und das Streiten einzelner Freischärler, sonst die meisten Soldaten, wie die Einwohner, todesmatt auf dem Lager, ohne Hoffnung auf die Zukunft, in banger Erwartung des morgigen Tages; — dies war das Siegesfest des 29. Juni. —

Der Kriegsminister-Stellvertreter verfaßte einen Bericht über den gewonnenen Sieg und entsandte Bevollmächtigte in das Oberland, die dortigen Volkswehren, vom Mittel- und Oberrheinkreise, das zweite Aufgebot herbei zu bringen. Er hatte von der Einnahme Gernsbachs keine Kunde. Als diese kam, wurden die Vollmachten zurückgenommen, allein einige der Emissäre kamen doch in den Seekreis und organisirten jene Bewegung, die später ihre Lenker in die Zuchthäuser brachte.

Samstag, den 30. Juni.

Schon früh 5 Uhr rief der Generalmarsch die Schläfer zu den Waffen. Der Auszug erfolgte meist mit Volkswehren

gegen Kuppenheim und Steinmauern, die Artillerie begab sich in zahlreicher Aufstellung an die beiden Orte, welche die Nacht über mit Barrikaden geschützt worden waren. In der Stadt tiefe Stille. Man erzählte sich, daß mehrere Mann der Rastatter Feuerwehr, die nach Steinmauern Mundvorrath hatten bringen wollen, in die Gefangenschaft der Preußen gerathen seien. Nach 9 Uhr vernahm man von Steinmauern her die Eröffnung einer Kanonade, die bald näher gegen die Stadt, bald ferner gegen den Rhein, bis Nachmittag lebhaft, dann mit Unterbrechung fortdauerte. Gegen 11 Uhr kamen drei Wagen mit Verwundeten zur Stadt herein; sie hatten ihre Verletzungen von den preußischen Jägern erhalten, die bis zum Waldrande an dem Murgkanal sich durchgeschlichen hatten und in gedeckter Stellung Verwirrung unter der Bedeckung und Bedienungsmannschaft der Geschütze anrichteten.

Um die gleiche Zeit eskortirten Dragonerpatrouillen eine ziemlich große Anzahl entwaffneter Volkswehren zum Rathhause. Die Armen hatten vergeblich sich von Plittersdorf, Kuppenheim, Haueneberstein, nach weggeworfenen Waffen durch die Flucht zu retten versucht. Und doch waren sie noch glücklicher, als die beiden armen Schwarzwälder Jungen, die bei Oos auf der Flucht ertappt und als Volksverräther, eine Zielscheibe ungeschickter Schützen, auf jämmerliche Weise ihr Leben lassen mußten; glücklicher, als die armen Burschen aus dem Amte Kork, die am heutigen Tage von den preußischen Uhlanen bei Iffezheim überfallen, und auf rathloser Flucht an dem Rhein niedergemacht oder nach weggeworfenen Waffen, vergebens um Schonung flehend, durch die Soldaten der zwölften Kompagnie des 24. Regiments im Walde erschossen wurden.

Um 10 Uhr standen mehrere leere Chaisen vor dem Gasthofe zur Post; ein Arzneiwagen wurde mit Geld und Schriften bepackt und vierspännig von dannen geführt; ihm folgten die Kaleschen und einzelne Reiter vom Generalstab. Mieroslawski verließ die Stadt, mit Hinterlassung der Nach-

richt, das Hauptquartier sei nach Oos verlegt. Er hatte nämlich mittlerweile Nachricht von der Flucht der Blencker'schen Schaar nach Baden und ihrer Verfolgung durch Peucker, von der Auflösung der Abtheilungen Mercy und Oborsky erhalten, und suchte jene bei Oos zu sammeln und einerseits dem Peucker'schen Korps entgegenzustellen, anderseits den Murgübergang bei Kuppenheim durch die dortige Besatzung, einen Theil der Flüchtlinge und Verstärkung aus Rastatt, so lange zu halten, bis bei Oos über Wiedergewinnung des verlornen Terrains oder weiteren Rückzug entschieden sei. So wurde die Sache von den noch in Rastatt anwesenden Offizieren des Generalstabs den argwöhnisch fragenden Soldaten und Bürgerwehren erklärt. Uns schien nach dem Ergebnisse des vorigen Tages gewisser, daß die Vertheidigung von Kuppenheim nur zum Schutze der Flucht dienen sollte, die Mieroslawski mit den bei Gernsbach und Rothenfels versprengten Schaaren ins Oberland einschlagen würde. In der That wurde bei Oos der planlos vorrückenden Peucker'schen Vorhut auch eine mecklenburgische Haubitze abgenommen, was aber die weitere Flucht keinen Augenblick aufhielt.

Mittlerweile hatte das Gefecht bei Kuppenheim begonnen; an den Höhen von Oberndorf bemerkte man schon den bläulichen Dampf des Plänklerfeuers, mit welchem die vierte Division die dort befindlichen Freischärler gegen Kuppenheim hinab trieb. Bald vernahm man von da den Donner einer lebhaften Kanonade, untermengt mit Rotten- und Peletonfeuer; es war die erste und zweite Division von Bischweier und Muggensturm aus an die Murg vorgedrungen, hatte diese zum Theil überschritten und gegen die Verschanzung an der Murgbrücke so bedeutende Artilleriemassen operiren lassen, daß den 16 Geschützen der Aufständischen 22 preußische Geschütze gegenüber standen. Zugleich ward von der Gernsbacher Straße aus Kuppenheim beschossen und einige Häuser in Brand gesteckt worden. Da ergriffen die Aufständischen die Flucht, zum Theil auf der Straße nach Oos, zum Theil

über das Schlößchen Favorite und Förch, von wo aus noch einige Abtheilungen, namentlich die Reiterei, über Haueneberstein entrannen, die übrigen auf Rastatt sich zurückzogen und die Nachricht der Niederlage dort verbreiteten. Noch gelang es von diesen gegen 3 Uhr Nachmittags einigen Abtheilungen auf die Straße nach Sandweier zu entrinnen; die andern wurden von den Preußen abgeschnitten und kehrten nach Rastatt zurück. Zu den erstern gehörte Sigel, der mit geringer Begleitung gegen 4 Uhr Rastatt verließ, nachdem er kurz zuvor die Brücke, welche bei Niederbühl über die Murg führt hatte anzünden lassen. Noch später kam Comlossy zum Gasthofe des badischen Hofes. Als dieser auf sein Befragen — er war während des Tages bei Steinmauern gewesen, wo die Preußen nur einen Scheinangriff gemacht hatten — die Flucht der Andern erfuhr, erschrak er sichtlich. In größter Eile rannte er, durch die großen Schwedenstiefel, den Schleppsäbel und die langen Sporen nicht wenig gehindert, die Poststraße hinab, und kurz darauf sahen wir ihn auf abgetriebenem Rosse zum Kehler Thore hinaussprengen. Auf welche Weise er sich in Sicherheit gebracht hat, ist mir unbekannt geblieben.

Es wurde mündlich die des folgenden Tages durch Anschlag veröffentlichte Bekanntmachung gegeben, daß „bis zur Wiederkehr des Volksheeres“ Tiedemann zum Gouverneur der Festung ernannt sei*).

---

*) Die weiteren Bestimmungen enthält folgender

„Platz-Befehl“

vom 30. Juni 1849.

§. 1.

Der Garnison des Platzes wird hiermit bekannt gegeben, daß auf Befehl des Bürgers, Obersten und Generaladjutanten Sigel der Unterzeichnete den sehr ehrenvollen Auftrag erhalten hat, den Oberbefehl der Stadt und Festung dahier zu übernehmen. Ich fordere demnach die sämmtlichen Offiziere, Soldaten und Wehrmänner auf, meinen Befehlen und Anordnungen den strengsten Gehorsam zu leisten. Ich bin gerne bereit, als alter Soldat mit gutem Beispiele voran zu gehen, und bin ebenso überzeugt, daß die tapferen Kameraden jeden Grades nachzukommen wissen werden. Vertraut einem alten Soldaten, daß er alle Freuden, Mühen und Stra-

In der Stadt herrschte unglaubliche Verwirrung. Die Preußen hatten sich schon des Abends in Niederbühl festgesetzt, und wurden in dem dortigen Kirchhofe von den Wällen aus

pazen gerne mit Euch theilen wird, sowie in jeder Beziehung ich die größte Sorgfalt tragen werde für alle Eure Bedürfnisse.

§. 2.

Zum Platzmajor wird ernannt: Major Frei.
Zum Platzadjutanten wird ernannt: Lieutenant Frank.
Zum Platzauditor wird: Bürger Grether.
Zum Platzarzt: Bürger Welter, Stabsarzt.
Zum Platzkassier: Kriegskommissär Bäsel, und
zum zweiten Platzkassier: Kriegskassier Schleicher.
Zum Platz-Proviantmeister: Bürger Reiter.

§. 3.

Zum Kommandanten der Artillerie und sämmtlichen Artilleriematerials wird Major Heilig ernannt, welchem der Major Fach beigegeben ist.

§. 4.

Eine jede der Dienstbranchen hat für ihr Bureau sich die tauglichen Subjekte selbst zu wählen, und werden dieselben bei ihren Truppenabtheilungen kommandiert geführt.

§. 5.

Die genannten Herren haben sich unverzüglich zu melden, ihre Instruktion entgegen zu nehmen und die etwaigen geeigneten Vorschläge zu machen.

§. 6.

Der Platzdienst wird bestimmt:

Morgens 4 Uhr Reveilleschuß.

Verlesen bei den Truppen und Morgenrapport beim Stadtkommandanten, wobei die sämmtlichen Truppenkommandanten und Chefs der verschiedenen Branchen zu erscheinen haben.

10 Uhr Expedition der Kommandantschaftsbefehle, wozu jede Truppenabtheilung einen geigneten Unteroffiziere zu schicken hat.

11 Uhr Wachmannschaft heraus, Visitation der Waffen, Munition ec.

Halb 12 Uhr zusammenstoßende Wachmannschaft, Abmarsch derselben auf ihre Posten, Verlesen bei den Truppen zu gleicher Zeit.

Defilirung vor dem Platzkommandanten.

Expedirung der Befehle der Kommandantschaft im Kreise der Offiziere.

6 Uhr Abends Verlesen.

Mit sinkender Sonne Zapfenstreich, Schuß.

Die Thore werden sämmtlich geschlossen durch die Adjutanten der Fortskommandanten, welche ernannt werden.

Die Fortskommandanten sind verantwortlich für die Schlüssel ihres Forts und haben das Schließen augenblicklich auf die Hauptwache zu melden.

Der Stadt- und Festungskommandeur.
G. N. Tiedemann,
Oberst."

beschossen. So groß war der Schrecken, daß Alles schrie, sie hätten den Bahnhof schon weggenommen. Von den Volkswehren verlangten Einige ungestüm einen sofortigen Ausfall, um sie anzugreifen, um an den Rhein zu gelangen, um sich mit dem übrigen Heere zu vereinigen, um die Heimath erreichen zu können. Die Rheinbayern namentlich, denen das Letzte am Herzen lag, geriethen mit der Flüchtlingslegion, die für's erste Ruhe, dann Vertheidigung der Festung wollte, bis von „denen draußen" etwas Großes geschehe, in lauten Hader. Viele machten sich noch in der Nacht davon, obschon sämmtliche Thore, mit Ausnahme des Rheinthors, geschlossen wurden.

Auf den Straßen, in den Wirthschaften zankte man sich über das Verhalten in der nächsten Zukunft. Man müsse die Festung bis auf den letzten Blutstropfen halten, schrieen die Einen; — eine Uebergabe auf gute Bedingungen, meinten die Andern, wäre doch das Beste.

Zu den letzern gehörten außer der Bürgerschaft auch die Kanoniere der Feldartillerie, die von Kuppenheim aus in die Festung sich hatten zurückziehen müssen. Diese beschlossen, noch in der Nacht auszubrechen. Durch das Ottersdorfer Thor zogen sie begleitet von einigen Dragonern und dem Kommandanten der Rastatter Bürgerwehr, auf Waldwegen bis Iffezheim vor. Sie beschossen das Dorf mit Granaten und hofften, während der dadurch entstandenen Verwirrung auf dem Fahrwege am Rheinufer entrinnen zu können. Allein sie fanden die ausgestellten Wachen auf ihren Posten, und durch ihre Schüsse erschreckt und zum Theil geschädigt, kehrten sie um Mitternacht eiligst in die Festung zurück. Wären sie mit gehöriger Bedeckung ausgezogen, so hätten sie zweifelsohne wenigstens mit den Geschützen die schwache Wachtpostenlinie durchbrechen können.

Dritter Abschnitt.

Die Belagerung und Uebergabe.

Sonntag, 1. Juli.

Ich war gestern auf Wache im Quartier Mieroslawski's befehligt gewesen. Mein freundlicher Kollege Billharz, der jetzt schon zu den Vätern versammelt ist, hatte als Kommandant der Wache mir den leichten Ordonnanzdienst zugetheilt. Als der Oberbefehlshaber sich unsichtbar gemacht hatte, hielt auch die Wachmannschaft ihr Bleiben für unnöthig, und begab sich nach gemachter Meldung ein Jeder an seinen Herd. Heute wurde ich zu gleichem Dienste beim neuen Gouverneur, Tiedemann, befehligt. Sein Bild ist von Corvin*) mit Witz, als ergötzliche Karrikatur, dargestellt worden, zu welcher seine Launen, sein auffahrendes Benehmen, seine Eitelkeit allerdings Stoff genug gaben. Tiedemann war früher badischer Dragoneroffizier gewesen, hatte aber den Abschied nehmen müssen, weil in einer Ehrensache sein Benehmen nicht vorwurfsfrei erachtet worden war. Er trat später in griechische Dienste und verheirathete sich mit einer Eingebornen, die ihm einen Sohn, Demetrius, geboren hat. Die Entlassung der Ausländer aus dem griechischen Heere wies ihn auf den mäßigen Ertrag des Vermögens seiner Frau und der Schwiegereltern an. Hierdurch und wohl auch durch die eigene Heftigkeit scheint er in Zerwürfnisse mit den Angehörigen seiner Frau gekommen zu sein.

Dies hat wohl seinen Wunsch, anderweitig unterzukommen, gesteigert. Schon im Jahr 1848 hatte er vergeblich den Eintritt in Militärdienste gesucht; im Frühling 1843 machte er mit Zurücklassung seiner Familie sich wieder auf die Reise und kam gerade beim Ausbruche der badischen Revolution in Deutschland an. Er folgt dem Ausschreiben der provisorische Regierung Badens, welche damals von

*) Erinnerungen aus den Kasematten im Morgenblatte 1850.

allen Seiten Condottieri und Reisläufer für ihre Armee suchte. Schon in seiner Jugend hatte er sich als Polterer — nicht Poltron — und gesättigt von romanhaften Ideen gezeigt; so habe ich ihn auch in den letzten Tagen seines Lebens wieder gefunden. Aus diesem Gesichtspunkte läßt sich sein wunderliches Gebahren bei der Neckararmee, sein Streben nach hervorragender Stellung richtig erklären, so wie seine für Rastatt so unheilvolle Freude und Zähigkeit im Festhalten, als er endlich diejenige Stellung erlangt hatte, deren Ziel und Ende — der Tod im Festungsgraben war. Sonst hatte er überall persönlichen Muth gezeigt; — beim ersten Bombardement hatte ich Gelegenheit, seine Unerschrockenheit zu beobachten; über sein Benehmen beim Ausfall meldet Corvin, von dessen Feder man gewiß kein schmeichelndes Bild erwarten wird, ein Gleiches. Seine Heftigkeit hat in Rastatt kein gutes Andenken hinterlassen; seine Guthmüthigkeit habe ich mehr als einmal zu erproben Gelegenheit gehabt. Es kam mir vor, als sei er manchmal nicht ohne Ahnung seines Endes gewesen, wiewohl er am Tage der Uebergabe noch darüber scherzte. Im Gefängnisse, wo er freilich bessere Behaudlung hatte, als viele seiner Genossen, vor dem Standgerichte, bei der Vertheidigung, nach der Verkündigung des Todesurtheils benahm er sich gefaßter, als man ihn vielleicht je im Leben gesehen hatte. Biedenfeld's Aussage vor seiner Hinrichtung, er glaube, daß Tiedemann irgendwo eine beträchtliche Geldsumme verborgen habe, verschaffte mir Gelegenheit, seine letzten Schreiben zu lesen. Sie waren neugriechisch verfaßt und wurden mir von Gouvernement zur Uebersetzung mitgetheilt. Sie waren mit fester Hand und fließender Schrift geschrieben; nur auf einem, auf dem an seine Frau, war die Spur einer herabgefallenen Thräne sichtbar. In dem einen, an den Archimandriten von Athen, ersuchte er diesen Seelsorger, sein armes Weib, sein Kind auf die Nachricht vorzubereiten, die er mit seinem Troste ihnen mittheilen

möge und die Dulderin in den Schooß der himmlischen Vorsehung zu empfehlen. Der Brief an seine Frau lautete also:

„Mein geliebtes Weib! Mit bittern Thränen gebe ich Dir Nachricht vom Ende meines Lebens, denn morgen früh um die vierte Stunde werden die Preußen mich zum Tode bringen. Erwünscht ist mir der Friede. Ich bitte Dich um Verzeihung für alles, wodurch ich Dich etwa beleidigt hätte, und als gute Christin wirst Du mir wohl Verzeihung gewähren, sowie ich auch Deinetwegen Alles verzeihe. Besser, wenn Du nicht allzusehr um mich leidest. Als gutes Geschöpf aber wirst Du auch das Herbe tragen, Vieldulbende, für unser Kind. Meine Eltern werden mein Erbtheil für meinen geliebten Demetrius ausfolgen. Armes Weib, vieldulbende Gefährtin! Der allmächtige Gott möge Dich heil bewahren. In der andern Welt sehe ich Dich wieder. Ich umarme Dich im Geiste."

Seinen Schwiegereltern und Schwägern sandte er noch Grüße und — seine Vergebung.

Es ist meine Sache nicht, die Urtheile jener Tage abzuwägen oder mit ihnen zu rechten; — das aber glaube ich sagen zu dürfen, nachdem das Grab, das allversöhnende, sich über Tiedemann's Gebeinen geschlossen hat, daß ich trotz aller Auswüchse seinen Charakter für einen bessern erkannte, die in der letzten Periode des Aufstandes sich der Betrachtung darboten. — —

Heute aber zeigte der neue Gouverneur eine Aufregung, eine Sucht zu kommandiren, zu toben, anzuschnauben, daß ich die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, Rastatt sei unüberwindlich, wenn je eine Festung durch Grobheit gehalten werden könne. Er wurde aber auch von allen Seiten bestürmt: Offiziere, Bürger, Freischaaren — Alles stürmt zum Gouverneur, will Befehle, Hilfe, Kleidung. Namentlich verlangen die fremden Freischärler ungestüm Monturen, Mäntel, Tuch, um die allerdings sehr bemerklichen Defekte ihrer Leibesbedeckung zu ersetzen. Nun erfolgte Befehl und und Gegenbefehl in raschem Wechsel. Anweisung auf Tücher

und Monturstücke des Ettlinger Magazins werden dem Ersten, Besten gegeben; der davongetragene Raub wird von Andern buchstäblich den Glücklichen vom Leibe gerissen. Die Fuhrknechte, die Bauern der Umgegend, welche in den letz- Tagen zum Transport der Verwundeten requirirt worden waren, schrieen nach Heu zur Verpflegung ihrer Thiere; es findet sich keines; dem Hornvieh wird aus den geöff- neten Magazinen Hafer und Brodfrucht vorgeworfen. Diese Leute aus den nächsten Dörfern verlangen Auslaßkarten, um in ihre Heimath zu kommen; hier werden sie vertröstet, dort rauh angefahren.

Nach den Erfolgen des gestrigen Tages hatte ich geglaubt, daß die Festung vollständig eingeschlossen sei. Es war nicht so. Den Morgen kamen noch über Plittersdorf Frauen aus Rheinbayern hierher; sie suchten ihre Männer auf, um sie mit in die Heimath zu nehmen. Da war schwer zu rathen und zu helfen. Wer war in diesem Wirrsal auf- zufinden? Dann wurde sogar den Frauen noch der Rückweg untersagt, da der Weg nicht mehr sicher sei. Vergebens versicherten sie unter Thränen und Wehklagen, daß Otters- dorf, Plittersdorf und Wintersdorf noch freien Rückzug gewähren; erst spät ließ das Mitleid der Wachen sie mit einigen ihrer Angehörigen entwischen.

Aber auch andere versuchten, die Gelegenheit zur Flucht zu benützen, denen große Ungelegenheit während der Be- lagerung oder schwere Strafe nach deren Ende in Aussicht stand. So wurde vom Rheinthor gemeldet, Bürgermeister Sallinger, Rechtspraktikant Kapferer, der Amtsvorstand Hamma scheinen unter dem Vorwande eines Spazierganges nach Rheinau ent- fliehen zu wollen, der Wachkommandant habe ihnen angeblich zum Schutze, in der Wirklichkeit zur Beobachtung, einige Mann nachgeschickt. Indessen kamen wirklich nur die ersten beiden zurück; Hamma entging durch die Flucht nach Frank- reich, die er ganz unbefangen in Gesellschaft von Frauen- zimmern bewerkstelligte, dem harten Schicksal, welches nach

Uebergabe der Stadt ihn sicher betroffen haben würde. Auch wurde Spediteur Müller und mehrere Offiziere der Feuerwehr vermißt. Sie hatten sich über den Rhein geflüchtet.

Zu diesem Entschlusse mochte die Eröffnung beitragen, die Tiedemann und Enno Sander dem Bürgermeister und Rathe während des Vormittags machten, daß sie die Festung halten würden, so lange Entsatz zu hoffen sei; in keinem Falle aber würde man Leben und Eigenthum der Bürger und Soldaten nutzlos aufopfern.

Während dies an den Thoren und im Schloß vorging versuchten jetzt schon auf den Straßen die Friedsamen der Bürger den Soldaten den Gedanken an Uebergabe beizubringen. Sie predigten meistens tauben Ohren. „Ja wohl", sagte ein Kanonier, „versucht nur die Uebergabe, dann kehren wir aber vorerst die Kanonen gegen Euch und beschießen die Stadt!" — Dies verbreitete großen Schrecken, besonders unter den Frauen.

Von den Wällen fiel von Zeit zu Zeit ein Kanonenschuß, wenn an irgend einem Punkte die Helmspitze eines preußischen Wachpostens im Gesichtskreise sich zeigte. Die Schüsse richteten sich vorzüglich gegen Niederbühl, in welchem Dorfe sich die Preußen gestern festgesetzt hatten. Die Kanoniere meldeten, das Dorf sei unbesetzt, und verlangten, daß man Truppen hinschicke, das Vieh und die Vorräthe in die Festung zu schaffen. Es geschah nicht; man hätte sich aber getäuscht, denn hinten im Dorfe war eine starke Feldwache der Preußen, die mit den Truppen in Förch in Verbindung war. Als den Tag über Einzelne und Patrouillen hinausgingen, wurden sie gleich von Schüssen begrüßt, die sie erwiderten. Man hatte anfangs von preußischer Seite diese Munitionsverschwendung für Zeichen gehalten, welche die Besatzung den etwa auswärts noch stehenden aufständischen Truppen geben wollte, um anzuzeigen, daß die Festung noch nicht übergegangen sei. Es war dem nicht also; trotz der Verbote, die schon heute dagegen ergingen, dauerte sie die ganze Belagerung hindurch.

So weit kam es bald auf den Wällen, daß die Kanoniere, wenn sie Besuch von ihren Freundinnen erhielten, die Geschütze lösten, um zu zeigen, wie schön sich's knalle, wie hübsch die Kugeln auf dem Boden hüpfen.

Nachmittags rückte Artillerie mit geringer Bedeckung zum Rheinthor hinaus. Man hatte bemerkt, daß die Preußen bei Steinmauern neben der zerstörten Brücke einen neuen Uebergang auf das linke Murgufer vorbereiten, und wollte dies verhindern. Allein bald kehrten die Kanoniere unverrichteter Sache zurück. Schon war der ganze gegen Rastatt und gegen die Murg gekehrte Saum des Niederwaldes mit Posten besetzt, deren Schüsse die Annäherung auf dem Murgdamm ohne Kampf unmöglich machten.

Der Major Lang, welcher die Truppe anführte, stellte eine Anfrage an Tiedemann wegen Fouragierung des Dorfes Rheinau. Als aber die Ordonnanz zurückkam, war es schon spät Abend und die Truppe auf dem Heimweg.

Des Abends war gewöhnlich eine Gesellschaft konservativer Bürger und Einwohner im Gasthofe zum Löwen. Auch Biedenfeld, der dort im Quartier lag, nahm an den Gesprächen Antheil. An ihn richtete man die Bitte, zum Besten der Stadt, in welcher er so lange gelebt, auf baldige Uebergabe zu bringen. Er erwiderte, daß er jedenfalls dafür Sorge tragen werde, der Stadt Schaden, so viel möglich, zu verhüten. Allein acht Tage habe man Sigel versprochen, sich zu halten, da dieser auf diese Zeitfrist Entsatz zugesagt habe. Auch sei noch kein Schuß gefallen, und das gehe gegen Soldatenehre, so mir nichts, dir nichts sich zu ergeben. Auf meine Bemerkung, daß der ja ein steinreicher Mann wäre, welcher ein Sechskreuzerstück für jeden abgeknallten Schuß erhielte, knurrte der alte Soldat mich grimmig mit einem „Sutor ne ultra crepidam“ *) an, und ließ erst durch meine ruhig aber scharf betonte Entgegnung sich besänftigen, daß ich weder Schuster sei, noch über den Leisten hinaus

*) Schuster bleib bei deinem Leisten.

wolle, daß ich aber glaube, die Rede stünde mir so gut frei, als irgend einem Andern.

Biedenfeld war im Allgemeinen die ganze Zeit der Belagerung über mit seltener Ausnahme sehr mißmuthig; wohl mochte ihn die Erkenntniß seiner schlimmen Lage und die Ahnung seines Schicksals manchmal übermannen.

Ueberhaupt schien unbeschreibliche Verwirrung oft die Häupter der Vertheidigung zu überwältigen. So wollte heute früh 4 Uhr Tiedemann die Besatzung alarmieren und ließ die Sturmglocken läuten und zugleich Generalmarsch trommeln. Die Wirkung davon war fast lächerlich. Einige Soldaten eilten zu den Waffen, wenige Bürger begaben sich auf den Sammelplatz; dagegen rannten die Mägde der Stadt nothdürftig bekleidet, in aller Hast mit Kübeln und Wassereimer zur Kirche und fragten, wo es brenne. Jetzt erst wurde Tiedemann belehrt, daß seine Alarmzeichen der gewöhnliche Feuerlärm wären, und das Läuten der Glocken unterblieb fortan.

Gegen 10 Uhr des Nachts ertönte von allen Wällen eine furchtbare Kanonade; es schlug in allen Tonarten Generalmarsch; die Frauen schrieen, fragten, die Bürgerwehr, Soldaten, Freischaaren eilte auf die Waffenplätze; der Gouneur, der neue Stadtkommandant, unser Bürgerwehr-Major, Adjutanten, Offiziere vom „Generalstab" sprengten durch die Stadt; die Besatzung nahm ihre Aufstellung auf dem Marktplatze. Nach einer Stunde hörte das Schießen auf, die Reiter kamen zurück, die Besatzung wurd zu Bette geschickt. Wir glaubten schon, die angetrunkenen Kanoniere hätten die Weidenstämme an Oos und Murg für Preußen angesehen. Es war aber zunächst eine eigene Patrouille, die von der Lünette des Forts B ausgeschickt und als preußisch vom Bastion 20 aus beschossen wurde. Als die Schüsse den Leuten über die Köpfe weggingen, verließen diese geradezu ihren Posten und kehrten in das Fort zurück. Indessen hatte man auch richtig bemerkt, daß die Preußen den Iffezheimer Wald bis an seinen nördlichen Rand besetzten, daß

sie an dem Mühlbach vorrückten, daß sie über die heute errichtete Bockbrücke von Steinmauern gegen Ottersdorf und Plittersdorf zogen, und ihre Vorposten gegen Rheinau vorschoben. Natürlich konnte auf solche Weise keine dieser Bewegungen aufgehalten werden, und die Einschließung war vollendet.

Montag, 2. Juli.

Heute Vormittag wurde ein preußischer Offizier als Parlamentär mit verbundenen Augen durch die Stadt ins Schloß geführt. Er übergab folgende zwei Proklamationen, die an die Besatzung und Bürgerschaft Rastatts gerichtet waren:

An die Besatzung zu Rastatt.

Die Festung Rastatt ist von meinem Armeekorps umschlossen; zwei andere Armeekorps verfolgen die Freischaaren, welche in Flucht und Auflösung sind. Hoffnung auf Entsatz ist nicht zu erwarten. Ich fordere die Besatzung auf, die Festung zu übergeben, und als Zeichen der Unterwerfung die diesseitigen Gefangenen sogleich in Freiheit zu setzen. Vierundzwanzig Stunden sind zur Bedenkzeit gegeben.

Korpsquartier Kuppenheim, den 2. Juli 1849.

(gez.) K. Gr. v. d. Gröben,
Generallieutenant und kommand. General des
2. Korps der Rheinarmee.

Bewohner Rastatt's!

Eine zahlreiche Armee hält Eure Mauern fest umschlossen, bereit, den Angriff zu beginnen. Die Ereignisse der letzten Tage müssen Euch belehren, daß Entsatz unmöglich, Widerstand fruchtlos ist, und über Eure Stadt nur alle die traurigen Folgen einer Belagerung bringen würde. Noch liegt es in Eurer Hand, sie Euch zu ersparen, wenn Ihr die Thore öffnet und die diesseitigen Gefangenen, welche sich in Rastatt befinden, sofort in Freiheit setzt. Ich gebe Euch eine Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden. Laßt Ihr sie unnütz verstreichen, so beginnt der Angriff, und von Unterhandlungen kann nicht mehr die Rede sein.

(Datum wie oben.) (Unterschrift wie oben.)

Nur das erste Aktenstück kam an seine Adresse; von dem letzteren erhielten die Einwohner nur eine dunkle Kunde, und nach einigen Tagen durch die Einwohner von Rheinau einige Exemplare, welche diesen durch die Preußen eingehändigt wurden. Freilich was hätten die Einwohner an den Thoren, an den Kasemattengefängnissen auch beginnen wollen?

Auf die Kunde von der Ankunft des Parlamentärs eilten der Bürgermeister und mehrere der angesehensten Bürger zum Gouverneur und begehrten in dieser wichtigen, die ganze Stadt berührenden Angelegenheit auch ein Wort mitzusprechen. Sie wurden von Tiedemann zurückgewiesen, und als der Bürgermeister nicht abließ, mit dringenden Worten von Uebergabe zu sprechen, schwang jener den Säbel über ihn und drohte, wenn er nicht sofort schwiege, ihm den Schädel zu spalten. Es wurde sofort ein Kriegsrath der Stabsoffiziere zusammenberufen und nach ihrem Beschlusse dem Parlamentär folgendes Schreiben mitgegeben:

Rastatt, 2. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt an den kommandirenden General des 2. Korps der Rheinarmee, Grafen v. d. Gröben, Generallieutenant &c. im K. Q. Kuppenheim,

„In Erwiderung Ihres Geehrten vom heutigen Datum, die Uebergabe der Festung Rastatt betreffend, habe ich die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich, den Befehlen meiner Regierung gehorsam, bedaure, Ihrem Ansinnen nicht entsprechen zu können; ich würde es für einen Akt der entwürdigensten Feigheit halten, eine so wohl versehene Feste zu übergeben. Ich fordere Sie nur im Namen der Humanität auf, die mit weißen Fahnen versehenen Hospitäler zu achten, sowie die Gefangenen menschlich zu behandeln; ich erwarte dies um so mehr, als die gefangenen Preußen, Verwundete und Gesunde, mit derselben Sorgfalt, wie unsere Leute behandelt werden.

(L.S.) Der Oberst und Gouverneur der Festung.

(gez.) G. N. Tiedemann, Oberst.“

Schon während dieser Verhandlungen konnte der preußische Offizier Merkmale der Unruhe und Uneinigkeit unter der Besatzung beobachten. Biedenfeld hatte sich über den Mangel an Bedingungen in v. Gröben's Aufforderung beschwert, und war von Tiedemann, der schon befürchtete, daß jener Bedingungen vorschlagen würde, zur Ruhe gewiesen worden. Die Offiziere hatten sich über die Stunde gezankt, wann Wachparade sei u. A.

Wir in der Stadt verhehlten uns die Schwäche der Friedenshoffnung nicht. Groß war die Partei der Verzweifelten, welche das ihnen drohende Schicksal um jeden Preis so weit als möglich hinauszuschieben trachteten; unter ihnen, außer den fremden Legionären, die überwiegende Anzahl der Kanoniere, namentlich der Festungsartillerie. Von diesen wurde das Gerücht unter die Menge gestreut, Sigel habe bei Achern eine Schlacht gewonnen, deshalb dränge der preußische General so sehr auf Uebergabe. Wir freilich glaubten eher, was wir durch die spärliche Kommunikation mit Niederbühl und Rheinau vernommen hatten, daß die Preußen ohne weitern Widerstand bis Offenburg vorgedrungen seien. Aber dieses der bethörten Menge glauben zu machen, war unmöglich, selbst gefährlich.

Und doch regten sich die Gemüther schon zu Gunsten der Uebergabe. Es war dies vorzüglich bei dem dritten Regiment der Fall. Zunächst suchten die Soldaten Reibungen mit der Tiedemann'schen Partei dadurch hervorzubringen, daß sie den Freischärlern Monturstücke vom Leibe rissen und in den Schneiderbuden das zur Verarbeitung liegende Tuch als ihr Eigenthum in Anspruch nahmen.

Die Offiziere des Regiments waren diesem Treiben nicht fremd — sie beschlossen schon in vorläufiger Beratung, wenn die von Sigel zum Entsatz anberaumte achttägige Frist vorüber sei, die Festung zu übergeben, nöthigenfalls den Gouverneur zu überfallen und gefangen zu nehmen.

Auch Biedenfeld sei, sagten sie, diesem Plane nicht ab-

geneigt, und durch die Aufreizung wegen der Monturstücke suche man den Haß zwischen den Soldaten und der Partei der Verzweifelten anzufachen, damit keine gemeinsame Entschließung mehr möglich sei. Schon heute hatte er für sich eine Versammlung der Offiziere ausdrücklich über die künftige Uebergabe gehalten. Man beschloß indessen, sich jedenfalls bis Samstag zu halten.

Dienstag, den 3. Juli.

Es wird durch die Glocke verkündet, die Soldaten und Wehrmänner würden von heute ab in den Kasematten und Kasernen untergebracht werden; die Bürger hätten ihnen hinfüro keine Wohnung mehr zu geben.

Eine andere Bekanntmachung befiehlt den Bürgern, Wasserfässer auf die Speicher zu bringen für den Fall, daß die Stadt beschossen würde. Letzteres wird unter lautem Wehklagen von den Frauen ausgeführt; ersteres findet keine oder wenige Beachtung. „Am Tisch, in den Zimmern des Bürgers sei's angenehmer, als draußen", ist die Antwort der meisten Aufgeforderten.

So bleibt es beim Alten; nur die Wachmannschaft bleibt in den Forts, Lunetten und Bastionen. Die Uebrigen zerstreuen sich in die Wirthshäuser und trinken maßlos. Wir hatten in unserer Wohnung die ganze Belagerung über 2 Leute vom ersten Aufgebot, einen Kanonier und einen Dragoner, die sich aber sehr bescheiden benahmen, ihre Mahlzeit in der Küche verzehrten und des Nachts ziemlich zeitig zu Hause eintrafen. Schon gestern war der Keller eines Wirthes, der unsichtbar geworden war, aufgesprengt worden; das Beispiel fand auch heute Nachahmung. Im Gasthofe zum Kreuz und anderwärts wurde ungestüm Wein verlangt; von Bezahlung keine Rede. Nur mit Mühe wurden die tobenden Haufen von den Offizieren beschwichtigt. Wie hart indessen diese Leute in angetrunkenem Zustande gegen sich selbst seien, davon kam heute ein Beispiel vor. In einem Bierhause hatte ein Soldat mit dem andern um ein

Gewehr gerungen; dieses hatte sich entladen und der Schuß war ihm durch die beiden Hände gegangen. Der herbeigerufene Arzt fand den Mann die Pfeiffe noch im Mund, welche er jetzt erst sich abnehmen ließ. Auf die Frage, wie er sie nur habe behalten können, erwiederte der Bursche: „So, meinst Du, ich hätte sie etwa sollen fallen lassen, daß auch der Kopf hingegangen wäre!“ —

Nachmittags ging ich mit Dr. Neck in das beim Karlsruher Thor gelegene Spital. Es ist unglaublich, wie geduldig und ruhig die Leute mit so schweren Wunden dalagen. Einer mit penetrirender Brustwunde sagte unter Anderm auf die Frage nach seinem Befinden, es gehe ihm so gut, als es könne; nur fühle er oft starken Durst. Der Arzt schrieb diesen guten Verlauf der meisten Wunden, sowie überhaupt die Seltenheit des Wundenbrandes vorzüglich der reichlichen Anwendung von Eis zu, dessen der Schloßkeller eine große Menge barg.

Aus der dumpfen Spitalluft stiegen wir in die Mansarden hinauf und ließen den Blick ins nahe Freie schweifen. Ach welch' ein Bild friedlicher Lust. In warmer Luft und mildem Sonnenschein glänzten die Berge des Murgthals und die Hornisgrinde in bläulichem Dufte; das gelbe Getreide war schnittreif und wogte hart unter den Feuerschlünden der Festung. Mit dem Fernrohre konnten wir zwei Kürrassiere von Muggensturm gegen Kuppenheim sprengen sehen.

Auf den Feldern halfen preußische Soldaten den Schnitterinnen Garben binden; nur die Schildwache auf der Eisenbahn-Brücke über die Murg, die vorsichtig lauschenden Wachen in den Bahnhäuschen, die Zelte jenseits des Hirschgrundes und ein Schuß, der von den Wällen knallte, dessen Rauch sich kräuselnd in die Luft erhob, bevor der Schall unser Ohr erreichte, versetzte uns aus den friedlichen Träumereien in die trübe Wirklichkeit zurück, und machte dieselbe durch den Kontrast noch widerlicher.

Tiedemann hatte heute auf einer Wache Befehle gefunden, die den seinigen widersprachen. Diese waren von den Offizieren des dritten Regiments ausgegangen. Er nannte deswegen diese „Hundsfötter, Schufte, Verräther". Dies wurde bekannt und des Abends mit Vorwissen v. Biedenfeld's, im Museumsgarten besprochen. Da unternahmen zwei Stabsoffiziere des dritten Regiments, Biesele und Weick, beide schon vor der Revolution Offiziere des Regiments, die Verhaftung Tiedemann's. Sie drangen mit einigen Schritten in das Gouvernement und fuhren ihn mit den Worten an: „Er habe die badischen Offiziere Hundsfötter geheißen; er wolle die Kautionsgelder ihres Regiments an sich ziehen; er sei überhaupt für seine Stelle gar nicht autorisirt; sie setzten ihn hiemit einstweilen ab, und verwahren ihn bis zu einem abzuhaltenden Kriegsgericht." Doch der herbeieilende Corvin beschwichtigte mit Enno Sander den Sturm. Als Tiedemann den Säbel auf den Tisch legte, als er die ersten Beschuldigungen in Abrede stellte und Jedem, der es wollte, Satisfaktion versprach, als er sich erbot, die Stelle als Gouverneur niederzulegen, wenn er das Vertrauen nicht habe, als Corvin den Offizieren mit einem Kriegsgericht wegen Insubordination drohte, unterblieb jede weitere Maßregel. Die Sache war überhaupt mehr Ergebniß des Augenblicks, als reiflicher Erwägung und Beschlußnahme. Es wurde die Entscheidung einer morgen abzuhaltenden Versammlung sämmtlicher Offiziere vorbehalten.

Ja wäre gleich damals das dritte Regiment aufgeboten worden, die Thore des Forts A zu öffnen, so wären in der Verwirrung die Preußen ohne Verlust in die Stadt gekommen, und auch die übrigen Besatzungstheile hätten ebensowenig Widerstand geleistet, als drei Wochen später. Doch ist schon der gemachte Versuch den beiden Offizieren und ihrem dritten Gefährten, Major Leiner, nicht vergessen worden. Als sie später vor das Standgericht gestellt wurden,

verwies das Gericht, trotz der Anklage auf Tod, sie vor das ordentliche Kriegsgericht, von welchem sie zu fünfjähriger Festungsstrafe verurtheilt, aber bald darauf begnadigt wurden.

Mittwoch, den 4. Juli.

Diesen Morgen hielten die badischen Offiziere, meistens des dritten Regiments, mit mehreren Offizieren der Bürgerwehr, eine Berathung im Gartensaale des Museums. Die gestrige Szene mit Tiedemann, die nächste Zukunft war Gegenstand der Berathung. Die Beschlußnahme war unsern Wünschen sehr günstig. Sie ging dahin, man müsse so bald als möglich, die Uebergabe zu bewerkstelligen suchen. Schon wurden die Punkte der Kapitulation entworfen, nach denen Dies zu geschehen habe; sie waren: Amnestie für Soldaten und Offiziere, Entlassung der Volkswehren in ihre Heimath, Schonung der Stadt. Von Bestätigung der gewählten Offiziere in ihrer Stellung, war anfangs auch die Rede, man ging aber von diesem Punkte wieder ab. Damit aber diese Beschlüsse durchgeführt werden können, sei nur ein Mittel vorhanden, man müsse ausführen, was gestern vergeblich versucht worden sei; Tiedemann müsse seiner Stelle entsetzt, Biedenfeld zum Gouverneur ausgerufen werden. Dieser werde auf die Uebergabe der Festung eingehen, sein Einfluß auf das dritte Regiment sei unbeschränkt, auch die übrigen regulären Truppen werden ihm gerne gehorchen; diese seien der stärkere Theil der Besatzung, wenn auch nicht nach der Zahl, so doch nach Bewaffnung, Muth und Kriegsübung; die Bürgerwehr werde, so sagten die Offiziere, welche zu der Berathung ebenfalls eingeladen waren, ihre Unterstützung dem Friedenswerke nicht versagen. — Wir schöpften Hoffnung, daß Belagerung und Beschießung der Stadt erspart würden, allein die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten.

Die Partei der Verzweifelten, mit ihr Diejenigen, welche sich über ihre Zukunft nicht täuschten, und der Haufe fremder

Freischärler, die ohne Heimath und Hoffnung hier um den Preis ihres Leibes von der Hand in den Mund lebten, nahmen diese Beschlüsse, von welchen sie gar bald in Kenntniß gesetzt wurden, mit größter Erbitterung auf. Die allgemeine Versammlung heute Nachmittag werde, sagten sie, entscheiden. Sie seien auch ein Theil der Besatzung, an Zahl der größere, an Material durch die Festungskanoniere der überwiegende. Auch sie wollten ihre Beschlüsse fassen und dann sehen, wer von beiden Parteien die seinigen durchzusetzen vermöge. Deßhalb setzten sie eine Berathung ihrer Partei auf den heutigen Nachmittag im großen Saale des Schlosses an. Diese wurde später durch die Theilnahme der Offiziere der Linie und Rastatter Bürgerwehr zu einem allgemeinen Kriegsrath.

Auf dieser Seite machte sich vorzüglich Corvin bemerklich, welcher nach den gestrigen Vorfällen als die Hauptstütze der Partei angesehen wurde, obwohl er während der Berathung sich nicht in den Vordergrund drängte. Geistreich, gewandt in den Formen des Umgangs, witzig, als Schriftsteller nicht ohne Namen, hatte dieser Mann das ganze Stadium politischen Literatenthums durchlaufen. Früher preußischer Offizier, war er 1835 aus dem Stande und aus dem Unterthanenverbande ausgetreten, hatte sich später im Auslande naturalisirt. Er hatte nach dem Mißglücken mehrerer litterarischer Spekulationen sich unter Anderm auch der Unterstützung des Herzogs von Sachsen-Koburg zu erfreuen gehabt, war aber nichtsdestoweniger Parteigänger der politisch-sozialen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 geworden. Ohne Tiefe des Gemüths, ohne sittlichen Halt, ohne Stärke des Charakters, zeigte er gleichwohl persönlichen Muth, und auch in halsbrechenden Lagen fehlte ihm ein wohlangebrachtes Witzwort nicht. Diese Eigenschaften, verbunden mit zierlicher Gestalt und angenehmen Gesichtszügen, gewährten ihm nicht nur großen Einfluß auf den Soldaten, sondern gewannen ihm auch die

Herzen der Frauen. Wie er über seine Schicksalsgenossen dachte, hat er in seinen „Erinnerungen aus den Kasematten" dargethan. Als die Festung ihrem Falle sich entgegen neigte, wurde er in das Oberland entsendet, um sich von der Besetzung des Landes durch die Preußen zu überzeugen. Er konnte darüber wohl keinen Zweifel hegen. Drängte er sich in die Mission ein, um Gelegenheit zur Flucht zu haben? Er selbst stellt dies in Abrede und behauptet, daß in Donaueschingen hiezu vortreffliche Gelegenheit gewesen wäre. Sein Begleiter indessen, Graf Schmettow, wies in seinem Berichte über die Reise Vorsichtsmaßregeln an, die er heimlich getroffen habe, nach welchen ein Entrinnen sehr schwer, wo nicht unmöglich gewesen wäre*). Wahrscheinlicher allerdings ist, daß er nicht ohne Hoffnung war, durch seine Bemühung für die Uebergabe sich Milderung des drohenden Schicksals zu erwerben. Doch schien noch am Tage der Uebergabe, die er Abends zuvor so dringend angerathen hatte, die Ungewißheit des Gelingens seine Meinung umzustimmen; er rieth, sich nicht zu übereilen, wurde aber durch entschiedene Mehrheit Derjenigen, welche die Sache satt hatten, bald zum Schweigen gebracht. Daß er die eine Stimme im Standgerichte, welche seine sofortige Hinrichtung aufschob — denn nicht einstimmige Urtheile mußten damals dem Großherzoge vorgelegt werden — nicht so fast der ausgezeichneten Rede seines Vertheidigers, Obergerichtsadvokaten Kusel, als der gebrochenen Stimme und den unterdrückten Thränen zu verdanken hatte, womit er am Schlusse seiner gewandten, glänzenden Selbstvertheidigung die Richter an sein armes Weib, das so sehr geliebte, erinnerte, sie aufforderte, aus dem göttlichen Amte, das ihnen verliehen sei, außer einem Funken göttlicher Weisheit, auch einen Funken göttlicher Milde, in sich aufzunehmen; — das ist mir von dem Träger jener Stimme selbst mitgetheilt worden,

*) So band er sich u. A. in Freiburg mit den schlafenden Begleitern unbemerkt zusammen. In den Untersuchungsakten gegen Lang.

und auch in Corvin's „Erinnerungen" angedeutet. Weniger bekannt, obwohl den Charakter des Mannes bezeichnend, ist der Umstand, daß zur gleichen Zeit, da die Vollziehung seines Todesurtheils drohend über seinem Haupte schwebte, da seine Frau trostlos, wie einst die Frau v. Wart, seine Gerichtsstätte umkreiste, er durch einen angesehenen Bürger Briefe an eine geliebte Person befördern lassen wollte, die nicht sein Weib war. Ich habe diese Anekdote aus dem Munde jenes Bürgers selbst vernommen.

Sein Todesurtheil wurde vom Großherzoge in zehnjährige Zuchthausstrafe umgewandelt. Die Bemühung seines Vertheidigers auch hiefür war groß; — ob nicht die Erinnerung, daß derselbe Mann, einst in der nähern Umgebung seiner fürstlichen Tochter gewesen, ob nicht ein Vorwort v. Gröben's, welcher möglichste Verwendung für das Schicksal der Gefangeneu ihm zugesagt hatte, zu diesem Gnadenakte mitgewirkt habe, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; doch wurde es damals allgemein vermuthet.

Das Wort der Gnade des Monarchen fand damals allgemeinen Beifall, denn durch die lange Dauer der Hinrichtungen hatte die Zahl Derer großen Zuwachs erhalten, welche grundsätzlich gegen die Todesstrafe sind; — das aber konnte man sich nicht verhehlen, daß durch die Begnadigung dieses intelligenten Führers der Bewegung das Schicksal manches vor und nach ihm Hingerichteten, oder zu zehnjähriger Zuchthausstrafe Verurtheilten doppelt herbe schien, dem in der standrechtlichen Verhandlung Nichts nachgewiesen werden konnte, als daß er sich dem Strome, der das ganze Land zu verschlingen drohte, nicht entzogen habe, sondern sich dahin treiben ließ, wohin die empörten Wogen ihn warfen. — —

Corvin's Begleiter auf der Reise in das Oberland wurde am heutigen Tage auch öfters genannt. Es war ein ehemaliger Oberfeldwebel des ersten Regiments, Lang, welcher es zum „Major" gebracht hatte, und dessen Stimme

beiden Parteien wichtig schien, weil sie einen nicht unerheblichen Theil des regelmäßigen Militärs — wenn man damals noch diesen Ausdruck gebrauchen konnte — zu vertreten schien. Im Herzen für die Uebergabe, neigte er sich gleichwohl damals noch aus Furcht oder Rücksicht auf die Seite ihrer Gegner.

Beim Ausbruche der Revolution unbetheiligt, hatte er die Wahl zum Offizier mit den meisten seiner Standesgenossen angenommen; Rücksicht auf die Familie, vielleicht auch das Wohlgefallen an den Epauletten und der silbernen Degentroddel, hielt ihn in den Reihen der Aufständischen zurück, als die frühern Offiziere sich entfernten. Wie unbequem ihm das Gewand der neuen Stellung saß, hat Corvin possierlich geschildert. Die eigene Anschauung der Zustände des Landes, die geschickte Behandlung des Grafen Schmettow, der eine Zusammenkunft mit seiner Frau ihm gestattete oder vielmehr veranstaltete, stimmten ihn so entschieden für die sofortige Uebergabe, daß er bei seiner Rückkehr in die Festung die Oeffnung eines Thores den Preußen versprach und ein Zeichen verabredete, auf welches ihr Einmarsch stattfinden sollte, wenn die Uebergabe vom Kriegsrathe nicht beschlossen würde. Er wurde später auch nur vor das ordentliche Kriegsgericht gestellt und zu einer kurzen Freiheitsstrafe verurtheilt, welche durch die Gnade des Großherzogs ihm sofort erlassen wurde.

Eine der anständigsten Erscheinungen dieser Tage war Enno Sander, der „Kriegsminister-Stellvertreter" bei der Besatzung. Ein begüterter Rechtsanwalt aus dem Rudolstädtischen wurde er schrittweise von den Bemühungen für Durchführung der Reichsverfassung bis in das Lager der Aufständischen gedrängt. In Rastatt zurückgelassen, seit Werner's Abgang nach Freiburg im Besitze des hochtönenden Titels legte er bald die Blouse ab und erschien im anständigen talarähnlichen, Gewande, mitten im Wirrwarr mit stets ernster, ruhiger Haltung, welche er auch

später immer behauptete, wenn er als Zeuge aus den Kasematten in die Verhörzimmer, in den Saal der Standgerichte, vorgefordert wurde. Der ordentliche Richter, dem er später überwiesen wurde, fand als Zeugen gegen ihn meist nur harmlose Dekrete für die während der Belagerung vorgekommenen Beförderungen; dagegen viele und gewichtige Aussagen der Entlastung, daß er da und dort, fast überall, wo er öffentlich auftrat, den Ausschweifungen und Unordnungen der Besatzung zu steuern, sich bemüht habe. So wurde er von den Obergerichten zu einer Zuchthausstrafe weniger Jahre verurtheilt, bald aber unter Verfällung in eine Entschädigungssumme und der Bedingung seiner Auswanderung nach Amerika begnadigt. Sein Tagebuch der Belagerung, welches durch Häusser's freundliche Vermittlung mir zu Gebote stand hat mir manchen Aufschluß über Das gegeben, was innen im Schlosse vorging und ausgesonnen wurde.

Schlimmerer Art war der vortragende Rath oder Sekretär des „Kriegsministeriums", Elsenhans, der nach der Uebergabe der Festung die Reihe standrechtlicher Exekution anführte. Ernst Elsenhans, ein Württemberger von Geburt, hatte früher sich dem Studium der Gottesgelahrtheit gewidmet, dann dasselbe aufgegeben; daß er keinem Religionsbekenntniß angehöre, hatte er nicht nur in öffentlicher Rede gezeigt, sondern auch Angesichts des drohenden Todes in der standrechtlichen Verhandlung erklärt. Später wirkte er in Baden als Tagschriftsteller in republikanischem Sinn und mit jener leidenschaftlicher Heftigkeit, welche der kleinen Presse des Jahres 1848 die Achtung jedes Gutgesinnten entziehen mußte. Er wurde wegen Preßvergehen zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt, welche er in der Festung Kislau zu verbüßen hatte, als gerade die Revolution 1849 ausbrach und ihm die Freiheit wiedergab. Aus Dank gegen seine Befreier, wie er vor dem Standgericht angab, trat er als Schriftführer in das Kriegsministerium der

Aufständischen und blieb als solcher in Rastatt bis zur Uebergabe. Letztere suchte er, sei's aus Verblendung über die Lage der Dinge, sei's aus Ahnung seines Schicksals, so lange als möglich zu verzögern. Gleich nach Beginn der Belagerung redigirte er zur Hebung des Muthes der Soldaten den „Festungsboten“, ein kleines Blatt, dessen heftige Sprache, dessen rohe Gemeinheit und kolossale Lügen ein sprechendes Bild der sittlichen Zustände der Besatzung geben. Nach der Uebergabe der Festung wurde dieses literarische Kuriosum von den preußischen Soldaten und Offizieren so eifrig aufgesucht, daß die wenigen ganz erhaltenen Exemplare der Nachfrage bei weitem nicht genügten. Es wurde deshalb mit Erlaubnis des Generals von Holleben ein neuer Abdruck veranstaltet, der indessen nur in wenigen Exemplaren zum Verkaufe kam, da die großh. Regierung die Auflage unterdrückte.

Als nach der ersten Beschießung auch dieses Mittel bei der erschreckten Bürgerschaft und einem Theil der Besatzung nicht mehr verfing, so gründete er einen Klub des unter Struve in Karlsruhe noch „entschiedenen“, jetzt „entschiedensten“ Fortschritts, dessen Wirksamkeit vorerst sich nur auf eine Fabrikation von Lügen und Phrasen zur Belebung des Muthes beschränkte, später aber schon mit der Errichtung einer geheimen Polizei, einer Ueberwachung reaktionärer Aeußerungen und Bestrebungen sich beschäftigte, eine Polizei, deren Leitung mit Elsenhans Kriegskommissär Bäsel, ein aus der gräflich Langenstein'schen Verwaltung entlassener Schreiber, besorgte. Unter Umständen hätte dieser Klub leicht das blutige Bild, eines Rastatter Wohlfahrtsausschusses darstellen können; dahin bezügliche Zeichen und Aeußerungen sind später in der standrechtlichen Verhandlung gegen Metzger Comlossy zur Sprache gekommen.

Diese Thätigkeit war wohl die Ursache der Verurtheilung von Elsenhans, obgleich er gegen die Preußen niemals die Waffen getragen. Auf letztern Punkt stützte er

sich vornehmlich bei seiner Vertheidigung; seine republikanische Gesinnung gestand er offen zu. Als das Todesurtheil ihm verkündet war, begehrte er den Beistand des evangelischen Geistlichen, Stadtpfarrers Lindenmayer. Aber vergeblich war die Hoffnung und Bemühung dieses wackern Mannes, ihm die Tröstungen des Glaubens, von dem jener sich losgesagt, zu seinem schweren Gange mitzugeben. Der Verurtheilte bat ihn nur, drei Briefe mit einer kleinen Börse an ihre Adresse zu besorgen; es waren Abschiedsschreiben an drei verschiedene Geliebte, die er zu gleicher Zeit gehabt, von deren einer er Unterstützung erhalten hatte. An letztere sandte der Pfarrer die an ihre Nebenbuhlerinnen gerichteten Zeilen zur Besorgung, damit sie aus der Erkenntniß der Unwürdigkeit ihres Geliebten Tröstung über das Schicksal desselben entnehme.

Uebrigens starb Elsenhans mit demjenigen Muthe, der die letzten Augenblicke der meisten seiner Schicksalsgenossen mit so manchen wüsten Szenen ihres Lebens zu versöhnen geeignet war. „Es ist hart, nur für den Ausdruck seiner Ueberzeugung in den Tod zu müssen", waren seine letzten Worte. Alsdann verband er sich erst auf das wiederholte Zureden des mit der Exekution beauftragten Offiziers die Augen, und nach wenigen Minuten warf der Todtengräber seinen noch warmen Leichnam in die große Grube, die zur Aufnahme der Verurtheilten an dem nördlichen Ende des Friedhofs bereitet war. —

Auch Heilig, der mit ihm gleiches Schicksal theilte, machte sich auf der Seite der Gegner jeder Unterhandlung und Uebergabe bemerklich. Er war aus dem Städtchen Pfullendorf im Seekreise gebürtig, seines Gewerbes Barbier. Noch erinnert sich der Schreiber dieses, ihm vor 15 Jahren auf dem Schlosse Heiligenberg die Pflege seines Angesichts zur Besorgung anvertraut zu haben. Durch Konskription zur Artillerie eingetheilt, brachte er es bis zum Wachtmeister und wurde beim Ausbruch der Revolution

zum Major und Kommandanten der Festungsartillerie gewählt. Wir hatten damals geglaubt, er habe diese Auszeichnung nur seiner Gestalt zu verdanken, denn der größte Mann im großherzoglichen Armeekorps, ragte er um eine Kopflänge über seine Genossen hervor. Die standrechtlichen Untersuchungen wiesen indessen nach, daß er kurz vor Ausbruch der Revolution einen zum Besuche der Heimath verstatteten Urlaub dazu benützte, persönlich mit den im Oberlande stationirten Truppen zu verkehren und wahrscheinlich die Katastrophe zu verabreden, die dort und in Rastatt in gleicher Zeit zum Ausbruche kam. Sein körperliches Uebergewicht, die Manieren des gemeinen Soldaten kamen ihm bei den häufigen Zänkereien, Schlägereien, Unbotmäßigkeiten seiner Leute wohl zu Statten; das Meiste schlichtete er — freilich nicht brevi manu — durch die Gewalt seiner Faust. Auch beim Gange zum Tode verläugnete er seine Angewöhnungen nicht. Das Gesicht weinglühend — er hatte vor seinem Heimgange noch behaglich der Flasche zugesprochen; — die Zigarre im Munde, ging er vom Rheinthore zum nächsten Bastion, wo die standrechtlichen Hinrichtungen stattfanden. Nur widerstrebend ließ er sich die Augen verbinden, entblößte sodann stehend die Brust und sank alsbald, von 10 Schüssen getroffen, an der Brüstung des Grabens zusammen. Eine Bewegung der Hand gegen die Brust, ein Zucken der Glieder, und das Leben war entflohen. —

Einen schneidenden Gegensatz zur spätern Haltung bildete an jenem Tage das Benehmen Schade's des Adjutanten vom zweiten Regiment. Dieser junge Mann war früher Kellner in Karlsruhe gewesen und kurz vor dem Ausbruch der Revolution Soldat bei jenem Regimente geworden. Durch die halbe Bildung seines Standes wurde er als Wühler und Aufhetzer des gemeinen Mannes doppelt gefährlich. Unbotmäßigkeit gegen die Offiziere, Anstiftung zur Meuterei, Theilnahme an Volksversammlungen bezeich-

neten seine Thätigkeit beim Ausbruch des Aufstandes. Seine Stelle als Adjutant, des ehemaligen Lieutenants Maler, welcher während der Revolution jenes Regiment führte, nützte er dazu, diesen jungen, leichtsinnigen, sonst besserer Einsicht nicht abgestorbenen Mann zu beobachten und auf der Bahn weiter vorwärts zu drängen, deren Ende die Verurtheilung zu zehnjähriger Zuchthausstrafe war.

Heute schnaubte er Wuth und Rache gegen die Verräther an der Volkssache, die reaktionären Offiziere des dritten Regiments; er eilte selbst in die Forts und stachelte die Führer der Volkswehren auf, bewog Maler, den wir für die Uebergabe schon gewonnen zu haben glaubten, sich gegen die Offiziere des dritten Regiments zu erklären, und drohte mit einem Angriffe auf sie, wenn sie ihre Pläne durchzuführen, den Versuch machen sollten. Während der ganzen Zeit der Belagerung war er in dieser Richtung äußerst thätig; — nur über seinen Muth beim Ausfall gab er andern Bericht, als die Zeugen, welche ihn beobachtet hatten*).

Schon am Abend der Uebergabe aber zeigte er die Muthlosigkeit, die er bis zu seinem Tode beibehielt. Zum Tode mußte er den Kugeln entgegengeführt werden; er konnte sich kaum aufrecht halten vor Todesangst. Wie es aber an Widersprüchen nie bei diesen Leuten fehlte, ertrug er von mir — er war unser Tischgenosse bei der Post — Widerspruch, Vorwürfe und selbst Spott, woran wir es wahrlich nicht fehlen ließen, mit einer Geduld, die durchaus das Gegentheil seines Benehmens gegen Andere war.

Ich habe schon früher Baumer's erwähnt, des Wirthes zum Zähringer Hof in Durlach und Anführers der dortigen Bürgerwehr. Auch er war mit Maler und einem zum Regimentsquartiermeister ernannten jungen Manne von sehr gemäßigter Gesinnung unser Tischgenosse. Sein Benehmen von 1849 wurde als sehr gefährlich ge-

*) Indessen spricht auch Corvin, daß er sich dabei wenigstens eifrig benommen habe.

schildert. Wie ich ihn kennen lernte, durfte zu dieser Annahme mehr seine stattliche Größe, sein wallender schwarzer Bart, das Hochtrabende seiner Rede berechtigen, als seine Thatkraft. Er kam mir oft als die lustigste Person unseres Drama's vor. Von Hause hatte er ziemlich viel Geld mitgenommen und in den Tagen der Noth den Banquier für die Leute seiner Heerschaar gemacht. Doch hatte er den Oberbefehl niedergelegt, oder niederlegen müssen; man raunte sich zu, weil sein Muth dem martialischen Aussehen nicht durchgängig entsprochen habe. Die Stellung, die er während der Belagerung einnahm, ist mir nie klar geworden; er wurde von Tiedemann zuweilen als Galopin benützt, ohne es indessen zum Rang einer der 36 überzähligen Majors gebracht zu haben. Fast glaube ich, daß er jener Hauptmann war, dessen Corvin als Anstifter der Kanoniere zum Losbrennen der Geschütze erwähnt. Denn der ewige Refrain seiner Reden war: „Sie rühre sich wieder, die Preuße, jetzt schicke wir ihne wieder e Bum' 'naus."

Tag und Nacht ritt er auf Hindersin's Schimmel durch die Stadt auf die Wälle. Wir prophezeiten ihm, daß er einst gespensterweise dort umgehen müsse, wenn sie ihn einmal erschossen hätten. Mit letzterer Idee befreundete er sich durchaus nicht. Schon beim Ausfalle war der alte Ueberall nirgends zu sehen; als die Uebergabe nahe bevorstand, machte er sich die abenteuerlichsten Pläne, sich der Gefangenschaft zu entziehen, hatte aber den Muth nicht, einen auszuführen. So gerieth er denn wirklich in die Kasematten des Fort B., wo der Mangel der gewohnten halben Schöppchen's, der guten Nahrung, wo die Angst um sein Schicksal ihn auf das Krankenlager warfen. Ein Nervenfieber ersparte ihm den sicher bevorstehenden Gang in den Wallgraben. Durch den Arzt seiner Kasematte hatte ich noch Gelegenheit, kurz vor seiner tödtlichen Krankheit den Samariterdienst einer Flasche alten Kirschwassers und einiger guten Cigarren ihm zu leisten.

Auch Philipp Reiter war später sein Kasemattengenosse, ein alter Bekannter aus schöner Zeit. Leidenschaftlicher Musiker, lustiger Gesellschafter, war er am fürstlichen Hofe zu Donaueschingen gerne gesehen gewesen; in einer dort aufgeführten Fastnachtoper hatte er den von mir gedichteten Akt durch seine Darstellung gerettet. In diesem Trauerspiel hatte er die Rolle eines Kriegskommissärs, später des Proviantmeisters der Festung gespielt und durch mehrfache Erpressungen, vorzüglich bei Banquier Meyer, dessen Frau er auf brutale Weise bedrohte, sich schlimmen Ausgang vorbereitet. Auch er wurde dem Standgerichte längere Zeit durch eine Krankheit entzogen, ein schlimmes Andenken an jene rheinbayerischen Ehrendamen, die als Marketenderinnen unter seinem Oberbefehle standen. Er wurde vom Standgerichte zu zehnjährigem Zuchthause verurtheilt, ist aber bald darauf „nach Amerika begnadigt" worden.

Nicht so gut ging es einem andern Genossen seiner Haft, dem alten Böning. Uhrenmacher und Kaffeewirth seines Gewerbes, hatte er die nassauische Heimath im griechischen Befreiungskriege verlassen, um gegen die Türken zu fechten. Sein wallender weißer Bart, sein freibeuterisches Aussehen waren wohl Ursache, daß man ihn als Reisläufer aller Revolutionen bezeichnete, die seit jener Zeit ausgebrochen waren. Er hat indessen nur den Heckerzug und den Struve'schen Einfall mitgemacht, und war aus der Schweiz herübergekommen, als die aufständische badische Regierung sich um Zuzüger aus dem Auslande für ihr Heer bewarb. Als er bei Basel über die Rheinbrücke ging, mit dem Schleppsäbel, lange Reiterpistolen im Gürtel, soll ein Schusterjunge gerufen haben: „Jetzt cha's d'rüben âgôh, jetzt händ se de Alte!"*) Auch mannichfache großartige Räubereien wurden ihm zugeschrieben. Kistenweise sollte er Erbeutetes an seine Frau übermacht haben. Dies hat sich

*) Nun kann es d'rüben beginnen, den Alten haben sie!

als unwahr herausgestellt. Wohl mochte er an Baarschaft etwas „Erspartes“ aus der Festung genommen haben, allein dies wurde ihm wieder abgenommen, als er in den Kasematten, bis auf's Hemde visitirt wurde. Nur eine kleine Feile fand man später noch bei ihm verborgen, und eine Brieftasche mit einigen Loosen des Becker'schen Anlehens. Diese Brieftasche und eine Lorgnette hatten beim Angriffe auf die verlorene Linie am Federbache eine preußische Kugel abgehalten, ihm in die Brust zu dringen. Wohl mochte der alte Mann in den letzten Stunden gewünscht haben, daß dieses Hinderniß des Todes auf dem Schlachtfelde nicht vorhanden gewesen wäre, damit er doch wenigstens der öffentlichen Hinrichtung entgangen wäre, wenn es schon einmal sein Schicksal war, die wenigen Schritte zu seinem Lebensziele nicht auf dem von der Natur vorgeschriebenen Wege zu erreichen. Während der Belagerung mit Wenigem zufrieden, war er der Abgott seiner Hauswirthin; der wilde Freischärler, der feindselige Soldat betrachteten seine grauen Locken mit ehrerbietiger Scheu. Bei den Verhandlungen über die Uebergabe hatte er in einer besonderen Klausel sein und seiner Gefährten Schicksal mildern wollen, da sie am Aufstande nicht Theil genommen und das Land erst auf die Einladung einer allgemein anerkannten Regierung betreten hätten. Vergebens. Seine Betheiligung an den meisten Gefechten, sein Auftreten am Schreckenstage von Karlsruhe da die Gewaltthat gegen die Stadt nur durch die Haltung der Bürgerwehr verhindert wurde, genügten zu einem einstimmigen Todesurtheile. Er vernahm es mit Festigkeit, obwohl die durch Krankheit geschwächten Füße zitterten. Doch suchte er durch die Bitte um 48-stündige Frist zu einer Unterredung mit seiner Frau vielleicht Rettung zu gewinnen, denn in diese Frist fiel der Einzug des Großherzogs in die Residenz, an welchen man die Hoffnung knüpfte, daß kein Todesurtheil mehr vollzogen werde. Als er die Gewißheit des Todes erhalten, lehnte er die Tröst-

ungen des Geistlichen mit Dem ab, daß er mit seinem Gotte im Reinen sei. Festen Schritts, die Cigarre rauchend, ging er zum Richtplatze, die Augen ließ er sich nicht verbinden, und mit den Worten: „Vater ich komme zu Dir, um Rache anzurufen gegen meine Mörder," sank er, von Schüssen durchbohrt, zusammen.

Wie die Gestalt meist auf das Urtheil der Sterblichen einigen Einfluß übt, so wurde an jenem Tage der alte Böning und seine Schaar, die Schweizerflüchtlings-Legion, als das Haupt-Hinderniß einer friedlichen Lösung der Verhandlung angesehen.

Jakoby, der den 3. September 1849 im Fort B. erschossen wurde, früher Soldat in Mannheim, jetzt Kommandant im Fort A., war der gleichen Ansicht, wie Böning. Noch später, als die übrige Besatzung schon mürbe und zur Uebergabe geneigt war, setzte er in einer Versammlung der Offiziere beim letzten Fasse Bier in der Gromer'schen Brauerei den Beschluß durch, auch wenn aus Unmöglichkeit des Entsatzes die Besatzung über die Uebergabe unterhandle, dürfe letztere nur unter ehrenhaften Bedingungen geschehen.

Einer der heftigeren Anhänger dieser Partei war Hain. Früher preußischer Postmeister, war er aus Ueberzeugung den republikanischen Fahnen gefolgt. Corvin hat in wenigen Zügen ergötzlich geschildert, wie dieser „Reichsbarribal" sich in den Kasematten benahm, wo er vor seiner Abführung nach Preußen lange gefangen saß. Das Bild, welches sein Hauswirth, der alte, gute Posthalter Kramer, von ihm entwarf, war nicht so harmlos. Täglich meldete er mit Entsetzen, wie blutdürstig der Mann bei Tische rede, wie er nur ein Mittel zur Besserung unserer Zustände kenne, die Guillotine. Diese Guillotine spielte überhaupt eine große Rolle in den Köpfen der Leute; sie ist später sogar in den standrechtlichen Verhandlungen zur Sprache gekommen. Auch Baumer hatte bei Tische einmal von Einführung dieser Maschine zur Förderung von Freiheit, Bildung und Brüder-

lichkeit gesprochen. Als Landwirth glaubte er das kolumbisch-einfache Modell eines Grummetschneidstuhles dafür verwenden zu müssen. „Ach Bâmer" — sagte ich trocken dazwischen — „da werden ja die Arme müde Ihr müßt die Konstruktion eines Spinnrades damit verbinden, das geht schneller und nur mit den Füßen." Zum größten Erstaunen hörte ich des andern Tages, daß Baumer die Leute durch die Zeichnung einer ganz neuen „Köpfmaschine für die Aristokraten" in Schrecken gesetzt habe. Wäre er vor das Standgericht gekommen, ich bin überzeugt, wir hätten in den Zeugenaussagen von der neuen Höllenmaschine zu hören bekommen.

Noch einer Persönlichkeit muß ich hier erwähnen — denn Knoll, Krauth, Woinitzki und wie sie alle hießen, diese Majors und Hauptleute, — kamen nicht in den Kreis meiner Beobachtung. Es ist Major v. Fach, Kommandant der gesamten Artillerie. Er war beim Ausbruche des rheinbayerischen Aufstandes Fahnenjunker in der bayerischen Armee gewesen. Freisinnig, ohne Republikaner zu sein, war er in die Reihen der Revolution fortgerissen worden. Das wüste Treiben, die Entfesselung gemeiner Leidenschaften, die Freibeuterei, die er hier oft anblicken mußte, waren ihm in den Tod zuwider. Er war bei Banquier Meyer einquartiert, der mannichfacher Lebensbedrohung und möglicher Weise ungeheurem Mißbrauche seiner Unterschrift durch die Flucht entgangen war. Wie denn seine würdige Gattin, obgleich selbst mannichfacher Drohung preisgegeben, mit spartanischem Muthe bei ihrem Hause, bei ihrer Familie aushielt, so zeigte v. Fach sich ihr als ritterlicher Beschützer gegen jede Erpressung, gegen jede Ungesetzlichkeit. Er hatte die im Hause einquartierten Kanoniere zu einer Sauvegarde für das Haus umgewandelt, vor welcher die Zugriffslustigen in respektvoller Ferne blieben. Ja, als Reiter einmal nach höherer Emächtigung „requirirte," suchten sie seiner unter Ausdrücken habhaft zu werden, welche es sehr räthlich

machten, daß er sich einige Zeit verborgen hielt. — Dies ist später mit Zinsen wieder vergolten worden. Die Dankbarkeit des Hauses verschaffte ihm bessere Pflege, erheiternden Zuspruch, als er nach Uebergabe der Festung in den Kasematten saß; — der so grimmig aussehende und doch so gutherzige Polterer, Major v. Weltzien, konnte diese Begünstigung seiner freundlichen Wirthin nicht abschlagen. Ja, als er in die Heimath abgeliefert, in den Kasematten zu Landau mit dem Grafen Fugger gefangen saß und sich keine Täuschung mehr über ihr Beider Schicksal machte, wurde die Verbindung mit seinen freundlichen Pflegern zu Rastatt unterhalten, und ich glaube mich darüber nicht zu irren, daß sie dem Plane nicht fremd waren, der ihn vom Rande des Sandhaufens, aus dem Kerker nach Amerika rettete. —

Dies waren denn nun die Hervorragendsten Derer, welche als Feinde jeder Uebergabe, als voraussichtliche Gegner des Plans der badischen Offiziere in der Versammlung am 4. Juli bezeichnet wurden.

Die Letztern hatten sich das Wort gegeben, unter allen Umständen ihren Entschluß durchzusetzen. Mit den ergebenen Offizieren der Bürgerwehr wollten sie im großen Saale die Nähe des Ausgangs einnehmen, von dort aus jeder feindselig entgegentretenden Ansicht ein bewaffnetes Veto entgegenstellen, und wenn die Gegner sich nicht fügten, nöthigenfalls durch ergebene Scharfschützen des v. Biedenfeld'schen Regiments das Uebrige besorgen lassen. Dieses war aber schon zum Voraus kund geworden. Der vorige Abend hatte gezeigt, daß mit diesen Scharfschützen nicht zu spaßen sei, deswegen ließ Enno Sander die schweizer Flüchtlingslegion, die zuverlässigste und gefürchtetste der Freischaaren, im Fort B. consigniren und Waffen bereit halten; auch sollten die Offiziere so zahlreich als möglich bei der Versammlung erscheinen. Hierdurch bekam ihre Partei ein numerisches Uebergewicht, da sie eine Menge Offiziere ohne Mannschaft hatten. Auch

diese Maßregeln blieben nicht verborgen, und so kam es, daß beide Theile eine blutige Lösung der Gouvernementsfrage befürchteten. Daß die friedsam gesinnte Partei der Bürger und Einwohner nicht unthätig blieb, war schon durch die gerechte Angst um Hab und Haus geboten. Wer hätte diese geschont, wenn es zum Kampfe gekommen, wenn die Freischaaren gesiegt hätten? Wer hätte der Kampfwuth und Rache das Ziel setzen mögen?

Schon des Vormittags waren die Offiziere und Kanoniere der Batterie Feldartillerie gewonnen worden; sie hatten versprochen, ihre auf dem Marktplatz aufgestellten Geschütze beim ersten drohenden Zeichen zu bespannen, gegen das Schloß oder Fort B. zu führen, wenn von dort die Freischaaren Gefahr drohten. Auch in der Leopoldskaserne war von der Mannschaft bereit, wer immer den gutgesinnten Unteroffizieren gehorchen wollte. Zu einigen der Letztern begab sich Dr. Haug noch des Nachmittags persönlich — ich begleitete ihn zur Kaserne. Er erhielt die Zusicherung, daß Alles bereit sei. Und so hätte dieser Tag leicht jene Szenen hervorbringen können, welche die Berichterstatter aus dem Lager bei Kuppenheim vermutheten, wenn bei einer Bestattung oder aus Muthwillen Gewehre abgefeuert wurden.

Unsere Befürchtung war jedoch ungegründet. Nachmittags 3 Uhr trat im großen Saale des Schlosses, wo die ernsten Gestalten ritterlicher Fürsten des altbadischen Hauses Zeugen der heillosen Wirthschaft anarchistischer Auflösung sein sollten, der Kriegsrath zusammen; ein buntes Gemisch von Uniformen aller Regimenter, eigener Phantasie, von Gesichtszügen und Trachten, die den Stempel aller Länder aller Grade von Bildung und Verbildung trugen. Enno Sander wurde zum Vorsitzenden vorgeschlagen und angenommen und ertheilte der Erklärung der Vorfälle von gestern das Wort. Da trat Major Weick mit den schon gestern bestimmten Klagen und Anforderungen hervor. — „Der jetzige Gouverneur, Tiedemann, habe seine Stellung usurpiert.

Wer habe sie ihm gegeben? Die übrigen Stellen in der Armee seien durch Wahl besetzt, warum wolle er eine Ausnahme machen? Ohnedem sei sie verwirkt durch die Art, wie er sich über die badischen Offiziere ausgedrückt habe. Diesen habe er jetzt öffentlich die Ehre genommen, während er schon früher seine nächste Umgebung, die Leute seines Generalstabs, aus den Freischaaren gewählt habe." Dies fiel wie eine Bombe in ein Pulvermagazin. Corvin verlangte das Wort. „Allerdings", sagte er, „sei gestern und heute Jemand zu verhaften gewesen, allerdings sei eine Untersuchung einzuleiten, aber es habe dies nicht gegen den Gouverneur zu geschehen, sondern gegen den Sprecher und gegen diejenigen, die in der berannten Festung ohne Vorwissen des Gouverneurs eine Versammlung gehalten, welche darin die Verhaftung des Gouverneurs beschlossen und gestern Abend auch ausgeführt hätten. Er beantragte die sofortige Verhaftung der badischen Offiziere.

Auf diese in den damaligen Umständen mehr muthige als kluge Rede entstand ein Sturm, dergleichen in einer ähnlichen Versammlung kaum irgend je losgebrochen war. Sander sagte: „Ueberhaupt war dies mehr eine Versammlung von wilden Stieren als von Menschen". Die Badener, gedrängt durch ihre Lage, zogen sich in die Ecke des Saales zurück; zu ihnen drängte sich wer ihre Gesinnung theilte. Hier schlugen sie an den Säbel und riefen: „Jetzt kommt hierher, jetzt untersuchet!" Auch auf der andern Seite klirrten die Schleppsäbel, ertönte der Ruf: „Nehmt sie fest, die Verräther." Kaum gelang es Enno Sander, sich in dem unbeschreiblichen Tumulte hörbar zu machen, die Parteien zu beschwichtigen, die Getrennten, indem er die Einen dahin, die Andern dorthin rief, zu mischen.

Jetzt erst war es Tiedemann möglich sich das Wort zu verschaffen, er erhielt es. Er sprach, nach Sander's Schilderung, „sehr lange und sehr dumm, — nach Andern sehr verworren und sehr langweilig von seiner Vergangen-

heit, seinem Muthe, seinen Opfern, welche er der Sache gebracht, von dem Schmerze, den es ihm mache, von den Kameraden sich verkannt und angegriffen zu sehen. So angenehm sei die Bürde des Gouvernements nicht, er sei — hier löste er den Säbel ab und legte ihn auf den Tisch des Präsidenten — bereit, dieselbe niederzulegen".

Die Rede hatte lange genug gedauert, um die erhitzten Gemüther etwas abzukühlen. Sander benützte den Augenblick der Ruhe, den Major Biesele zu bereden, Biedenfeld herbeizuholen. So könne die Sache freundlich beigelegt und ihr Begehren erfüllt werden. Biedenfeld erschien; er sagte auf Tiedemann's Anrede: „Bruder, sei Du Gouverneur", und den zustimmenden Ruf seiner Anhänger; „Er sei ein alter Soldat; er wisse wohl sein Bataillon oder Regiment in die Schlacht zu führen; — mit Schreibereien wisse er nicht umzugehen, habe er sich nie abgegeben". Nun wurde das Abkommen getroffen und von den Parteien angenommen. daß Biedenfeld den Oberbefehl über die Truppen, die äußern und militärisch-exekutiven Anordnungen übernehme, Tiedemann aber den innern Festungsdienst. So beruhigte sich v. Biedenfeld's Anhang mit dem Gedanken, daß ihr Haupt jetzt doch der eigentliche Gouverneur, Tiedemann nur etwa Chef des Generalstabs sei. —

Der Kriegsrath schied so friedlich auseinander, als er feindselig zusammengetreten war. Ich beruhigte zu Hause die Gemüther der Frauen, für welche, ich gestehe es, dieser Tag mir mehr Besorgniß erregt hatte als irgend einer während der ganzen Belagerung.

Es mochte ungefähr 10 Uhr sein, als zwei Schüsse aus den Alarmkanonen fielen, welche Tiedemann am Eingang des Schloßhofs hatte aufstellen lassen, um Reveille und Retraite oder außerordentliche Ereignisse der Besatzung anzukündigen. Zugleich schlugen die Trommler rastlos Generalmarsch durch die Straßen, fielen von den Wällen Kanonen- und Flintenschüsse. Truppen der Besatzung bewegten sich

eilig über die Plätze; wir standen vor dem Rathhause Gewehr bei Fuß. Es war eine durch trüben Himmel recht dunkle Nacht. Diese war von den Preußen benützt worden, in das Dorf Rheinau einzudringen und das dort stehende Vieh theils in das Lager, theils in die Dörfer zu holen, in welche ein Theil der Bewohner sich aus der bedrohten Heimath geflüchtet hatte. Um 11 Uhr in der Nacht war wieder völlige Ruhe eingetreten, man hörte nur noch den schweren Tritt der von den Wällen heimkehrenden Truppen. Vom Himmel schüttete es wie aus Kübeln; wir standen noch immer, Gewehr bei Fuß, auf dem Rathhausplatze. Es wurde Mitternacht. Endlich murrten die Wehrmänner. Was wir eigentlich hier sollten, wo der Kommandant sei? Es wurde nach ihm ausgeschickt. Nach langer Zeit kam die Antwort: „Ach der liege schon lange zu Bette; — er habe nur vergessen, uns das Einrücken zu befehlen“, Es war 1 Uhr nach Mitternacht, als ich endlich, bis auf die Haut durchnäßt, nach Hause kam.

Donnerstag, 5. Juli.

Die Leiter der Dinge im Schlosse sahen die baldige Ebbe der Kriegskasse voraus. Es wurde nun beschlossen, daß zuerst die Offiziere der Besatzung auf die Kommandozulagen verzichten sollten, welche sie bisher als „außerhalb ihrer Garnison befindlich!“ bezogen hatten. Nach vielem Widerstreben wurde diese Maßregel endlich durchgesetzt.

Wir andern waren schon seit einiger Zeit vom Milchbrode beim Kaffee auf den Wasserweck reduzirt worden. Heute feierten wir an unserem Kosttische das Fest des letzten Kalbsbratens. Mit wehmütiger Resignation thaten wir ihm die letzte Ehre an. Doch tröstete uns der Wirth. Noch sei frisches Hammelfleisch genug zu haben; — eine ganze Heerde dieser nützlichen Thiere weide unter den Kanonen der Festung. Auch an anderen Leckerbissen fehle es nicht. Deß zum Beweise stellte er ein treffliches Hasenragout auf. Die Festungskanoniere hätten eine kleine Jagd gemacht — in der That

hatten wir den Vormittag über fernes Knallen von Gewehrschüssen gehört. — Dies sei ein Theil der Beute. Als indessen den andern Tag wieder ein Hasenbraten vorgesetzt und ein dritter versprochen wurde, schienen mir diese Festungshasen etwas verdächtig. Wir schickten Baumer als Staatsspion in die Küche, um nach den Bälgen zu forschen. Es fand sich von drei Hasen nur einer vor. Nach dem bekannten „Morgen keine Mehlklöse, Saporta", verbaten wir uns für die Zukunft jeglichen „Festungshasen."

Nachmittags sahen wir eine Anzahl einspänniger Wägelchen vom Lande, — eine unerhörte Erscheinung — vor dem Gasthause zum Drachen stehen. Es waren die Bürgermeister von Oetigheim und Umgegend, welche General Schack ermächtigt und beauftragt hatte, die Bürger von Rastatt, mit denen sie durch Marktverkehr und Gastfreundschaft verbunden seien, zu bewegen auf Uebergabe zu dringen, und so ihre Stadt vor Schaden und Untergang zu bewahren. Sie sprachen warnend von nahe drohender Gefahr und Verwüstung. Sie mochten wohl Kunde haben, daß die Beschießung der Stadt schon auf den heutigen Morgen bestimmt gewesen und nur durch den gestrigen Regen verhindert worden war, daß heute die badischen Mörser und 24-Pfünder mit Material in das preußische Lager nach Kuppenheim gelangt waren. Natürlich mußten sie mit der traurigen Ueberzeugung zurückkehren, daß hier nichts zu machen, daß die Bürgerschaft, unter der Gewalt der Besatzung stehend so gut als gelähmt sei.

Ihre Absendung gab der von Elsenhans heute „zur Unterhaltung und Belehrung der Besatzung und Einwohner" angekündigten Zeitung, dem „Festungsboten", in seiner ersten Nummer herrliche Gelegenheit, die Preußen zu höhnen, die in ihrer Rathlosigkeit statt der Kanonen und Waffen, solche Mittel zur Anwendung bringen müßten. —

Im Museumsgarten trafen wir heute erlesene Gesellschaft. An der Stelle, wo unser reaktionäres Häuflein sonst

täglich sein Glas Bier getrunken und inmitten der Stürme die Friedenspfeife geraucht hatte, ertönten diesen Abend die Klänge der Musik des dritten Regiments, lustige Weisen, Walzer und Polka, kecke Märsche. Der Gartensaal, die Hütten waren dicht besetzt. Tiedemann, Biedenfeld, der ganze Generalstab, alle Offiziere, die Freischärler, die Soldaten; — alle sie hatten sich umarmt, einen allgemeinen Versöhnungs-Smollis getrunken, bei lustigem Sang war unser letztes Faß dabei aufgegangen; — von morgen ab waren wir auch hier genöthigt, unsere Cigarre zu einem Glas Zuckerwasser zu rauchen.

Allein noch diesen Abend selbst erhielt die Freude übeln Nachgeschmack. Tiedemann kam heute in unsere Abendgesellschaft, im Gasthofe zum Löwen. Hier machte er Biedenfeld Vorstellungen über das Benehmen seiner Soldaten, welche in die Bürgerhäuser eindringen, bei Schneidern und Nätherinnen die Tuchvorräthe rauben unter dem Vorwande, daß sie ihnen gehören. „Ja, sie gehören ihnen" — schrie ihn v. Biedenfeld an — „nicht Deinen Freischärlern; sie thun es auf meinen Befehl!" — Tiedemann machte mit mehr Ruhe, als ich erwartet hatte, seinem „Herrn Bruder" Vorstellungen, daß auf diese Weise bald die ganze Geschichte auseinander fallen müßte. Auch jetzt bot er wieder seinen Säbel Biedenfeld an. Dieser sagte: „Mache, was Du willst; ich lasse Dich nach Belieben Kriegsrath halten. Du hast den Befehl, ich habe die Macht!"

Bald darauf zog er sich denn auch wirklich, ein zürnender Achilles, in das Fort A. zurück, schlug sein Hauptquartier in der Nähe seiner Truppen, im „Rothen Ochsen" auf, der damals sich in den „Deutschen Hof" umgewandelt hatte, und nahm einige Zeit an keinem Kriegsrathe mehr Antheil.

Freitag, 6. Juli.

Heute schwammen einige zugestöpselte Flaschen die Murg herab. Sie wurden aufgefangen und in das Schloß gebracht. Sie enthielten vom General von der Gröben folgende

„Bekanntmachung

Die Insurgenten sind von Freiburg abgezogen. Die noch bei denselben befindlich gewesenen beiden badischen Kavallerieregimenter nebst der reitenden Batterie und einem Theile der Infanterie sind in Freiburg zurückgeblieben und haben ihre Unterwerfung Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen nach Offenburg melden lassen, demzufolge die Besetzung von Freiburg angeordnet ist und morgen, den 6. d. M., erfolgen wird.

Kuppenheim, den 5. Juli 1849.

(gez.) K. Gr. v. d. Gröben
General-Lieutenant u. kommand. General
des 2. Korps der Rheinarmee".

„Seht ihr" — rief Tiedemann's Partei, schrie der Dümmste oder Keckste nach, sagte der Festungsbote offiziell und halboffiziell — „in solcher Verlegenheit sind die Preußen. Ohne Munition, ohne Macht, die Festung zu erobern, nehmen sie zur List Zuflucht und suchen Unfrieden zwischen Bürgern und Besatzung zu säen".

Unterdessen aber hatten die preußischen Artilleristen mit größter Anstrengung die 12" und 8" Bomben, die Granaten gefüllt, die Pionier-Compagnie hatte in und vor Oetigheim die Bettungen für die Geschütze, die Schanzkörbe vollendet. Von der Retherer Ziegelhütte und dem Fuße des Hügels sollte die Beschießung heute Nacht stattfinden, als zufällig die Zuchtlosigkeit der Besatzung diese Anordnung zu stören drohte.

Die gestern mit Bier zusammengeleimte Freundschaft hatte heute schon wieder vollem Unfrieden Platz gemacht. Es hatte nämlich Tiedemann durch angedrohte Verhaftung des praktischen Arztes Kreuzer, der zuerst in Bretten Civilkommissär gewesen war, sodann sich als Regimentsarzt an Biedenfeld angeschlossen hatte und von diesem sehr geschätzt war, den alten Obrist aufs neue tödtlich beleidigt. Dieser hatte den Doktor in seinen besondern Schutz genommmen genommen und dadurch wieder den Gouverneur erzürnt,

welcher in Kreuzer einen Spion sah, der mit den Preußen in Verbindung stehe. In der That aber suchte Kreuzer die Soldaten, die großes Zutrauen zu ihm hatten, in der Anhänglichkeit an Biedenfeld zu bestärken, und schlug sich in jeder Frage auf die Partei Derer, die für die Uebergabe wirkten. Freilich konnte all dieses ihm später weder die Haft in den Kasematten ersparen, noch seine Verurtheilung in das Zellengefängnis zu Bruchsal, aus welchem er erst nach längerem Verweilen durch die Auswanderungserlaubniß nach Amerika erlöst wurde.

Zudem hatte Corvin einen Menschen abgeordnet, der sich nach Frankreich durchschleichen und von dort aus Kunde über den Stand der aufständischen Armee geben sollte. Diesen Kundschafter, Vitus Franz, hatte Tiedemann noch besonders beauftragt, in Selz Kähne zu bestellen; er wolle sich mit den Freischaaren durchschlagen und die Soldaten in der Festung lassen; er habe es satt, sich von Meuterern, wie die Offiziere des dritten Regiments seien, noch länger quälen zu lassen; „diese Kerls gehören sämmtlich erschossen, sammt ihrem Doktor, und Biedenfeld zuerst.“ Diese Reden hatte der Mann weiter ausgesagt, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht von einer Mordnacht, welche über Biedenfeld, über die Majore Weick, Biesele, Leiner ergehen solle; mochte Biedenfeld die Sache glauben, oder nicht, genug, er traf Vorkehrung zur Uebersiedlung seines Regiments in das Fort A. und ließ den Kundschafter gefangen setzen.

Dieser Zustand der Verwirrung war mehrfach benützt worden. Schon in der Frühe waren Freischärler mit Kanonieren zugleich ausgezogen, in Rheinau der Vorräthe sich zu bemächtigen, welche die Preußen gestern dort übrig gelassen hatten. Zur Sicherung ihrer Razzia streifte ein Theil gegen den Retherer Berg, die übrigen ließen sichs im Dorfe wohl sein, oder brachten die Futtervorräte auf Wagen in die Stadt. Die preußische Wache, die längs des sog. Mühlgrabens aufgestellt war, rückte von hier und von dem längs der Murg

gelegenen Gehölze gegen das Dorf und beschoß die Plündernden. Nun gingen einige Kanoniere in die Stadt zurück holten sich zwei Kanonen und fuhren mit deren Bespannung vor den Eingang des Dorfes; eine Menge Leute schloß sich planlos an, ohne Offiziere, mit Offizieren, wie Lust und Zufall es eben fügte. Jetzt fiel schon ein und der andere Schuß aus dem Feldgeschütze, dem die hinter der Brücke gegen Plittersdorf aufgestellten preußischen Geschütze antworteten. Verstärkung kam für diese aus Plittersdorf, aus Oetigheim herbei; ein Gleiches mußte von Rastatt aus geschehen. Doch Tiedemann hatte diesen Morgen schon gegen die Kanoniere, welche die Feldgeschütze holten, erklärt, er betrachte sich nicht mehr als Gouverneur, mögen sie seinetwegen thun, was sie wollen.

Diesen Zustand der Dinge benützte Sallinger, der Bürgermeister, um Biedenfeld zum Besten der Stadt zu bereden, daß er die Stelle des Gouverneurs an sich reiße. Ein Gleiches that auch Corvin, welcher auf diese Weise Hoffnung hatte, auch bei einem Wechsel der Personen seine Stellung zu behaupten, ja bei dem schwankenden Charakter v. Biedenfeld's noch mehr Einfluß zu gewinnen. Biedenfeld, der Anfangs mit den nämlichen Ausdrücken wie gestern, sich gegen die Stelle sträubte, sagte endlich die Uebernahme derselben zu, wenn Tiedemann von seinem Posten abtrete und Corvin — wie dieser erzählt — die eigentlichen Geschäfte leite. Da fielen Alarmschüsse vom Schlosse.

Tiedemann kam herab mit seinem Stabe, erklärte, daß er einen Ausfall nach Rheinau machen werde, und verlangte ein Bataillon von Biedenfeld's Regiment, Dieser aber, gerade auf dem Marsche nach dem Fort A. begriffen verweigerte es, worauf jener ein Bataillon des ersten und eine Kompagnie des zweiten Regiments mit sich nahm und nach Rheinau rückte.

Hier hatten zwei Landwehr-Kompagnien des 27. Regiments anfänglich die Aufständischen über die Murgbrücke zurückgetrieben, indem zwei Geschütze der Preußen vom Mühl-

graben bis an die ersten Häuser von Rheinau auf der Plittersdorfer Straße vorgerückt waren und auf die theils angreifenden, theils plündernden Insurgenten gefeuert hatten. Jedoch noch bevor Thiedemann mit der Verstärkung anlangte, war ein Theil der Freischärler über die Brücke gedrungen, hatte sich in die Waldecke zwischen der Plittersdorfer Straße und den Ottersdorfer Weg in gesicherte Stellung gebracht und von hier die preußische Artillerie und Landwehr dergestalt beunruhigt, daß sie aus dem Dorfe gewichen waren und knapp vor der verschanzten Mühlbachbrücke sich aufgestellt hatten. Tiedemann hatte eine Batterie von vier Geschützen mitgebracht; von diesen nahmen zwei Stellung links von dem Dorfe, ohne sich viel von der Stelle zu rühren, wie Corvin in der Geschichte vom „Retirirmichel" ergözlich erzählt, zwei andere stellte er gegen den Wald auf, durch welchen der Weg von Steinmauern führt, denn nach diesem Orte hatte der preußische Major v. Rorscheidt um Verstärkung geschickt, aber er erhielt erst, als das Gefecht schon abgebrochen war, zwei Züge. Vielleicht war ihre Absendung gerade durch die Patrouillen verzögert worden, welche Corvin gegen Steinmauern und Oetigheim geschickt hatte. Dieses waren die einzigen Positionen des ganzen Ausfalls. Denn Tiedemann saß zu Pferde bei den zwei Geschützen, welche aus Rheinau gegen die Mühlbachbrücke vorgedrungen waren, und ließ sich davon nicht wegbringen. Sein Generalstab aber und seine Adjutanten hielten in gemessener Entfernung hinter der Murgbrücke, und kaum Einer oder der Andere ließ sich einige Zeit in der gefährdeten Stellung festhalten, in welcher Tiedemann sich den feindlichen Geschützen aussetzte, die diesen Nachmittag 60 Kugeln, 13 Karbätschen und 6 Shrapnel-Schüsse abgaben. Auch sie wurden vorzüglich von den im Vordertreffen aufgestellten zwei Geschützen mit Kugeln, Granaten und Shrapnels fast überschüttet; aber nicht dieses Feuer, das den Preußen keinen Mann und keinen Pferdestrang kostete, sondern der Muth, mit welchem die

Freischärler die rechte Flanke umgingen, nöthigte die Infanterie und die Geschütze, hinter die verschanzte Brücke sich zurückzuziehen. Gegen die linke Flanke der Preußen aber war eine Vorposten- und Plänklerkette ausgestellt, welche ohne Befehl und Unterstützung sich nicht vorwärts wagte und ihre Schüsse aus unendlicher Ferne in's Blaue abgab. Mittlerweile ging's im Dorfe lustig her, „daß Gott erbarm'!“ Heu wurde aufgeladen, Laden der Häuser abgebrochen, Hausrath fortgeschleppt, die Ställe geöffnet, die Hühner eingefangen, an den Beinen zusammengebunden, die Schweine fortgetrieben und vor Allem — der Wein aufgeladen mit reichlichem Durchgangszoll an die damit beschäftigten Leute. Und nun ging's in lustigem Gejohle auf Wagen mit abgehetzten Pferden in die Stadt; hintendrein jammernd und schreiend die Frauen, welche nicht wußten, wo sie ihre Habe wieder finden würden, und sie auch nicht wieder fanden, wenn sie aufzehrbar war. Damals sah ich einen Lieutenant — keinen gewählten Unteroffizier, sondern einen vormärzlichen — hoch zu Roß, den Säbel im Munde, in der rechten Hand eine Gans, in der linken ein Huhn, auf seinem Dänenrosse in die Stadt sprengen. Das nannte man zwei Tage darauf im Festungsboten — die Rettung der Vorräthe von Rheinau. Mittlerweile hatten die Freischärler, welche die Brücke flankirten, nicht weiter vordringen können; von zwei Seiten hinderte sie ein breiter und tiefer Graben.

Die preußischen Geschütze hatten eine Seitenstellung eingenommen, von welcher sie das im Dorfe Rheinau aufgestellte Verstärkungs-Bataillon vom Vorgehen auf die Brückenverschanzung abhalten konnten. Auch war die Sonne gesunken. Es wurde daher das Gefecht abgebrochen, in welchem die preußische Landwehr zwei Todte und sechs Verwundete hatte, allerdings wenig für die Dauer des Gefechts von Mittag 1 Uhr bis Abends halb 9 Uhr und für die Menge der Truppen, die ausgezogen waren — ungefähr 1000 Mann, die Menge der ebenfalls bewaffneten Plünderer

ungerechnet. Die Besatzung hatte einige Todte, und neun Schwerverwundete; in Rheinau war ein Haus durch einen Granatwurf in Flammen aufgegangen.

In der Stadt wurden die geretteten Gänse gebraten, der gerettete Wein getrunken; die Kanoniere gingen von ihren Posten in die Wirtshäuser herein. Die Abtheilung, die während des Ausfalls auf den Retherer Berg und in die dortige Ziegelhütte geschickt worden war, zog sich nach 10 Uhr ebenfalls in die Stadt zurück. Da wurde noch gejubelt und getollt bis Mitternacht; auch Raufhändel und Verwundungen kamen vor. Alsdann sank die Ruhe über die Stadt hernieder; nur im preußischen Lager war geräuschlose Thätigkeit zu ihrem Verderben.

Dort war für den nächsten Tag — der Jahrestag des Einzugs der Alliirten in Paris — angeordnet worden, daß eine Zwölfpfünder-Batterie sich während der Nacht an den Eisenbahndamm nahe bei Niederbühl anlegen und der Stadt den Morgengruß bringen sollte. Am Fuße des Retherer Berges sollte von zwei Mörsern mit Bomben, von acht Haubitzen und zwei Zwölfpfündern das Gleiche geschehen; hierdurch wäre wahrscheinlich die Vorstadt Calabrich mit dem nördlichen Ende der Herrenstraße der Vernichtung anheimgefallen. Allein der Ausfall nach Rheinau und die Besetzung des Retherer Berges hatten die Aenderung bewirkt, daß nur zwei badische und sechs preußische Haubitzen sich in der Nacht dem Berge näherten, dann rechts abbogen und sich in Entfernung von ungefähr 2500 Schritt von der Stadt aufstellten.

Samstag, 7. Juni.

Ich hatte mich mit den Worten: „Glaubst Du, dieser Steinadler sei Dir geschenkt?" zur Ruhe begeben. Das Erwachen bestätigte sie. Ich glaubte, noch im Halbschlafe, die Allarmkanonen zu hören; es störte mich nicht, denn wir waren dieser Tage über, auf dieses „Viel Lärmen um Nichts" zur Genüge eingeübt worden. Jetzt aber hörte ich ganz deutlich das Pfeifen der Hohlgeschosse, das Klappern der

Ziegel auf den Dächern der benachbarten Häuser, das Auffallen der Eisenstücke auf das Pflaster. In diesem Augenblicke klopfte die Hausfrau an der Thüre meiner Wohnung und fragte, was um Gottes Willen dies zu bedeuten habe. „Es ist wohl ein Bombardement", sagte ich schlaftrunken und legte mich auf die andere Seite. Nach wenigen Minuten aber fiel eine Granate durch die Dachrinne des gegenüberliegenden Amthauses und platzte gerade vor der Thüre der evangelischen Kirche, eine andere fällt am Ende des Gebäudes in das Gartenhäuschen, wo Grether sonst seine Lagerstätte hatte. Zufällig schlief er diese Nacht auswärts. Da war denn doch die Gefahr in gar zu unliebsame Nähe gerückt. Ich kleidete mich an; es war $^3/_4 3$ auf der Uhr. Ich raffe meine Schriften, ein paar seltene Bücher, die wenigen Kostbarkeiten meiner Armuth, zusammen und berge sie im gewölbten Keller des Hauses, wo die Frauen und die Kinder einer in Miethe wohnenden Schreinerfamilie zitternd und jammernd saßen. Die guten Leute ruhten nicht, bis ich ihnen gestattete, meine Wäsche, die bessern Stücke meines Hausraths im Gewölbe zu sichern. Es war gerade der Uebergang von der Nacht zum Morgen. Durch das dunkle Grau zogen die Hohlgeschosse glänzende Bogen; viele Granaten platzten hoch in der Luft. Wie Meteore zeigten sich erst schimmernde Wölkchen, dann rasselten irgendwo Ziegel, klapperten die auf das Pflaster fallen Bruchstücke der Hohlkugeln. Unterdessen tönten die Sturmglocken, wirbelte der Generalmarsch der Bürgerwehr; am südlichen Ende unserer Straße war das Gasthaus zum Waldhorn mit seinem Hintergebäude in Brand geraten; deutlich hörte man durch die Morgenstille das „Hurrah", womit an der Eisenbahn die Kanoniere den Rauch, die Flammen begrüßten.

Jetzt fingen auch die Wallkanonen an, zu antworten; das Getöse in der Luft war nunmehr ohne Unterlaß, die Fenster zitterten. Man hat später die Sage verbreitet, daß der Wirth zum Waldhorn selbst sein Haus angezündet habe;

— er war bei den Aufständischen in den Verdacht der Verbindung mit den Belageren gekommen. Man fand indessen später eine zwölfpfündige Kugel unter den Trümmern der Scheune, wo viel Heu und Stroh aufbewahrt war. Diese Kugeln waren im Wäldchen gegen Rauenthal glühend gemacht worden, je 12 an der Zahl, und in der Zwischenzeit von der einen zur andern Lieferung wurde die Stadt mit kalten Kugeln bedient. Vom Marktplatze rasselten zwei Batterien eilig durch die Straßen. Tiedemann hatte die Anordnung getroffen, daß bei einem Bombardement dieselben sich dort aufzustellen hätten. Die häufigen Geschosse, denen sie nutzlos ausgesetzt waren, zeigten bald das Unpraktische dieser Maßregel; sie wurden zurückgezogen.

Wir waren indessen zu Hause des Lärmens gewohnter geworden; auf meinen Rath bereiteten sich die Frauen den Kaffee. Ich nahm meine Tasse in die Oberwelt hinauf und leistete den Gaißer'schen Eheleuten Gesellschaft, die in ihrer zu ebener Erde liegenden Küche noch ihren Hausrath packten. Um mit mehr Bequemlichkeit das Frühstück in meinem Lehnstuhle zu genießen, zog ich mich in mein Zimmer zurück. Kaum war ich dort angelangt, erschütterte ein heftiger Knall das Haus. Eine Granate war durch das kleine Fenster der Küche eingefallen, hatte sich etwa 2 Fuß tief in die Ziegelplatten des Bodens eingewühlt und war geplatzt. Dichter Rauch erfüllte den Hausflur, Wehklagen schallte aus demselben hervor; die Frau des Schreiners wankte mir entgegen, der zerschmetterte Arm hing ihr am Leibe herab. Ich übergab die Unglückliche den Frauen des Hauses, welche sie in den Keller geleiteten, wo bald eine Ohnmacht ihr das Bewußtsein der Schmerzen für einige Augenblicke nahm. Wie ich mich der Küche nähere, krabbelte unter Wehegeschrei ihr Mann auf Händen und Füßen heraus und schrie mir zu, ich möchte ihm die Stiefeln ziehen. Das war nun rein unmöglich. Ein Stück der Granate hatte ihm die Weichtheile des einen Fußes so zerschmettert,

daß Muskeln, Beinkleider, Strümpfe, Sehnen und Lederwerk in blutiggrausem Gewirre vom Knochen herabhingen. Ich legte den Mann auf eine im Hausgange liegende Matraze und ging, einen Arzt zu suchen. Mittlerweile kroch er in den Kellereingang hinab und jammerte nach seiner Frau, wie diese unten nach ihrem Mann schrie. Auch die Frau wurde heraufgebracht, während ich meinen gefährlichen Gang durch die Stadt machte. Zuerst suchte ich den Dr. Neck in seinem Spital; er war nicht da. Nicht einmal eine Sänfte, und Träger konnte ich erlangen. Während ich hier unterhandelte, fiel eine Granate an den Eingang zum Hofe, wo wir standen. Wer sich schneller hinter das Hausthor machte, ich oder die Schildwache, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß wir beide uns schüttelten, als das Ding zersprungen war, ohne Schaden anzurichten. Sie war gerade in zwei Hälften zersprungen; aus einer habe ich nachmals mit Dr. Neck zum Andenken an diesen Morgen in ruhigeren Tagen eine Tasse Kaffee getrunken. In der Nähe des Schlosses begegnete ich Tiedemann, welcher, umgeben von Adjutanten und Galopins, mich anherrschte, warum die Bürgerwehr auf den Generalmarsch sich so lässig einstelle. Ich sage ihm, es sei eben Jeder zu Hause nöthiger, als auf dem Marktplatze, und erzähle das Unglück unseres Hauses. Sogleich sprach er sein Bedauern aus, entsendet einige seiner Leute nach Aerzten, stieg vom Pferde, trat in das Haus und sprach bei der Frau knieend, Worte des Trostes, wie sie sein Herz, die Noth des Augenblicks, die Erinnerung an die heilige Schrift ihm eingab. Ich hatte unterdessen auf dem Platze einen Kollegen und einen Bekannten von der Freiburger Volkswehr getroffen und sie beredet, die Frau in ein Spital oder in das Lyceum zu tragen, wo, wie ich hörte, eine Ambulanz für Verwundungen während einer Beschießung eingerichtet sein sollte. Ich setzte indessen meinen Samaritergang mit vorsichtigen Blicken in die Höhe fort. Glücklicherweise war im Rath-

hause mein Schneidermeister Wachkommandant. Er gab mir Leute, eine Sänfte im Spitale zu requiriren. Der Physikus Dr. Harsch, den ich in seiner Wohnung traf, eilte mit mir zurück, die Verunglückten zu verbinden. Die Frau war schon im Lyceum verbunden und in das städtische Spital getragen worden, wo sie an innerer Verblutung in wenigen Stunden starb. Der Mann, dessen Wunde weniger gefährlich schien, folgte ihr nach acht Tagen in die Grube; kalter Brand und Starrkrampf machten seinem Leben ein Ende. Seine Kinder blieben, bis die Verwandten sich ihrer annehmen konnten, als trauriges Vermächtniß in unserer Pflege. Die Frauen des Hauses, wie sie den Verwundeten die erste Hilfe mit einem Muthe erwiesen hatten, der siegreich die Schwäche des Geschlechts überwand, nahmen auch später sich der Waisen liebreich an. Und Frauen waren es, edle Frauen aus weiter Ferne, welche den reichsten Beitrag gaben, als durch eine Sammlung später den Verlassenen ein Sparpfennig begründet wurde.

Dies ist nun das Bild der Calamität in einem Hause. Anderwärts fielen ebenfalls Granaten in Wohnungen, zertrümmerten Fenster und Hausrath und verbreiteten tödtlichen Schrecken überall. Doch wurde nur noch ein Bürger getödtet, ein Schlosser, Namens Landherr, der durch das Stück einer Granate gerade in dem Augenblicke getroffen wurde, als er zum Löschen der brennenden Häuser eilen wollte. Bis an das südliche Ende der Stadt reichten die Granaten; in dem Holzhofe platzten mehrere, ein Häuschen an der Murg wurde fast zertrümmert. Auch an seltenen Zufällen fehlte es nicht. Vor dem Laboratorium, welches in einer leicht gebauten Barake unfern der Vorstadt Dörfel liegt, war ebenfalls eine Granate zersprungen, eine glühende Kugel war in dasselbe eingedrungen, hatte den Teppich versengt, ohne die nicht unbeträchtlichen Pulvervorräthe zu ergreifen. Sehr viele Geschosse waren bei dem Frauenkloster eingefallen, ohne Schaden anzurichten. Im Garten, in den

Höfen des Lyceumsgebäudes platzten mehrere Granaten, ohne andere Beschädigung als Zertrümmerung der Fensterscheiben. Ueberhaupt zeigte sich, daß die Granaten, von deren Wirksamkeit die Preußen sich am wenigsten versprochen hatten, den größten Schaden, das meiste Entsetzen verbreitet hatten. Gegen 5 Uhr stellten die Preußen ihr Feuer ein. Die Zwölfpfünderbatterie am Bahndamme unter Hauptmann Isenburg hatte 75 Vollkugeln, darunter 48 glühende verschossen, die combinirte Haubitzbatterie 155 Granaten in die Stadt geworfen. Zum Zielpunkt hatten sich beide Batterien die Pfarrkirche genommen, da die Bevölkerung am dichtesten wohnt, und Schloß und Befestigungswerke zu schonen vom General v. der Gröben ausdrücklich befohlen war.

Die Kanoniere der Aufständischen hatten, sobald sie vom ersten Taumel der Ueberraschung sich erholt, das Feuer lebhaft erwiedert und mit mehr Geschicklichkeit, als man blosen Unteroffizieren hätte zutrauen mögen. Die Haubitzbatterie wurde mit Granaten, 12- und 18-Pfündern beschossen, und obgleich dieser Theil der Festung zu einem Kreuzfeuer gegen den Angreifer nicht gut geeignet ist, da er weniger hervorspringende Linien hat, war die Schußlinie doch so gut eingehalten, daß die meisten Geschosse entweder kurz vor der durch einen Erddamm von etwa 2 Fuß etwas geschützten Batterie einfielen, oder hart über den Köpfen der Bedienungs-Mannschaft wegflogen. Allein die ersteren blieben meist in dem durch den Regen der letzten Tage erweichten Boden stecken, so daß auch die Granaten ohne Wirkung platzten. Diese Batterie hatte deshalb nur den Schaden, daß die beiden badischen Haubitzen alten Materials durch Bersten der Schildzapfendeckel und Laffettenwände schußunfähig wurden. Mehr dem Feuer der Bastione 26, 27, 28, 30 und der Curtine 29—30 ausgesetzt, obwohl durch den Bahndamm vortrefflich gedeckt war die 12-Pfünder-Batterie. Bei dieser wurden 2 Pferde getödtet, eines verwundet, ein Kanonier tödtlich verwundet.

Als es Tag geworden war, erging man sich in der Stadt, besah den Schaden, welchen die Beschießung verursacht, besuchte Freunde und Bekannte, besprach sich über die nächste Zukunft. Diese zeigte ein düsteres Bild. Nicht nur der Freischärler, auch der Soldat zeigte Erbitterung gegen die Preußen und sprach laut den Entschluß aus, das „schmachvolle Benehmen“ durch einen Ausfall zu rächen.

Ein Wort des Friedens zu reden war gefährlich, Tiedemann unbeugsamer als je. Es fehlte der Besatzung an Zündhütchen; im Laufe des heutigen Tages wurde unter der Leitung des Büchsenschmieds Donack vom 3ten Regiment eine Fabrik derselben angelegt, die ganz brauchbare Arbeit lieferte.

Die Bürger waren so schwierig geworden, daß heute Contre-Revolution gewiß ihre Unterstützung gehabt hätte, wenn sie von Biedenfeld und seinem Regimente unternommen worden wäre.

Ich wurde Nachmittags von einem Bekannten aufgefordert, eine Abordnung von Frauen zu Tiedemann zu führen und im Namen der Einwohner, der Frauen und Kinder ihm die Bitte um Uebergabe vorzutragen; man traute mir so viel Ueberredungsgabe zu, dieses Geschäft wenigstens ohne Gefährde auszuführen. Nach meiner Ueberzeugung konnte ich bei der heute herrschenden Stimmung diesen Schritt nur mißrathen, versprach aber, was sich von selbst verstand, daß ich den ersten günstigen Augenblick benützen werde, um mit Tiedemann in diesem Sinne zu reden. Schon bei Tische war dies ziemlich laut gegen Maler, Schade, Baumer u. A. geschehen; wir hatten indessen taube Ohren gefunden.

Auch zu Biedenfeld war eine Abordnung von Bürgern gegangen, ihn um Verwendung, um Erwirkung der Uebergabe zu bestürmen. Seine Erwiederung war trostlos. „Er sei nicht Gouverneur, sondern Tiedemann; sonst wüßte er, was er zu thun habe. Er wolle mit dem Narren Nichts

zu schaffen haben; er menge sich nicht in die Sache. Doch wolle er, soviel er könne, beitragen, die Stadt vor weiterm Schaden zu bewahren." Er that es auch im Kriegsrathe, der diesen Abend sich versammelte. Er allein, gegen alle Uebrigen, stimmte für Uebergabe. Da brachte Tiedemann ein Reichsfestungs-Reglement herbei, welches er unter den Papieren der vormailichen Kommandantur gefunden hatte. Aus diesem bewies er der Versammlung die Nothwendigkeit der Nichtübergabe; — sie wurde angenommen.

Als ich des Abends zu Hause um den Stand der Dinge befragt wurde, trug ich eben die Matraze in den Keller. „Wenn's Sturm gibt, geht der Laubfrosch hinunter", war meine Antwort. —

Sonntag, 8. Juli.

Schon den gestrigen Tag war durch die Glocke den Bürgern die Erlaubnis verkündet worden, in den bombenfesten Kasematten eine Zuflucht zu suchen. Als eine des Abends abgehaltene Versammlung von Bürgern, vorzüglich durch den Einfluß des Metzgers Comlossy, sich wieder getrennt hatte, ohne einen Beschluß zu Gunsten der Uebergabe fassen zu können*), als durch die Glocke das Aufstecken weißer Fahnen, auf die Spitäler angeordnet wurde, bedeckten sich die Straßen mit Wagen, welche die besten Habseligkeiten der Bürger in die Forts führten. Ihnen folgten Frauen mit den Kindern, mit einbrechender Nacht die Bürger selbst. Sie nahmen, des Schutzes froh, jene Gewölbe ein, in welchen wenige Wochen nachher ihre jetzigen Herbergwirthe noch bangere Stunden verlebten, da sie jeden Augenblick erwarten mußten, die preußischen Wachen werden diesen oder jenen zum Gerichte, zum Tod im Festungsgraben, oder in die noch trostlosern Mauern des Zellengefängnisses abführen. Mit welcher Hast jene Uebersiedlung in die Kase-

*) Nach dem Tagebuch einer Augenzeugin in M. v. Hügel: Die Flucht nach Lauterburg, Stuttgart 1851, S. 202. Mir war die Kenntniß einer solchen Versammlung entgangen.

matten geschah, davon nur ein Beispiel. Es hatte unter Andern Kaufmann Heydt, dessen Wohnung gestern durch eine eingefallene Granate arg beschädigt ward, in einer Kasematte des Fort A. Zuflucht gefunden. Seine Schutzgenossen fanden den Raum zu enge, versperrt von Säcken, welche sie besser zurecht legten, zum Theil zur Lagerstätte machten, als nach gerauchter Abendzigarre der Schlaf ihre Augen schloß. Wer mag ihre Empfindung schildern, als des andern Morgens Kanoniere ihre Lagerstätte mit den Worten wegtrugen: „Jetzt muß doch das Pulver anderswohin gebracht werden.“ Die Leute hatten buchstäblich mit offenem Lichte und brennender Zigarre sich auf und neben die Pulvervorräthe gelagert, welche gestern aus dem Laboratorium einstweilen hieher gebracht worden waren.

Andere konnten es nicht über sich gewinnen, sich so weit von den bedrohten Herdstätten zu entfernen; sie zogen des Abends in langen Zügen von Frauen und Kindern, welche die dürftigen Lagerstätten trugen, zum Rathhause, in die Seitenflügel des Schlosses, in das Lyzeumsgebäude, in das Amthaus, wo die gewölbten Erdgeschosse ihnen Schutz zu gewähren versprachen. Wer im eigenen Hause gewölbte Kellerräume besaß, hatte diese, so viel wie möglich, wohnlich eingerichtet. So war's in unserm Hause gehalten worden, dessen ganze Länge und Tiefe auf einem im Rechteck geführten Kreuzgewölbe ruhte, welches am Eingange, geschützt durch ein steinernes Treppenhaus, noch zwei kleine Seitengewölbe hatte. Freilich war der Raum durch Stückfässer, geflüchteten Hausrath, durch die Habseligkeiten der Bewohner beengt genug. Doch fand sich zahlreiche Bevölkerung des Abends ein. Die Hauswirthin mit ihrer Tochter, eine Freundin der Letztern, eine alte Tante, welche im Leibgedinge wohnte, die Frau des großherzogl. Bezirksbaumeisters Weinbrenner, welche durch die Sorge um ihre Habe von der Flucht aus der bedrohten Stadt abgehalten war, eine Gastwirthin, die Mietherin des Kellers mit ihrer

Nichte und Magd, zwei Mägde des Hauses, die beiden Kinder des gestern verunglückten Ehepaars, dabei ich, als der einzige natürliche Beschützer. Ich glaube, daß nie bei dem hilfsbedürftigen Geschlechte meine Aktien so gut standen, als in diesen Tagen; auch hat nachmals (von Seiten der Frauen) eine schöne Gabe der Erkenntlichkeit mir ein kaum verdientes, freundliches Andenken an diese schwere Zeit bereitet. Ich hatte meine Lagerstätte zwischen einem Pfeiler und einem Stückfasse bequemlich eingerichtet; die Betten der Frauen lagen auf dem Boden ausgebreitet, Lehnstühle ergänzten die Einrichtung. Ein kleiner Zwist, der über die Berechtigung zum Besitz der bequemeren Räume zwischen Eigenthümerin und Mietherin des Kellers entstanden war, wurde durch ein Wort des Scherzes freundlich beschwichtigt; ich trat mein Lager an eine der Frauen ab, und erhielt meinen Platz zuerst zwischen den beiden Mägden des Hauses angewiesen, später aber in einem kleinen Seitengewölbe des Kellers, welches von der alten Tante zu allgemeiner Heiterkeit beharrlich als „des Professors Zimmer“ bezeichnet wurde. Doch war in dieser Nacht die Zeit der Ruhe unerheblich. Die Frauen hatten für Erfrischungen gesorgt; man plauderte und scherzte sogar, bis die Preußen ihre gefährlichen Grüße sandten. Diese hatten heute Nacht eine andere Stellung eingenommen. An der Stelle, wo gestern die zwölfpfünder Batterie aufgestellt war, waren heute die Bettungen für zwei badische Vierundzwanzigpfünder und drei Mörser (zwei zwölfzöllige und einen achtzölligen) errichtet worden. Am Rande des Iffezheimer Waldes auf der Kehler Straße waren die sechs badischen Zwölfpfünder aufgestellt; die preußischen Geschütze waren für etwaige Eventualitäten zwischen Plittersdorf und Rheinau aufgefahren. Eine Schanzkorb-Brustwehr schützte die linke Flanke der Vierundzwanzigpfünder, deren rechte Flanke durch den Damm der zum Eichelberge führenden Pferde-Eisenbahn gedeckt war, der Eisenbahn-Damm die Mörser, ein Verhau von Bäumen

die Zwölfpfünder und die Glühöfen für die Vollkugeln. Bald nach Mitternacht fielen die ersten Schüsse von den Wällen, wo man die Annäherung der preußischen Beschießungsmannschaft bemerkt hatte. Dann wurde Alles still, bis etwas vor $^3/_4$ 3 Uhr das Feuer von der Eisenbahn her begann; ihm folgten bald die Batterien vom Iffezheimer Walde. Auf den Wällen, in der Stadt war heute besser Vorsorge getroffen. Dort antworteten auf den ersten Schuß die Wallgeschütze, hier hatten sich mit aufopfernder Thätigkeit an allen Straßenecken die Leute der Feuerwehr aufgestellt. Wo ein Schuß einfiel, gaben sie mit einer Pfeife das Feuerzeichen, und drangen in die Häuser, zu löschen, wenn ein Brand im Entstehen war. Gegen die Aufstellung an der Eisenbahn hatten die Wallgeschütze gar keinen Erfolg; die Aufstellung am Iffezheimer Walde wurde von den vorliegenden Lunetten des Fort A. in die Flanke genommen und so wirkungsvoll beschossen, daß gegen $^3/_4$ 4 Uhr eine Protze des vierten Geschützes in die Luft flog, einen Kanonier tödtete, einen Unteroffizier stark verbrannte, einen Bombardier und zwei Kanoniere verwundete. Die Preußen zogen Leute und Pferde schnell aus dem Feuer zurück und ließen die Geschütze stehen. Gleich beim Anfange des Bombardements hatte Tiedemann einen gedoppelten Ausfall zum Karlsruher und Kehler Thor hinaus unternehmen wollen. Schon standen die Kanonen bespannt an den Thoren; da versagte von Biedenfeld seine Theilnahme. „Keinen Mann seines Regiments gebe er dazu her“ — war seine Antwort. Wäre der Ausfall beim Kehler Thore in diesem Augenblicke erfolgt, so war die Gefahr für die verlassenen Geschütze augenscheinlich. Nach einiger Zeit kamen die preußischen Kanoniere und ihre Bedeckungsmannschaft von beiden Seiten der Straße durch den Wald herbei und brachten dieselben in Sicherheit, unbeschädigt von dem erneuerten Feuer der Besatzung, welche früher geglaubt hatte, sie seien schon zurückgezogen. Diese Batterie hatte 34 Kugelschuß

abgegeben; 19 waren mit der Protze aufgeflogen. Der Kononier liegt links der Straße nach Straßburg in einer Erhöhung begraben, die durch das alte Rheinufer gebildet ist.

Andauernder war das Feuer vom Eisenbahn-Damme her, obwohl auch dort durch die heftige Erschütterung die Bettungen der Mörser und Vierundzwanzigpfünder so tief einsanken, daß die Bedienung der Geschütze äußerst schwierig wurde.

Morgens 4 Uhr hatten die Vierundzwanzigpfünder ihre Munition — fünfzig Kugeln — verschossen. Die Mörser setzten ihr Feuer bis 6 Uhr fort. Dann erfolgte eine Art Waffenruhe, während welcher ich unsere Zufluchtstätte verließ, um den Schaden zu besehen, den die Beschießung an den Häusern angerichtet hatte. Während ich in dem Gasthofe zur Post, wo eine Bombe eingeschlagen und arge Verwüstung angerichtet hatte, beim Kaffee plauderte, ging der Tanz auf's neue an. Es war den preußischen Kanonieren nur eine Stunde Rast gegeben worden. Ich beobachtete nun eine Stunde lang die Wirkung des Feuers auf der Straße. Mitten zwischen dem Knall der Wallgeschütze hörte man ein schrilles Sausen durch die Luft näher kommen, nach einer Sekunde schon wurde es zu lauterm Heulen; schlug die Bombe in der Nähe ein, so spürte man den Luftdruck auf wahrhaft erschreckende Weise und sah den Ball in so bedrohlicher Nähe über sich wegfliegen, daß man sich unwillkürlich bückte, oder um die nächste Ecke bog. Zwei flogen in jener Zeit über unsern Standpunkt und die Wilhelmskaserne in das Schloß, wo die eine im Hofe der Artilleriestallungen zersprang und einige Artilleristen, merkwürdigerweise nur leicht, verwundete. Eine fiel gegen 9 Uhr in den Hofraum der Hofapotheke, zersplitterte sämmtliche Fensterscheiben, ohne die zwei jungen Leute zu beschädigen, welche an das Fenster gesprungen waren, zu sehen, was es gebe. Im Schlosse durchbrach eine Bombe alle Gewölbe bis auf das Erdgeschoß, fiel in die Schneiderei,

wo ein unglücklicher Schneiderjunge kaum noch Zeit hatte, aus dem Bette zu springen, und brannte sodann aus, ohne zu platzen. Auch eine andere kam unzerplatzt zu Boden. Beide hatten den Stempel der Gießstätte Albbruck und wogen leer 175 Pfund. Im Hause des Kaufmanns Birnstill drang ein glühender Vierundzwanzigpfünder durch einen Schrank in die Stube und erschreckte den Insaßen so, daß er über die Fensterbrüstung sich retirirte; ein anderer war in die Buchdruckerei von Mayer eingeschlagen und nicht gefunden worden. Nach einiger Zeit wurde Rauch verspürt, und genaue Nachforschung zeigte, daß die Kugel sich in einen Ballen Pappendeckel eingekeilt hatte. Andere Häuser waren freilich arg beschädigt worden, doch im allgemeinen war der Schreck größer als der Schaden. Nur ein Mann verlor durch diese Beschießung das Leben, ein Dragoner der in der Nähe der Murgbrücke hielt, wo ihm durch ein Bombenstück der Leib aufgerissen wurde. Laut aufjammernd bat er die Herbeispringenden, daß sie ihn vollends tödten möchten; nach wenigen Stunden erfüllte die Beschaffenheit seiner Wunde selbst seinen Wunsch.

Es waren bei diesem Bombardement die Häuser mancher Bürger zu Beschädigung gekommen, die für Freunde der Bewegungspartei galten. Dies schrieb das Volk den badischen Offizieren zu, die im feindlichen Lager wären, und die Geschosse dahin gerichtet hätten!

Manche sahen darin ein Zeichen der gnädigen Vorsehung, daß eine Bombe mitten unter den Kirchgängern geplatzt war, ohne jemanden zu beschädigen. Nach einer Stunde kehrte ich nach Hause zurück; die armen Frauen saßen noch ganz erschrocken um die nächtliche Lampe; die alte Base las bei Licht den Mägden mit kräftiger Stimme Gebete vor. Als ich hinzutrat, sah ich, daß sie das Buch verkehrt in der Hand hatte. Die gute Frau hatte in der langen Reihe Jahre, die über ihr Haupt hingegangen, ihre Gebete sich so gut eingeprägt, daß sie die Buchstaben zu lesen glaubte.

Um 10 Uhr endlich hörte die Beschießung völlig auf; nur einzelne Schüsse wurden noch den vor dem Rauenthaler Wäldchen zurückgelassenen Vierundzwanzigpfündern und Mörsern nachgesandt.

Als ich Mittags zu Tische ging, schloß sich Tiedemann beim Schloßplatze an mich an. Er fragte theilnahmsvoll nach dem verwundeten Manne, nach den verwaisten Kindern. Ich nahm hierbei Veranlassung, in beweglichen Worten ihm das Ansuchen um baldige Uebergabe zu stellen. „Des Blutes genug sei geflossen, die von Sigel bestimmten 8 Tage vorüber; Entsatz sei nicht mehr zu hoffen, der militärischen Ehre Genüge gethan, nachdem ein Ausfall geschehen, zwei Beschießungen überstanden seien. Warum man die unglückliche Stadt nochmals solchen Schrecknissen, dem völligen Verderben preisgeben wolle?“ —

Tiedemann antwortete freundlicher, als ich gedacht hatte. Solches, meinte er, sei leichter gesagt, als gethan; ich möchte mich bis zum Abend gedulden. Wir waren unterdessen am Gasthofe angelangt. Tiedemann speiste mit uns. Er war wortkarg, erhob sich bald vom Tische.

Nach 4 Uhr hörten wir Trommelschall; es geschah der gedoppelte Ausfall nach Rauenthal und Niederbühl. Am offenen Tage geschah Das, was im Dunkel der Nacht hatte geschehen müssen. Tiedemann hatte die Absicht, die obengenannten Geschütze zu nehmen oder wenigstens zu vernageln. Ob er nicht auch den Plan hatte, wenn es geglückt wäre, über das Gebirg, nach Württemberg sich durchzuschlagen, ist mir unbekannt. Es wurde damals behauptet, schien aber jedenfalls Vielen unglaublich. Andere behaupteten, der Plan sei gewesen, über die Eisenbahn sodann nach Niederbühl, vielleicht nach Kuppenheim vorzudringen, und dort zu fouragieren. Schon von weitem sahen die preußischen Feldwachen die blitzenden Bajonette der Truppen, bevor diese das Karlsruher Thor erreicht hatten und machten Bericht an ihre Kommandanten.

Tiedemann war mit einem Bataillon des dritten, einem des zweiten Regiments, mit dem Freiburger ersten Aufgebote und der Schweizer Flüchtlingslegion ausgerückt, etwa 1200 Mann, ohne die Mannschaft von etwa 10 Geschützen, die theils den Angriff unterstützten, theils am Bahnhofe in Reserve standen. Von diesen Truppen wurde etwa 700 Mann in's Treffen geführt, und zwar die Flüchtlingslegion gegen den Rauenthaler Wald, drei Geschütze und das Freiburger Aufgebot auf und hinter dem Bahndamme gegen das erste Bahnhäuschen, zwischen beiden ein Bataillon des dritten Regiments. Das Uebrige blieb beim Bahnhof in Reserve. Ihnen gegenüber standen beim ersten Anprall nur die drei Feldwachen vor Rauenthal, die Feldwache an der Murgbrücke, zusammen etwa 200 Mann. Diese aber hatten zur schnellsten Unterstützung bei der Hand drei Kompagnien des 31. Landwehr-Regiments im Bivouak vor Rauenthal, im Lager zwischen Oetigheim und Rauenthal den größten Theil der ersten Division. Die soeben abgelösten Feldwachen standen noch in nächster Nähe; dann vom Lager hinter Niederbühl aus das Füsilierbataillon des 20. Regiments, eine Jägerkompagnie desselben Regiments, 2 Kompagnien des 8. Landwehr-Regiments und 2 Sechspfünder. All' diese Truppen konnten etwa eine Viertelstunde nachdem die Vorposten angegriffen waren, in's Gefecht gebracht werden. So war im Grunde die Stärke beider Parteien gleich.

Die Schweizer nöthigten beim ersten Anfall, gleich nach 5 Uhr, die Feldwachen des 31. Landwehr-Regiments, ihnen das Wäldchen Eichblon zu überlassen; die Freiburger Volkswehr dagegen rückte nicht vor und nöthigte dadurch die auf dem Bahndamme den Füsilieren vom 20. Regiment ausgesetzte Artillerie, eine Stellung weiter rückwärts zu suchen.

Mittlerweile war auch das Bataillon des dritten Regiments durch das Zurückgehen der Geschütze getäuscht, in den vermeintlichen Rückzug fortgerissen worden. Dies nöthigte die Schweizer umsomehr, das Wäldchen aufzugeben,

als gerade die Verstärkungen von Rauenthal herandrangen, die Zündnadler des 20. Regiments die linke Flanke ihres Rückzuges bedrohten, die Freiburger Volkswehr auf Freund und Feind unablässig feuerte und nochmals steif und fest behauptete, die Preußen seien in blauen Blousen verkleidet gewesen. Von den Schweizern blieben hier Viele im Kampfe; andere, welche umzingelt waren, wurden von den erbitterten Landwehrmännern niedergemacht. Nur zwei Mann wurden lebend gefangen genommen: Skribent Bauer, der sich für einen zum Ausfall gezwungenen Offizier der Rastatter Bürgerwehr ausgab, und ein Handwerksbursche aus der Stadt, der sich gleichfalls den Schweizern angeschlossen hatte. Bei diesem wurde Ergebung nicht angenommen. Von einem Schusse getroffen, sank er zusammen, raffte sich wieder auf, schrie Pardon, erhielt andere Schüsse, fiel wieder zusammen, krabbelte weiter, wurde wieder geschossen, bis er endlich regungslos liegen blieb. Als die Todten nach beendigtem Gefechte beerdigt wurden, fand man ihn noch athmend, mit sieben Schußwunden bedeckt. Dieser junge Mensch ist gleichwohl im Spitale vollständig geheilt worden, und wird wohl mit „hochfreudigem Abscheu" dieses Tages gedenken. Der Rückzug der Flüchtlingslegion gegen den Bahnhof geschah fast im vollen Laufe, denn auch der linke Flügel der Ausfallmannschaft, der bis zum Waldrande des Hirschgrundes vorgedrungen war, hatte sich bei Annäherung der preußischen Verstärkung aus Oetigheim unter den Bereich der Wallgeschütze zurückgemacht. Als in diesem Augenblicke eine Schwadron Husaren aus dem Rauenthaler Wäldchen hervorbrach, um die Flüchtigen zu verfolgen, platzte eine Granate der Geschütze am Bahnhofe mitten in derselben; sie verwundete einige Pferde, ohne weitern Schaden anzurichten. Die Schwadron flog nach allen Seiten auseinander und wurde sogleich zurückgezogen. Die Zündnadler aber und die Jägerkompagnie des 20. Regiments drangen mit solcher Heftigkeit den Fliehenden bis zum Bahnhofe nach,

daß sie hier mitten in das Feuer der Ausfallbatterie, der Wallgeschütze, der Reserve kamen, und bedeutenden Verlust erlitten. Gerade in dieser Zeit, als ein betäubendes Feuern von allen Seiten die Fenster erzittern machte, kamen die ersten Wagen mit Verwundeten und Sterbenden zu den Spitälern. Einige riefen aus keuchender Brust: „Alles ist verloren, die Preußen dringen mit den Unsrigen in die Stadt ein.“ Es war ungefähr 7 Uhr Abends. Dieser Augenblick, obwohl die Aussage unwahrscheinlich, war mir der mißlichste der Belagerung. Was würde aus den Frauen werden, wenn die Festung durch einen Handstreich genommen würde, wenn die Sache mit einem Straßenkampfe endigte? Ich befahl, das Hausthor, die Läden zu schließen, und begab mich auf die Spähe. Es war nur falscher Lärm, denn gerade jetzt wurde von den Wällen hitziger, als je gefeuert, und geschah, während Tiedemann vor dem Bahnhofe hielt, wo er verwundet, ein Lieutenant der Batterie Backoff tödtlich getroffen wurde, der Ausfall nach Niederbühl. Dieses Dorf war durch zwei Kompagnien des 8. Landwehr-Regiments besetzt, von denen aber ein Theil im Niederbühler Walde versteckt stand. Durch die lebhafte Verfolgung der Aufständischen bis zum Bahnhofe von Seite der Füsiliere und der andern Kompagnien des 20. Regiments hatte der rechte Flügel dieser Aufstellung die Verbindung mit den andern Truppen fast verloren, der linke Flügel lehnte sich nur an die nicht eben starken Feldwachen im Iffezheimer Wald. Dies mochte von Jakoby, dem Kommandanten im Fort A., bemerkt worden sein. Er beschoß gegen 7 Uhr das Dorf Niederbühl, um die preußischen Wachen darin zu beunruhigen, und machte sodann mit einem Bataillon des dritten Regiments und andern Besatzungstheilen seines Forts jenen Ausfall, der später vorzüglich Ursache seiner standrechtlichen Hinrichtung geworden ist. Welcher Zweck diesen Ausfall veranlaßte, ist nicht klar geworden. Zwar hatte schon seit 5 Uhr Proviantmeister

Reuter mit Wagen am Niederbühler Thore gewartet, um die zu machende Beute in die Festung zu bringen; allein da der Ausfall geschah, hatte er sich schon wieder entfernt. Wahrscheinlich ist es, daß es nur eine Diversion sein sollte, den Ausfalltruppen am Bahnhofe Luft zu machen, vielleicht die dort anrückenden Preußen zwischen zwei Feuer zu bringen.

Auch ein anderer Zweck mochte damit verbunden sein. Den Männern des entschiedensten Fortschrittes, die den nächsten Tag sich zu einem Klub organisirten, mußte viel daran liegen, die Besatzung bei gutem Muthe zu halten. Dazu waren denn freilich die letzten Tage nicht geeignet gewesen. Nun erschien heute plötzlich vor Fach, dem Kommandanten der Artillerie, eine Ordonnanz, ein Dragoner zu Fuß, bestaubt, athemlos. „Sigel sei bereits in Oos, man möge ihm 3 Kanonen vor das Niederbühler Thor entgegen schicken, um sein Andringen zu unterstützen. Die Kanonen fuhren beim Fort A. wirklich an, unter der Mannschaft verbreitete sich die Nachricht mit Blitzesschnelle, und wie denn damals das Unwahrscheinlichste am schnellsten geglaubt wurde, trug dies nicht wenig dazu bei, den Muth der Ausfallmannschaft zu heben. Deshalb möchte ich die Entsendung der angeblichen Staffette nur Elsenhans oder einem Gesinnungsgenossen zuschreiben. Ich wurde nachher in dieser Meinung bestärkt. Corvin und Enno Sander sagen, sie wüßten nicht, wer der Dragoner gewesen, wohin er gekommen. Ich habe einen Tag später seine Arretirung veranlaßt. Er gestand vor Tiedemann in Gegenwart Baumer's, der ihn vorführte, er habe im Rausche die Sache erfunden, und der Gouverneur ließ keine Untersuchung anstellen. Tiedemann ritt des Abends, da wir vor dem Rathhause aufgestellt waren, an mir vorüber; da hielt er sein Pferd an und sagte; „Nicht wahr, ich sagte's Ihnen den Mittag? Jetzt ist ist eine Ordonnanz von Sigel gekommen; er steht bei Oos.“ Daraus schließe ich, daß auch er der Absendung des Mannes nicht unkundig war.

Während schon einige Häuser von Niederbühl in Flammen standen, drang die Ausfallmannschaft gegen das Dorf hinaus, nahm den Kirchhof und das Dorf nach 3 viertelstündigem Gefechte mit einer Kompagnie des 8. Landwehr-Regiments, und zwang diese Truppen, in das Niederbühler Gehölz sich zurückzuziehen. Ihnen folgte eine andere Kompagnie desselben Regiments, welche später in das Dorf eingedrungen war. Beide Kompagnien zogen sich durch einen unrichtig gegebenen oder verstandenen Befehl getäuscht auch aus dem Gehölze zurück. Als aber zwei weitere Kompagnien desselben Regiments zur Unterstützung herbeieilten, als zwei Kompagnien des dritten Bataillons vom gleichen Regimente ihm folgten, gelang es den Wald wieder zu nehmen, die nur noch in geringer Anzahl vorhandenen Ausfalltruppen, welche bis gegen den Durchlaß der Eisenbahn auf der Straße nach Kuppenheim vorgedrungen waren, in das Dorf, von da in die Festung zurückzudrängen. Es war nämlich mittlerweile Nacht geworden. Die Insurgenten hatten, während sie im Besitze des Dorfes waren, selbst noch mehrere Häuser angezündet, um den Preußen den Besitz des Dorfes zu erschweren. Zu plündern gab es aber Nichts; die Bewohner hatten sich Tags zuvor mit ihren Habseligkeiten nach Förch und in andere Ortschaften geflüchtet. Nachts 3 Viertel 11 Uhr war das brennende Dorf wieder von den Preußen besetzt, gerade zu der Zeit, als die Kirche und der Thurm von den Flammen ergriffen wurden. Gegen letztern hatte des Nachmittags Heilig selbst ein Geschütz gerichtet und im dritten Schusse das Zifferblatt der Uhr getroffen. Bis Mitternacht brannte der Thurm, eine helle Flammensäule, welche von der Barbarerei dieses Tages zeugte. Des andern Morgens lagen etwa 20 Häuser mit der Kirche in Asche. Um 9 Uhr war auch die Ausfallmannschaft von der Eisenbahn zurückgekehrt. So war durch diesen Ausfall lediglich Nichts gewonnen, wohl aber bedeutende Verluste an Mannschaft zugefügt und erhalten worden.

Der Verlust der Besatzung konnte eigentlich nie ermittelt werden, da die Kompagnielisten bei den Freischärlern nicht genau geführt wurden. Enno Sander gibt denselben auf 70—80 Mann an; General von der Gröben sagt, daß 80 Todte an den verschiedenen Gefechtstellen allein gezählt wurden. Die Todten und tödtlich Verwundeten, welche in die Stadt zurückgebracht wurden, waren 20 an der Zahl; so viele wurden die nächsten Tage beerdigt, unter ihnen zwei Offiziere, einer der Artillerie, einer vom Generalstab; mehr oder weniger schwer, aber nicht lebensgefährlich verwundet wurden 40 Mann in die Spitäler gebracht. Nach vielen Tagen wurden während der Ernte noch vier Leichen in den Kornfeldern gefunden. Die Freischärler hatten sich schwer verwundet dorthin geflüchtet, und waren nach der mit den Nägeln aufgewühlten Erde zu schließen, in gräßlicher Hilflosigkeit dort verschmachtet. Die Preußen gaben ihren Verlust auf 12 Todte, 36 schwer, 46 leicht Verwundete an; von den schwer Verwundeten starben mehrere die nächsten Tage. An Offizieren wurden zwei schwer, ein Stabsoffizier leicht verwundet. Den größten Verlust hatte das Füsilierbataillon des 20. Regiments, welches 4 Todte und 16 Schwervernwndete zählte. Die Namen der im Gefechte Gebliebenen und nächster Tage Gestorbenen sind auf einer kleinen Pyramide eingetragen, welche ihre Kameraden beim Durchgange der Kuppenheimer Straße durch den Bahndamm setzen ließen. Von preußischer Artillerie waren nur bei Niederbühl zwei Feldgeschütze thätig gewesen, welche sechs Schüsse abfeuerten, als das Gefecht schon beinahe beendigt war.

Der Festungsbote, welcher übrigens eingesteht, „daß dieses Gefecht eines der blutigsten im ganzen Kriege gewesen“, schreibt in seiner Weise diesen Umstand der Notwendigkeit zu, welche die Preußen gezwungen hätte, ihre Geschütze gegen den bei Sandweier stehenden Sigel zu verwenden, während Corvin, wohl mit gleicher Wahrscheinlichkeit, behauptet,

sämmtliche preußische Artillerieoffiziere wären diesen Nachmittag in Baden gewesen. Dem Ausfalle schreibt sodann Elsenhans zu, daß die folgende Nacht keine Beschießung mehr stattfand, und sagt: „So sind also unsere Brüder nicht umsonst gestorben; sie starben für das Wohl der Bürger von Rastatt!“ —

Eines für diese Zeit immerhin schönen Zuges habe ich zu erwähnen. Eine Anzahl Kanoniere hatte sich uns anerboten, die während der Beschießung gefährdete Bibliothek des Lyzeums in den Kasematten zu sichern und forderten durch Maueranschlag ihre Kameraden hiezu auf. Als wir hiefür dankten, weil denn doch die Gefahr der Verschleppung zuletzt so groß war, als die der etwaigen Beschädigung, stellten sie eine Wache im Lyzeum auf, die Wasserkübel zu verteilen und bei etwaigem Vorkommnisse zu löschen. Das hätten wir denn doch nicht vermutet. „Et in luto margaritae“*)

Montag, 9. Juli.

Die Nachricht von Sigel's Annäherung hatte in unserer Kellergesellschaft, wie in der ganzen Stadt die größte Bestürzung erregt. Um so froher war das Erwachen nach dem kurzen Schlummer, — denn man hatte sich heute etwas wohnlicher eingerichtet und den Frauen besondere „Appartements“ eingerichtet. Es war nicht geschossen worden, weder von den Wällen noch aus dem preußischen Lager. Heute fand eine Versammlung statt zur Bildung des „Clubs des entschiedensten Fortschrittes.“ Elsenhans hatte dieselbe angeregt, Reuter und Hain die Idee vortrefflich gefunden, damit der Verzagtheit der Bürger gesteuert werden könnte. Tiedemann hatte mit großen Lobpreisungen seiner selbst sich dieser Nachricht angeschlossen, wie Enno Sander berichtet; sonst disputirte und zankte man sich, als ob kein Feind in

*) Perlen auch im Kothe. Auch unter sich hatten die Kanoniere zuletzt einen Ausschuß gebildet, die immerwährenden Exzesse durch ein Ehrengericht zu beschränken. Kriegsger. Akten gegen L. Handloser und Genossen.

der Nähe sei und gab gleich von vorneherein den Beweis vom Unsinn dieser Anstalt. Später setzte in einer Versammlung im Museumssaale Elsenhans seine Lieblingsidee durch; doch hat meines Entsinnens dieser Club nur zwei Sitzungen abgehalten, und seine einzige Schöpfung war später jene geheime Polizei zur Entdeckung „reaktionärer Umtriebe“ in der Stadt. Hiezu hätte man wahrlich weder eines Clubs noch einer Polizei bedurft. — Auch die Besatzung machte sich heute einen „Spaß“. Noch war in Rheinau Wein, die Quelle des Muthes, zu haben. Nachmittags 4 Uhr zogen Soldaten und Freischärler einzeln und in kleinen Gruppen hinaus, so daß es zuletzt bis 800 Mann gegen den ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs waren, besetzten das Dorf und begannen mit den am Mühlgraben postirten Preußen zu plänkeln. Auch eine Kanone wurde an die Murgbrücke gezogen und von den Wällen aus ein starkes Feuer gegen die preußische Feldwache eröffnet, die inzwischen durch eine reitende Batterie und zwei Kompagnien verstärkt, zuerst die nördliche Ecke des Rastatter Oberwaldes besetzte, dann gegen das Dorf vordrang. In dieses war von Tiedemann Baumer mit einer bayrischen Ordonnanz abgeschickt worden, die Plünderer zurückzurufen. Von einigen derselben wurde er verhöhnt; ein Dragoner zog den Säbel gegen ihn. Als er von den anderen entwaffnet wurde, zog er eine Pistole, die Ordonnanz riß sie ihm aus der Hand, der bartumwallte Hauptmann fand für gut, sich in die Festung zurückzuziehen. Der Dragoner gab sich nicht zufrieden, er sprengte Baumer nach, schoß die zweite Pistole ab, ohne zu treffen. Von mehr Steinwürfen, als fügsamen Soldaten gefolgt, kam der Abgeordnete in die Festung zurück, und zeigte die Sache an, nach welcher kein Hahn mehr krähte. Den Plünderern bekam die Sache zuletzt doch übel. Sie mußten nach ihrer Angabe vier Todte auf dem Platze und mehrere viehisch Betrunkene in den Kellern zurücklassen. Die preußischen Berichte sprechen von keinen Gefangenen, sondern von 10—15

Todten, wovon etwa sechs im Dorfe Rheinau niedergestoßen worden seien. Auch viele Verwundete wurden in die Stadt zurückgeschleppt; sie waren mitunter durch die Wallgeschütze und ihre eigenen Kameraden getroffen.

Noch vor dieser Expedition hörte man Gewehrfeuer in ziemlicher Ferne gegen Förch hin. „Dies ist Sigel,“ schrieen sie, der die Schlacht beginnt.“ Es waren aber nur die Preußen, welche ihre alten Schüsse aus ihren Gewehren losbrannten. Bald war alles wieder still. Wir bearbeiteten nicht ohne Erfolg Maler und die andern jungen Leute für die Uebergabe, indem wir sie versicherten, es gebe keinen Sigel mehr in Baden, außer dem jungen Adjutanten Tiedemann's und dem Apotheker in Freiburg. Unser Wort erhielt Gewicht, als ein Dragoner im äußern Zimmer sich für die Ordonnanz ausgab, welche Sigel hierher geschickt habe. „Sigel sei“, sagte er, „in zwei Märschen von Offenburg gekommen, ihr erstes Quartier hätten sie in Bühl gehabt, jetzt stünde er zwischen Oos und Sinsheim.“ Ich fragte ihn, woher er das wüßte, da er ja schon seit gestern in der Festung sei.? Er schwieg. „Wo die Preußen denn ständen?“ — „Diese seien,“ meinte er, nirgend zu sehen gewesen.“ „Aber er habe ja gesagt, sein Pferd sei gestern erschossen worden!“ „Ja,“ — sagte er . — „die Preußen schießen eben gar weit, über 1000 Schritt“. „Durch welches Dorf er denn gekommen sei?“ — „Durch gar keines“, war seine Erwiderung. „Aber dies sei ja nach der Karte unmöglich.“ — „Er kam eben durch Muggensturm,“ meinte ein Offizier des Generalstabs (!) „Sie sehen meine Herren“, sagte ich kalt, „wohl ohne Lorgnette, daß Sie einen Betrüger vor sich haben.“ Dies wirkte. Baumer arretirte den Mann, führte ihn vor Tiedemann und kam bald mit der Nachricht zurück, er habe im Verhör gestanden, daß er gestern betrunken zum Rheinthor hinaus und über das Glacis zum Karlsruher Thor wieder hereingekommen sei. Tiedemann aber stellte wie gesagt, weiter keine Untersuchung an. „Seht

Ihr, wie man Euch zum Narren hält mit der Hoffnung auf Entsatz", flüsterte Dr. Neck einigen Kanonieren zu.

Dieser Vorfall gewann nicht wenig Gemüther für die Uebergabe.

Dienstag, 10. Juli.

Infolge des gestrigen Skandals von Rheinau wurde heute der Befehl gegeben, die Posten auf den Wällen zu verdoppeln und Jeden niederzuschießen, der gegen Befehl die Festung verlasse. An den preußischen Lagerplätzen bemerkte man Bewegung; es war die von General von der Gröben angeordnete Verstärkung und Befestigung der Umschließungspunkte. Der Wald vor dem Hirschgrunde wurde soweit rasirt, daß dieser frei blieb, Geschütze erhielten ihre Aufstellung hinter dem Eisenbahndamm, an und hinter dem Hirschgrund, hinter dem Iffezheimer Wald in Plittersdorf, Muggensturm, vor Oetigheim und Rauenthal, zusammen 50 Feldgeschütze.

Auch wurden Verschanzungen begonnen, sich gegen Ausfälle zu schützen, vor der Federbachbrücke, am Hirschgrunde, am Kuppenheimer Eisenbahnbogen, am Wege von Rauenthal nach Niederbühl, am Federbach, ohne daß die Belagerten Lust oder Mittel hatten, diese Arbeiten zu hindern. Heute wurde der beim Ausfall gebliebene Lieutenant der Batterie Backoff beerdigt. Der Sarg mit Kränzen, mit dem Säbel des Gebliebenen geschmückt, wurde unter Trauermusik mit einer großen Begleitung von Soldaten, Bürgern, Volkswehren, einem Gemische bunter, oft abenteuerlicher Trachten, zum Friedhofe gebracht. Bald war die Zeremonie vorüber, es knallten die üblichen Salven. Die öftere Wiederholung der letztern bei den sich immer mehrenden Bestattungen hat denn im preußischen Lager das Gerücht verbreitet, welches durch die Zeitungen ging, daß die Zwietracht unter der Besatzung sich bis zu Straßenkämpfen gesteigert habe, wie denn überhaupt die Zeitungsberichterstatter oft wunderliche Dinge über den Zustand in der Festung schrieben. So sah einer

die auf den Spitälern aufgesteckten weißen Fahnen für schwarze an und schloß daraus, daß die Besatzung sich bis auf den letzten Mann vertheidigen wolle; Andere wollten wissen, daß das Salz in der Stadt ausgegangen und Pulver als Würze der Speisen dienen müsse. Schon wurde berechnet, in wie vielen Tagen diese unnatürliche Nahrungsbereitung die Einwohnerschaft und Besatzung müsse aufgerieben haben.

Jetzt kamen unter den Klängen eines lustigen Marsches die ungeordneten Haufen in die Herrenstraße zurück und zerstreuten sich lachend unter fröhlichem Geplauder in die Wirthshäuser. Man konnte sich einer tiefen Wehmuth bei diesen Gedanken nicht erwehren. Wie lange konnte es dauern, so mußte dieses Bild sich umkehren und auf die lustigen Klänge dieses Lagerlebens für Viele der Trauermarsch zum letzten Gange in den Wallgraben folgen?

Des Nachmittags zog auf Befehl eine Abtheilung der Besatzung nach Rheinau, besetzte die Brücke und zündete einige zunächst gelegene Häuser an.

Es wurmte die Offiziere der Besatzung nicht wenig, daß die Preußen seit der ersten Aufforderung gar keine Notiz mehr von den Eingeschlossenen nahmen, daß der einzige Verkehr nur durch Kugeln stattfand. Es war daher Tiedemann gar nicht unerwünscht, daß die Spitalärzte ihn ersuchten, sich bei den Belagerern um Blutegel zu verwenden, deren Bedarf der Platzarzt, Dr. Welcker, auf 1000 Stück angab. Tiedemann schickte heute den Lieutenant Schade mit folgendem Schreiben als Parlamentär an General v. d. Gröben:

Rastatt, 10. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt an Herrn K. Gr. v. d. Gröben, Generallieutenant u. kommandirenden General des 2. Korps im K. Q. Kuppenheim.

Im Namen der Menschlichkeit und Zivilisation werden Sie angegangen, inliegenden Bedarf*) an Blutegeln für unsere tapfern aber unglücklichen Kameraden, worunter auch

*) Den im Berichte des Dr. Welcker bezeichneten.

von Ihren Truppen sich befinden, die menschlich zu behandeln ich für eine heilige Pflicht stets erachten werde, verabfolgen zu lassen.

Vom Standpunkte deutscher Bildung aus, gebe ich mich der gerechten Hoffnung hin, daß meinem Ansinnen entsprochen werden wird, und sehe sonach auch einer gefälligen bestimmten Antwort entgegen.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann, Oberst.

Zugleich hatte Tiedemann ein Schreiben an seinen Vater beigelegt, welches von der Gröben mit der Zuschrift: „Den bekümmerten Eltern diese Worte des Sohnes," an seine Adresse gelangen ließ. Die Blutegel würden morgen besorgt werden, war die Antwort des Generals. Es war eine ebenso im preußischen Lager als in der Festung verbreitete Sage, die Besatzung habe damals unter Bedingungen die Uebergabe angeboten. Der scheinbare Widerspruch zwischen derselben und dem offiziellen Schreiben ist durch die Aussage Schade's gelöst, er habe bei den Preußen über diesen Punkt „sondirt". Diese Unterredung Schade's wurde dann im Festungsboten nach der Weise dieses Blattes kommentirt. Auch wurde den gleichen Abend ein Kriegsrath gehalten. Dieser aber betraf mehr die Geldverlegenheit der Festung. Schon war der Silbervorrath der Kriegskasse auf die Neige gegangen; eine Schmälerung des Soldes war von Tiedemann und den meisten Offizieren aus Besorgniß einer Meuterei verworfen worden; kaum daß die Letzteren sich gefallen ließen, auf die Kommandozulage zu verzichten. Schon wurde mit neuen Kupferkreuzern und Halbkreuzerstücken ausbezahlt, dem Reste des von Karlsruhe mitgenommenen Münzvorraths — ein hübsches Spielgeld zwar, aber mit unangenehmer Aussicht auf die nächsten Tage, denn: „Point d'argent, point de Suisses*)."

Auch zankte sich Biedenfeld in bedenklicher Weise mit dem „Festungsboten", den er als Organ Tiedemann's betrachtete.

*) Ohne Geld keine Schweizer.

Dieses Blatt hatte nämlich sein Benehmen beim projektirten Ausfall geradezu als Verrätherei bezeichnet. Dagegen glaubte nun der alte Soldat sich als Schriftsteller versuchen zu müssen; — er hatte es in gröberer als gut stilisirter Entgegnung gethan. Allein aus diesem Wortgezänke blickte die Möglichkeit durch, daß er durch die That sich dem Treiben der Gegner entgegenstemmen könnte. Wirklich hatte auch der Hauptmann der Feldbatterie, die vor dem Gasthause zum Löwen aufgestellt war, sich bereit erklärt, daß er auf jeden Fall zu Biedenfeld halten würde, und die Mannschaft hatte auf offenem Markt ihm angelobt, daß sie seinen Anordnungen unbedingt gehorchen werde. War in dieser Lage durch Soldschmälerung auch der übrige Theil der Besatzung schwierig geworden, so mußte eine Contrerevolution voraussichtlich allen Erfolg haben. Man mußte also zuvörderst Geld schaffen. Es wurde daher den Vertretern der Bürgerschaft das Ansinnen eines Anlehens in zwei Raten und im Betrage von 10—15 000 Gulden gemacht. Hiedurch wurden auch diejenigen Mitglieder des Gemeinderaths abgeschreckt, welche bis jetzt vielleicht günstig für den Aufstand gesinnt waren. Die Kontribution wurde unter Darlegung der sonstigen Lasten der Stadt abgeschlagen, und da auch Enno Sander die Triftigkeit dieser Gründe hervorhob, so unterblieb die Sache. Man machte dagegen den Vorschlag, Papiergeld zu creiren, welcher als unausführbar dahin abgeändert wurde, daß man, weil das Ochsenfleisch schon ausgegangen war — die Bürger, welche drei und mehr Kühe besaßen, einlud, zwei abzuliefern, und zwar gegen einen Schein, wonach sie später einen sehr anständigen Preis dafür erhalten sollten. Manche Bürger haben dies auch wirklich gethan und warten wohl noch auf Bezahlung; meiner Wirthin rieth ich, alles Vieh, bis auf eine Kuh, dem Fleischer, wenn auch unter dem Preise, zu verkaufen. Sie that es und hat es nicht zu bereuen gehabt, obwohl das baare Geld jetzt mehr lästig als willkommen war. Jeder-

mann wollte bezahlen, Niemand Geld einnehmen, weil man dies bei einer gewaltsamen Kontribution zu verlieren fürchtete. Auch die Wein- und Fruchtvorräthe wurden aufgenommen und der Beschluß gefaßt, die Kassenvorräthe des Lyzeums- und Heiligenfonds und mehrerer milder Stiftungen in Beschlag zu nehmen. Dies gab wieder für einige Tage Löhnung. Mittlerweile wurde allabendlich in den Wirtshäusern gejubelt und getanzt, so daß Tiedemann durch einen Maueranschlag die Polizeistunde unnachsichtlich auf 10 Uhr festzusetzen sich veranlaßt sah.

Mittwoch, 11. Juli.

Der Festungsbote sagte heute, „Rastatt müsse ein zweites Numantia werden.“ Was heißt denn dies? fragten mich einige Bürgerwehrmänner. „Je nun, Ihr sollt Euch eben so lange wehren, bis Ihr aus Hunger Menschenfleisch essen müßt, bis ein einziger Mann von Allen am Leben bleibt, und damit der Feind nur leere Häuser finde, müßt Ihr vorerst Eure Frauen und Kinder umbringen, Euere Divans und Bettladen aufthürmen, Eure Fräcke und Shawls mit den Kranken und Jungfrauen d'rauf setzen, und den Bettel anzünden. So ging's in Numantia.“ Die Ehrenmänner hatten erstaunlich wenig Lust, zu solchem Heldenruhme.

Es war die Sage verbreitet worden, daß auf drei Tage Waffenruhe sein solle, doch knallte es beständig von den Wällen. Die Oos und der Gewerbskanal, welche schon vor einigen Tagen von den Belageren abgegraben waren, blieben heute völlig aus; die Mühlen, die Gewerke, die Brunnen standen still. Man machte den Plan, unter dem Schutze der Wallkanonen die Murg zu stauen, um so wenigstens genügendes Trinkwasser zu erhalten, wenn die Horizontalwasser-Brunnen ebenfalls versiegen sollten. Dies kam indessen nicht zur Ausführung, und die Besatzung entschädigte sich für das Wasser mit — Wein.

Gegen 11 Uhr brachte ein preußischer Parlamentär, Lieutenant v. Krosegk, die erbetenen Blutegel mit der einfachen

Ueberschrift: „Für die Kranken und Verwundeten von Rastatt, 1000 Stück Blutegel." Bezahlung anzunehmen, schlug er aus. — Weiteres verhandelte er weder mündlich, noch hatte er schriftliche Aufforderung. Durch die Glocke wurde verkündet, daß morgen unter dem Schutze der Kanonen die Bürger die reiche Ernte auf den nächstgelegenen Aeckern einheimsen dürfen.

Donnerstag, 12. Juli.

Die vorige Nacht wurde durch die preußischen Ingenieurs die Rheinauer Murgbrücke angezündet. Es hatten gerade diese Nacht die bei der Brücke und am Murgdamm postirten Abtheilungen der Besatzung sich in die Festung zurückgezogen. Nun konnten die Pioniere und ihre Bedeckungsmannschaft sich um Mitternacht unbemerkt dem Punkte nähern, einen Holzstoß anlegen, Pulversäcke an dem ersten Joche befestigen. Erst als jener angezündet war, fiel der Schuß einer Schildwache. Kurze Zeit darauf wurde die Gegend der Brücke und das Dorf fruchtlos mit Kartätschen und Granaten beworfen. Mittlerweile zündete das Pulver und sprengte den Belag der Brücke und die nächsten Balken aus einander.

Ein eigentümlicher Anblik bot sich heute dar. Durch die Straßen rasselten Erntewagen, eilten Schnitter und Schnitterinnen, geleitet durch den wetterharten Freischärler mit der Muskete oder der ferntragenden Wild'schen Büchse. So weit das Wallgeschütz trägt, wird die überreife Frucht geschnitten, gebunden, aufgeladen. Mitunter nähert sich plänkelnd eine preußische Patrouille; dann donnern die Kanonen, knallen Gewehrschüsse hinüber und herüber. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Knecht erschossen und verlor ein preußischer Wehrmann das Bein durch eine Kardätschenkugel. Mancher Wehrmann des ersten Aufgebots benützte wohl auch diese Gelegenheit, aus der Festung zu entrinnen. Er näherte sich den preußischen Vorposten, steckt ein weißes Tuch auf das Gewehr und läßt sich gefangen nehmen, um

das Treiben in der Festung nicht länger mitmachen zu müssen. So erhalten die Preußen allmählig zuverlässigere Berichte über die Lage der Stadt.

Es verbreitete sich das Gerücht, die Stadt würde heute Nacht von drei Seiten bombardiert werden; diesen Augenblick würde man dann benützen, eine Contrerevolution auszuführen. Enno Sander glaubt, solche Gerüchte seien von der „Reaktion“ verbreitet worden. Das Erstere wenigstens rührte theils von der beobachteten Aufstellung der preußischen Artillerie her, die oben erwähnt wurde, theils von dem Umstande, daß man auf der Kuppenheimer Straße die bei Freiburg übergegangenen Dragonerregimenter und Artilleristen gegen Muggensturm marschieren sah, ohne sie deutlich zu erkennen. Von der Contrerevolution sprach man ganz offen; — wie wir denn in ganz scheulosem Scherze unsere Abendgesellschaft im Löwen den „Club der entschiedensten Reaktion“ nannten.

Freitag, 13. Juli.

Die Nacht war wider alles Erwarten ganz ruhig vorübergegangen. Da an einer ernstlichen Beschießung des Platzes bei nicht erfolgender Uebergabe kaum zu zweifeln war, so hatte ich meinen Divan mit einigem Bettzeug zu den Habseligkeiten eines Kollegen im Bastion XI. beim Kehler Thor verbringen lassen. Dies hatte zu Hause so große Bestürzung veranlaßt, daß die Frauen mich inständig baten, sie nicht zu verlassen. Und doch hätte ich gar zu gerne eine Nacht in einer solchen Kasematte zugebracht. Ich mußte dies nun auf bessere Gelegenheit verschieben. Im obern Stockwerk des genannten Bastions befanden sich die kriegsgefangenen Unteroffiziere und Soldaten der Preußen und Reichstruppen. Dort hatten sie ihr Lager auf Stroh mit wollenen Decken, zwar wohl gegen Kälte, nicht aber gegen Ungeziefer gesichert, über welches ein hessischer Unteroffizier sich bitterlich beklagte. Dieser erbat sich die Erlaubniß, ein Stockwerk tiefer herab zu kommen, und erhielt hier von den mitleidigen Bewohnern

ein oder das andere Buch, was ihn sehr zu erfreuen schien. Die übrigen Soldaten kamen bei sonnigem Wetter wohl auch in den Hofraum des Bastions herunter und hörten von ihren Wachen, je nach deren Gesinnung, manches tröstende, manches scheltende Wort. Doch fehlte es nicht an Mitleidigen, die einen Trunk, ein Päckchen Tabak, ihnen gönnten und so ihre Lage zu erleichtern suchten. Dessenungeachtet wären die armen Burschen wohl lieber d'raußen bei ihren Kameraden gewesen, als hier, wo ihre Lage der Maus verglichen werden konnte, mit welcher die Katze spielt. Große Aufregung war daher gestern unter ihnen, als der Befehl kam, sie möchten das Loos unter sich werfen, wer als Gegengeschenk gegen die Blutegel freigegeben werden solle, — so hatte es der Kriegsrath beschlossen. Das Loos traf den bei Wiesenthal gefangenen Husarenunteroffizier Strömel, einen verheiratheten Mann, dem die Kameraden denn doch sein besseres Loos von Herzen gönnten, Tiedemann und Biedenfeld waren am Bastion, da er durch einen Parlamentär ausgefolgt wurde. Biedenfeld hatte dem Gefangenen bei Wiesenthal das Leben gerettet und erhielt jetzt die Ausdrücke gerührten Dankes. Sie reichten ihm noch ein Glas Wein, stießen auf ein freundliches Loos an und so wurde er bei Niederbühl den preußischen Vorposten übergeben. Mittlerweile knallte es bis gegen Mittag von den Wällen des Forts C.; es wurde das Wirthshaus zur dicken Eiche in Rheinau in Brand geschossen, um — die dort postirten Preußen zu beunruhigen.

Auf den Wällen des Forts A. ertönte des Nachmittags fröhlicher Scherz, Zitherspiel, Gesang und Becherklang. Beim letzten Bier der Gromer'schen Bierbrauerei war eine Versammlung der Offiziere der Besatzung. Man berieth sich über die Lage der Dinge und beschloß auf den Antrag eines gewissen Nollinger, erst wenn sichere Nachrichten von der Befreiungsarmee eingetroffen wären, Beschlüsse über Uebergabe zu fassen, an diese nicht früher zu denken, als bis ein

Angriff auf die Festung selbst stattgefunden hätte. Auch dann sollte die Uebergabe nur auf ehrenhafte Bedingungen geschehen. Diese Beschlüsse wurden schriftlich abgefaßt, von allen Anwesenden unterzeichnet und dem Gouverneur übergeben. —

Es war nämlich eine Aenderung in der Lage der Besatzung durch eine Entdeckung des Kriegskommissärs Bäsel eingetreten. Dieser hatte ein vermauertes Kamin des Schlosses eingeschlagen und darin die Summe von 10 000 Gulden gefunden, welche ein treuer Kassenbeamter der erst am 3. Juli unter Lebensgefahr aus der Festung entkommenen Festungsbeamtung dorthin versteckt hatte. So ward die Löhnung wieder für eine weitere Woche gefristet und die Hoffnung auf Contrerevolution oder Uebergabe hinausgeschoben. —

Das Schreiben, mit welchem Tiedemann den befreiten Unteroffizier den Preußen übergab, stellte weitere parlamentarische Verbindung mit den Belagerern in Aussicht. Es lautete also:

Rastatt, 13. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt.

an

Herrn Gr. v. d. Gröben, Generallieutenant u. kommandirenden General des 2. Korps der Rheinarmee im K. Q. Kuppenheim.

Die Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten und Wehrmänner der Besatzung Rastatt's haben mir den Wunsch ausgedrückt, einem Feind gegenüber, der sich durch das Geschenk der Blutegel edel gezeigt hat, an Edelmut nicht zurückstehen zu wollen und unter verschiedenen Vorschlägen, diesen Gegenstand betreffend, haben sie mir die weitere einstimmige Bitte vorgetragen, einem gefangenen preußischen Unteroffizier die Freiheit zu geben.

Sonach habe ich dem edlen Ausdruck der Besatzung mit dem größten Vergnügen Genüge geleistet, und der

Ueberbringer dieses ist jener auf den Wunsch der Besatzung hin befreite Unteroffizier.

Schließlich füge ich das Ansinnen bei, für die dortselbst gefangen gehaltenen diesseitigen Hauptleute der Volkswehr, Namens Ampt und Bauer, den diesseits gefangenen Hauptmann des Mecklenburg'schen Grenadierbataillons v. Klein, welcher außerdem als verwundet der Freiheit sehr bedürfte, seine leidende Gesundheit wieder herzustellen, umwechseln zu wollen, worüber baldige gefällige Antwort erwartet wird.

G. N. Tiedemann,
Oberst.

Samstag, 14. Juni

Die Absendung des Parlamentärs hatte Hoffnung auf eine ruhige Nacht erregt. Die Frauen hatten beschlossen, heute eines überirdischen Schlafgemaches sich zu erfreuen; dies gab mir Gelegenheit, meinen Kasemattenplan auszuführen. Ich kam früher als gewöhnlich nach Hause, wünschte der Gesellschaft, die gewöhnlich unter dem Thorbogen plaudernd meine Rückkehr erwartete, gute Nacht und begab mich auf das Zimmer. Als alles ruhig geworden, schlich ich zum Hause hinaus und suchte den mich erwartenden Kollegen auf. Es war 10 Uhr, die von Tiedemann anberaumte Polizeistunde. Unter dem klaren, sternbedeckten Himmel gingen wir den Festungswerken zu; es war tiefe Stille. Selten schlug von den Wällen der Blitz eines Geschosses auf, knallte ein Schuß, der gegen das preußische Lager gerichtet wurde. Zwar hatte Tiedemann schon längst dies verboten. Ich gebe einen hieher gehörigen Parolebefehl aus dem Notizenbüchlein eines vom Unteroffizier zum Offizier gewählten Badeners: „Bei der gestrigen Allarmirung des Platzes hat sich deutlich herausgestellt, wie unerfahren unsere Truppe ist, ich habe mich selbst davon überzeugt in der Lünette Nr. 43. Es wird hiemit auf das Strengste verboten, des Nachts auf einzelne sich heranschleichende Feinde selbst auf Patrouillen, zu schießen, noch viel weniger mit Geschütz darauf zu feuern, wenn nicht

der Feind sich der Linie der Contreescarpe auf der Höhe des Glacis am bedeckten Wege nähert. Vor einem solchen Verfahren, wie gestern geschehen, kann kein Feind Achtung haben, sondern man kann ihm nur zum Gespötte werden, so den Kopf zu verlieren und alles kalte Blut außer Acht zu lassen, die erste Eigenschaft eines alten Soldaten. Die Herren Offiziere, die Unteroffiziere und alten Wehrmänner werden die Soldaten hierüber fleißiger unterweisen. Allein solche Befehle halfen um so weniger, je häufiger Baumer auf die Wälle hinausritt, um den Preußen „e' Bumm'" zuzusenden. —

Beim Bastion angelangt, tappten wir durch die dunkeln Gänge in das für uns bestimmte Gewölbe. Von allen Seiten, oben, unten, rechts, links, tönte sonores Schnarchen. Der schwache Schimmer eines Zündhölzchens leitete uns zwischen den Lagerstellen hindurch zu den unsrigen. Die meinige war durch den hessischen Unteroffizier schon eingenommen; ich bedauerte, den armen Jungen vertreiben zu müssen. Mit manchen Entschuldigungen zog er sich in das obere Stockwerk zurück. Bald erlosch unser Licht; ich entschlummerte, in den Pelz eingehüllt, behaglich. Bald weckte mich Stöhnen und Aechzen am andern Ende unseres Gewölbes. Dort hatten durch eine spanische Wand die Frauen sich gesonderte Appartements bereitet, in denen jetzt Licht sich entzündete. Schatten und Gestalten schwebten hin und wieder; Tod und Leben reichte die Hand in diesen Räumen. In diesen Tagen wurde ein Knabe geboren und eine Frau starb, welche krank hierher geflüchtet war. Es wurde wieder stiller, die Lichter erlöschten, wieder nahte sich der Schlummer. Da macht ein dumpfer Knall sich bemerklich; ein Lichtschimmer fliegt durch die Kasematte. Ob letzteres von den Feuerzeichen rührte, welche man in dieser Nacht auf den Bergen bei Oos als Annäherungszeichen Sigels bemerkt haben wollte, oder von den Raketen, die Corvin gegen Mitternacht von Selz aus als Zeichen erhielt, daß die Freiheitsarmee geschlagen sei, oder

ob es nur ein Licht unserer Kasematte war, weiß ich nicht. Sofort entzündete sich an den Betten wieder Licht um Licht. „Hat's geschossen?" „Wo hat's geschossen?" hörte ich flüstern. Es waren aber Schläge an die Eisenthür, die ein Kasemattengast um Einlaß nach Kräften that. Er hatte es mit der Tiedemann'schen Polzeistunde nicht eben genau genommen; es mochte Mitternacht sein. Jetzt schwebte ein Schlafrock durch den Raum; der Schein einer verhaltenen Kerze beleuchtete eine weiße, denselben überragende Nachtmütze. Es war der unglückliche Schlüsselbewahrer, welcher mit dem Ankömmlinge, dem Pächter der Wirthschaft am Bahnhofe, die Berechtigung erörterte, noch so spät Einlaß zu verlangen. Die Sache ward geschlichtet, der Mann trat herein, beleuchtete an mehreren Betten die unglücklichen Schläfer, welche erschreckt auffuhren und auf ein „Pardon" sich wieder brummend zur Ruhe legten, und verfiel, nachdem er das seinige gefunden, bald in einen tiefen Schlaf, welchen ein Geräusch, nicht unähnlich dem einer trägen Sägemühle, bekundete. Nach kurzem Schlummer weckte mich das Gefühl der Kälte und neues Geräusch. Durch die offene Schießscharte der Kasematte wehte schon kühle Morgenluft. Ein rheumatischer Schläfer suchte mit einem Pfühle die fatale Oeffnung zu verstopfen. Es war 3 Uhr Morgens. Still schlüpfte ich in die Kleider und kam unbemerkt nach Hause, wo ich das Versäumte durch einige Stunden gesunden Schlafs nachholte. Erst später entdeckte ich den Hausgenossen meine Ausreißerei zum Behufe der Kasemattenkunde. Daß es an andern Punkten der Festungswerke lustiger zuging, deutet Corvin an und erzählte uns Maler fast täglich in pomphaften Bülletins über die — beim zarten Geschlechte errungenen Vortheile. Das lockere Leben, was hier und da in den Kasematten geführt wurde, hat wohl allein zu den abenteuerlichen Gerüchten die Veranlassung gegeben, welche außerhalb der Festung über Brutalität der Besatzung gegen die Frauen umgingen. Daß diese in die Zeitungen den Weg

fanden, war natürlich; die Sache war denn doch gar so pikant. Aber noch nach Uebergabe der Festung versicherte mich ein preußischer Stabsoffizier, daß täglich auf der Parade eine Anzahl Mädchen zum Vergnügen der Besatzung in die Forts kommandirt worden seien; noch am Abend der Uebergabe sei ein halbes Dutzend mit dieser Aussage in eine preußische Wachstube gekommen. Letzteres mag wahr sein; daß sie aber volle Unwahrheit gesprochen, glaube ich kaum versichern zu müssen.

Heute bewegte sich wieder ein Leichenzug unter meinen Fenstern vorüber. Man begrub einen hannöver'schen Freischärler, der vor 8 Tagen von einer Kugel an den Kopf getroffen wurde. Er hatte sich nach seiner Verwundung nur flüchtigen Verband anlegen lassen. Vergeblich war das Zureden des Spitalarztes, daß er im Bett sich müsse pflegen lassen. „Auf dem Walle sei er nötiger als im Krankenzimmer; die Kugel sei hinter dem Ohr wieder hinausgefahren; durch einen so unbedeutenden Streifschuß lasse er sich nicht von seiner Pflicht abhalten.“ Gestern früh aber kam er zum Spitale zurück. „Der Schmerz sei unausstehlich dabei friere es ihn unangenehm.“. Nach einigen Stunden wüster Fieberpantasien lag er in der Bahre. Die Leichenöffnung zeigte, daß der Streifschuß ein ziemlich großes Stück Hirnschale zerschmettert und Splitter in die Masse gejagt hatte, welche dadurch in Eiterung überging und den Tod herbeiführte, welchem die Willensstärke so lange aufrecht ins Angesicht sah.

Sonntag, 15. Juli.

Es ist der Tag des Herrn. Vom tiefblauen Himmel sendet die Sommersonne milden Strahl. Zum ersten Mal seit dem Ausbruche der wüsten Zeit öffne ich die Jalousien und blicke sehnsüchtig an die blauen Berge, wo vom Merkurius, von den Ruinen der Burg Eberstein neugierige und besorgte Augen in unsere Straßen blickten. Jetzt läuten die kleinen Glocken der evangelischen Kirche über der Straße drüben.

Nur wenige Beter folgen ihrem Rufe, denn das ist ja eben das Trostlose solcher Tage, daß das Menschenauge, auch in der größten Not, sich lieber an die Erde heftet, als zum Himmel richtet. Doch — jetzt treten sogar Soldaten ein! Nein — sie gehen durch die nächste Thüre in's Amtshaus, wo Kapferer als Platzauditor Verhör hält. „Ich kann Sie standrechtlich behandeln, ich kann Sie erschießen lassen, Sie miserabler Kerl!" — tönts hier und nebenan schwellen sich ernste Orgeltöne zur Melodie: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath will ich mein Glücke bauen" und decken die dünnen Menschenstimmen, die in den Choral einfallen. Auf der Straße gehen lärmend und jubelnd Kanoniere zum nächsten Wirthshaus; es ist eine Szene aus den Hugenotten, in welche von Zeit zu Zeit der Knall einer Kanone einfiel.

In der Stadt jagen sich die unsinnigsten Gerüchte. Im preußischen Lager sei große Bewegung; ein großer Theil des Belagerungsheeres sei nach Ettlingen abgezogen, die Franzosen seien in Rheinbayern eingebrochen. Und all der Unsinn wurde immer, des andern Tags im Festungsboten gedruckt, von der bethörten Menge geglaubt.

Auch heute zog ein feierliches Leichengeleite zum Kirchhof. Ein Adjutant Tiedemann's, Namens Hauff, der Sohn des Pfarrers von Waldenbuch, der beim Ausfall verwundet worden war, wurde zur Erde bestattet. Corvin und Elsenhans hielten, nachdem der Pfarrer die Ceremonie beendigt, Reden, welche nicht nur bei letzterm, sondern in der ganzen Stadt den größten Unwillen hervorriefen. Corvin sprach von der *einen* Göttin, der Freiheit, vom Glücke, für sie zu sterben. Für solchen Tod dürfte man keine Thräne haben, es sei ein herrlicher, glücklicher — und dabei weinte er zuletzt wie ein Kind. Elsenhans läugnete geradezu die Gottheit und nannte jede Religion Unsinn und Dummheit. Enno Sander tadelte öffentlich dies Gebaren und verließ den Friedhof. In der Stadt wurde Sigel's Ankunft in Oos pomphaft verkündet und von einem Ausfalle gesprochen, sich mit ihm zu vereinigen.

Enno Sander sagt, daß er und die vernünftigen Offiziere kein Wort davon geglaubt, daß er das Unthunliche eines Ausfalls eingesehen habe, zu welchem Corvin schon einen Plan ausgearbeitet hatte. Es sollte der rechte Flügel Steinmauern nehmen, der linke nach Iffezheim vordringen, beide sich sodann bei Wintersdorf vereinigen, während die Forts die Aufmerksamkeit der Preußen durch eine starke Kanonade theilten. Dasselbe wäre nur mit den Freischärlern erfolgreich zu machen gewesen, da die Badener, ein besseres Loos hoffend, kaum gekämpft haben würden. In der That hieß es auch allgemein, Biedenfeld würde die Thore hinter den Ausfallenden schließen lassen und die Festung für sich übergeben.

Heute Abend wurde eine badische Schildwache auf dem Walle durch eine preußische Spitzkugel verwundet.

Im Laufe des Tages wurde ein Parlamentär mit dem mecklenburgischen Hauptmann v. Klein zu den preußischen Vorposten abgeschickt. v. Klein gab von der Lage der Besatzung dem General ein ziemlich treues Bild, nur irrte er sich in der Stärke derselben, die er einschließlich der Rastatter Bürgerwehr auf 6500, statt auf 6000 angab; auch gab er irrigerweise an, die letztere habe sich beim Ausfall vom 8. betheiligt. Durch den gleichen Parlamentär wurde Bierbrauer Ampt und Skribent Bauer in die Stadt zurückgebracht, und mit dem Gefolge zahlreicher Haufen neugieriger Bürger in das Schloß gebracht. Als sie von dort entlassen wurden, umdrängte man sie, um Neuigkeiten von Außen zu vernehmen, Sie hielten schweigend den Finger vor den Mund. Tiedemann hatte den Bierbrauer Ampt, dessen Gesinnung er nicht traute, mit dem Tode bedroht, wenn er ein Wort von Dem verlauten lasse, was er draußen gesehen. Mit dem Ausgewechselten hatte v. d. Gröben zwei Schreiben an die Besatzung geschickt. In einem berichtigte er zwei Lügen des Festungsboten über die Lage der Preußen und die Uebergabe der badischen Dragoner bei Freiburg und wünschte den Austausch der ihm fehlenden Nummern

dieses Blattes gegen die Karlsruher Zeitung. Er fügte folgende Worte bei:

„Der kommandirende General dieses Armeekorps ist bereit, Abgeordneten der Besatzung, sowie der Bürgerschaft von Rastatt, unter Begleitung zu gestatten, sich von der Wahrheit oder Unwahrheit jener Angaben und dieser Behauptung, in Karlsruhe, wo die zurückgekehrten Truppentheile bereits angekommen sind, sowie in Oos und Freiburg zu überzeugen, und dann wieder frei ungehindert nach der Festung zurückzukehren, um von dem Erfahrenen und Gesehenen Bericht zu erstatten.

K. Q. Kuppenheim, am 13. Julius 1849.

Der kommandirende General.

(gez.) Gr. v. d. Gröben."

Zugleich beförderte der General den Antrag des Stiftungsvorstandes vom Ursulinerkloster, Regierungsrath Barrack, an das Festungsgouvernement und die städtischen Behörden, „die Oberin des Klostes und vier Nonnen den übrigen schon vor Einschließung der Stadt nach Straßburg geflüchteten Klosterfrauen folgen zu lassen, um sie vor dem nächstens zu erwartenden Bombardement mit dem bereits herannahenden großen Belagerungspark zu retten". Er selbst gab der Abreise der Frauen eventuelle Bewilligung. Enno Sander, Tiedemann u. A. schlossen hieraus, daß die Preußen in der Festung Verbindungen haben müßten. Es war dies ein unrichtiger Schluß; den Festungsboten hatte ein Parlamentär selbst in das preußische Lager gebracht. Was aber die Beschießung anbelangt, so hatte schon den 10. das Oberkommando der preußischen Armee die Ankunft des schweren Belagerungsgeschützes aus der Festung Ehrenbreitenstein zugesagt, und nach erbetener Vermehrung der ursprünglich zugesagten vierzehn Mörser und 10 Haubitzen war bestimmt worden, eine Batterie von 23 schweren Mörsern hinter dem Eisenbahn-Damm, 4 Zwölfpfünder und 2 Vierundzwanzigpfünder in einer Feldverschanzung dem Bahnhof gegenüber, 6 Haubitzen endlich

bei Rheinau aufzustellen. Die Zustände in der Stadt endlich konnten teils durch die von gestern ab häufigen Desertionen, theils durch die auch von außen bemerklichen Unordnungen leicht erkannt werden. So wurde dieser Tage ein Wachtmeister von einem Soldaten auf dem Walle erschossen. Auf den Thäter wurde im Festungsboten gefahndet; derselbe wußte sich aber unsichtbar zu machen. Während die wachhabenden Offiziere in die Weinhäuser gingen, anstatt die Wachen zu besichtigen, und dieses einen „kühnen Flankenmarsch“ nannten, schossen die Soldaten in den Forts und auf den Wällen ganz gemütlich auf die Scheibe. In der Stadt selbst kamen Raufhändel die Hülle und Fülle vor. Ich will nur ein Beispiel vom heutigen Tage anführen. Ich saß des Abends mit Pfarrer Lindenmayer und Dr. Neck friedlich auf der Post; der Wirt erzählte uns von den Reisen, die er mit Dr. Siebold nach Japan und China gemacht hatte. Da entstand Mordspektakel in der Küche. Unser Koch, ein wohlbeleibter Mann, der sich so feucht hielt, als irgend einer der Kanoniere, hatte die Zustände unserer Besatzung eine Lumpenwirtschaft genannt. Da drang ein dort einquartierter Dragoner mit dem Säbel auf ihn ein; der Koch verteidigt sich mit seiner Waffe, dem Küchenmesser. Der Wirt eilt, abzuwehren, kehrt aber bald mit blutigem Kopfe, von einem Säbelhiebe getroffen, zurück. Während seine Wunde der Arzt verbindet, beginnt der Rumor von Neuem. Der hinausgerufene Arzt findet den Koch von 16 Wunden bedeckt, wovon eine Schädelspaltung lebensgefährlich war; ein Finger ist im ersten Gelenke der Länge nach durchspalten und muß sogleich exartikulirt werden. Querhiebe über die Hand lassen den Verlust der übrigen befürchten. Nach angelegtem Verbande wird eine Sänfte herbeigeholt; der alte Bursche geht ohne Beistand zu derselben hin, im Spitale die Treppe hinauf. Er ist wieder geheilt worden. Der Dragoner? Nun der wischt das Blut vom Säbel ab und legt sich ruhig zu Bette. Man ißt zu

Nacht, erzählt sich die Sache, man sagt: „Der Teufelskerl ist toll." — Voila tout. Ich glaube, er hat später kaum einige Tage Arrest erhalten. Ueberhaupt gehörten diese Dragoner zu den zuchtlosesten Gesellen der Besatzung und bildeten einen schneidenden Gegensatz zum Benehmen der bayerischen Chevauxlegers. Bald ritten sie selbst wie rasend in der Stadt umher. Als einem solchen sein Offizier, Lieutenant Harder, sein Benehmen verwies und ihn absteigen und das Pferd nach Hause führen hieß, stieg er wohl ab, ließ aber das abgetriebene Pferd ledig laufen und murmelte: der Lieutenant soll es selbst in den Stall führen." Bald vermietheten sie die Pferde stundenweise um Geld an die Lehrlinge der Stadt, welche sich dann darauf wacker herumtummelten. Bald liehen sie sich Wagengeschirr, oktroirten einen Kutscher und fuhren in toller Wirthschaft durch die Straßen. Gerade heute hatte ein Kutscher eine ganze solche Gesellschaft, worunter diesmal auch bayerische Reiter waren, in die halbtrockene Oos beim Fort A. umgeworfen. Aehnliche Unordnungen traten so sehr zu Tage, daß schon gestern die Bürgerwehr die Absetzung ihres Kommandanten beantragte, weil er über seinen Funktionen als Platzmajor vergesse, der Bürgerwehr jene Aufmerksamkeit zu schenken, wodurch die Gefährdung des Bürgers und der Stadt verhindert werden könnte.

Wozu hätten nun die Belagerer andere Quellen nöthig gehabt, als die Erzählungen der Ueberläufer, um zu sehen, wie es im innern der Festung stünde? Dennoch ließ Tiedemann eine Frau, welche während der Ernte mit preußischen Vorposten gesprochen, und zu ihren Nachbarinnen gesagt hatte, diese Preußen seien keine Menschenfresser, wie man sie schildere, sondern ganz charmante Leute, einziehen, und bedrohte sie als „Spionin" mit dem Tode durch Erschießen, wenn sie sich noch einmal Aehnliches beigehen lasse. —

Montag, 16. Juli.

Ich hatte gestern mein Kellerquartier allein bezogen;

des fortwährenden Hin- und Wiederziehens war ich herzlich satt, und da unten war es herrlich kühl in der heißen Sommernacht. Um Mitternacht weckte mich der Knall schweren Geschützes; doch pfiffen die Schüsse nicht; sie gingen nach außen auf irgendwelche preußische Patrouille. Dennoch knarrte bald die Kellerthüre und in abenteuerlichem Aufzuge kamen die Frauen herab, mit Kissen und Bettzeug beladen, um in der Tiefe des Gewölbes Schutz zu suchen.

Es war heute Nacht im Spitale ein wahrer Opiumfresser verschieden; ein Soldat, dem Dr. Steiner Morphiumtropfen verordnet hatte. Dieser trank das ganze Fläschchen in einem tüchtigen Reiterzuge aus und erwachte nicht wieder.

Im Schlosse verlangten heute die Offiziere massenhaft Patente für ihre Stellung, ihre Beförderungen. „Sie wollten, sagten sie, „im unglücklichen Falle einen Halt haben, um eine Schrift vorzeigen zu können, welche ihren Rang beurkunde. Enno Sander gewährte ihr stürmisches Gesuch, um ihnen die Freude nicht zu verderben, fertigte aber auch zugleich die Patente für die Aerzte u. A. aus, welche keine verlangt hatten. Diese Patente sind dann mitunter in den Standgerichten, wie z. B. gegen die Lieutenants Weick und Biesele, Gegenstand schwerer Anklage geworden.

Soldaten trugen ein schwarzes Bahrtuch an meiner Wohnung vorüber; ich folge. Im Saale des Schlosses wurde ein Tisch damit bedeckt; es wurde ein Kriegsgericht vorbereitet, und nur die schwarzen Mäntel und der Todtenkopf fehlte, so hätten die Ahnenbilder der alten Markgrafen auf ein Theater-Vehmgericht niedergeschaut. Ueber die Statisten, welche dasselbe besetzt hatten, äußerte Sander: „Ich kann nicht beschreiben, wie ärmlich dieses Gericht war, und wie klar die Unbeholfenheit und Ungebildetheit der Offiziere zu Tage kam." Auditor Kapferer stellte als Ankläger gegen einen unbotmäßigen Soldaten den Antrag auf Erschießen, eventuell auf Zuchthausstrafe nach Inhalt der Kriegsartikel. Das Verdikt lautete auf vierzehntägigen

Arrest. Sie dachten wohl kaum, diese armseligen Tröpfe, welche heute mit aufgeblähten Backen aus dem Gerichtshof traten, daß in wenigen Wochen blutig ernst nach den strengen Bestimmungen des Standrechts in den gleichen Räumen die gleiche Szene würde wieder vorgenommen werden, und daß sie dann auf der Armensünderbank sitzen würden.

Vom Frauenkloster entfernte sich heute unter Parlamentärflagge ein Omnibus mit den letzten der flüchtenden Frauen; Bierbrauer Ampt setzt jeder Frage nach dem Stande der Dinge außerhalb der Festung unüberwindliches Schweigen entgegen; beides giebt die nicht eben tröstliche Aussicht auf ein nahes Bombardement. Im Kriegsrath wurde beschlossen, den Major Lang auf das Anerbieten v. d. Gröben's hin in das Oberland abzusenden, zu großem Verdrusse Tiedemann's, der seinen Mann wohl kannte. Des Nachmittags wurde die Musterung der ganzen Besatzung vorgenommen, deren neue Eintheilung schon seit einigen Tagen von Corvin, projektirt worden war. Die einzelnen Truppenkörper der Volkswehren, die Schweizer-, Polenlegion u. s. w. wurden aufgehoben und sämmtliche Mannschaft in 3 Bataillone in der Stärke von etwa 500 Mann zusammengeworfen. Die Offiziere derselben waren neu gewählt und einer Fähigkeitsprüfung unterworfen worden. Da die abgedankten Korpsführer und Hauptleute in die Suite Tiedemann's eingereiht wurden, so war die Zahl der in dieser befindlichen disponibeln „Majore" — denn alles ließ sich Major nennen — auf nahezu dreißig gestiegen.

Tiedemann ritt mit seinem Gefolge die Front der Bataillone auf und ab; er wird überall schweigsam empfangen. Er haranguirt die Truppen; vielfach wird vor die Front getreten und Beschwerde gegen Dies und Jenes vorgetragen, am meisten von den fremden Freischärlern. Das dritte Regiment, die Dragoner bleiben in finsterm Trutze von der Musterung weg. Einer der letztern wird vom Gouverneur auf dem Marktplatze angerufen, warum seine Truppe sich

17*

nicht versammle; umringt von einem Haufen Bürgern gibt er schnöde Antwort. Soll ich Dir den Schädel spalten?" — schrie Tiedemann, und entblößt seine Waffe. „Ich habe auch einen bei mir," ist die Antwort des Soldaten unter dem Hohngelächter der Bürger. Der Gouverneur reitet von dannen und erlebt am untern Markte eine ähnliche Szene. Ohne Macht oder Lust, ein Exempel zu statuiren, erzählte er in einer Proklamation vom 20. diesen Vorfall und andere, und fügt bei: „Wir wollen ihnen verzeihen, denn sie wissen es nicht besser." Schärfer hantiert er den badischen ersten Aufgeboten gegenüber. Das Freiburger, dessen wohlhabendere junge Leute sich in Gasthöfe und Privathäuser eingemiethet, zu der Rastatter Bürgerwehr eingereiht hatten, war in das Fort A. befehligt worden. Als dort keine Räume für dasselbe bereit waren, verlangte eine Abordnung von Tiedemann Abänderung dieser Maßregeln. Er bedroht ihren Sprecher mit sofortigem Erschießen. „Ho, ho, Herr Gouverneur, man erschießt doch nicht sogleich," antwortete der Sprecher. Erst des andern Tags wurden die Leute in dem Fort C. untergebracht. Ueberhaupt war die Verwirrung, welche Tiedemann's Aenderungen an den Corvin'schen Dispositionen verursachten, so groß, daß die Offiziere laut murrten. Der sonst so ruhige Sander merkte in seinem Tagebuche an: „Wir sind darüber einig, daß Tiedemann ein eingebildeter Esel sei."

Dienstag, 17. Juli.

Die Absendung Lang's brachte doppelte Bewegung hervor. Die Bürger wünschten einen aus ihrer Mitte (es wurde der Kommandant der Bürgerwehr, Frei, bezeichnet) demselben beizugeben. Von der Besatzung intriguirte vorzüglich Corvin gegen Lang. Er wollte Lang's Stellung einnehmen, zum wenigsten ihm beigeben werden. Den Bürgern schlug Tiedemann, ohnedies durch das ungestüme Verlangen der Kanoniere um Schuhe und Stiefel, heute

ärgerlich gestimmt, ihr Gesuch rundweg ab. Die Beigebung Corvin's wurde durchgesetzt.

In der Stadt hatte der Abzug der Klosterfrauen große Angst vor der nächsten Zukunft erregt. Viele Frauen und Mädchen wünschten dem bevorstehenden Ende unseres Trauerspiels zu entgehen. Darunter gehörte auch die Tochter unseres Hauses. Der männliche Muth, den sie sogar während der blutigen Szenen der Beschießung gezeigt hatte, war einer Verzweiflung gewichen, die nur durch mein Anerbieten, mich um ihren Auslaß zu verwenden, beruhigt werden konnte. Tiedemann sagte mir seine Erlaubniß freundlich zu; es wurde gepackt zur Abreise gerüstet, welche vielleicht eine Trennung für immer sein konnte.

Ich wünschte, der „Allgemeinen Zeitung" mein Tagebuch der Belagerung zu übermachen; auch einigen werthen Bekannten wollte ich von den letzten Tagen Nachricht geben, wenn etwa mein Schicksal sein sollte, die Uebergabe nicht zu überleben. Obwohl Androhung der Todesstrafe darauf gesetzt war, übernahm das beherzte Mädchen die Besorgung meiner Briefe.

Ein Oesterreicher, Legisfeld, Lieutenant im dritten Regiment, wurde an v. d. Gröben als Parlamentär mit der Bitte des Bürgermeisters um Entfernung der Frauen und folgendem Schreiben entsandt:

Rastatt, 17. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt
an
Herrn Gr. v. d. Gröben, kommand. General des 2. Korps der Rheinarmee 2c.

„Ihr gefälliges Schreiben vom 13. Juli habe ich erhalten, und beehre mich, Folgendes zu erwidern. Ihren Vorschlag, mich durch Augenzeugen von der Wahrheit der von Ihnen aufgestellten Behauptungen zu überzeugen, nehme ich gerne an, indem die dadurch erlangten Resultate auf das fernere Benehmen der Besatzung nothwendig von Ein-

fluß sein müssen. In unserer vollständigen Ueberzeugung würde jedoch ein Besuch von Oos und Karlsruhe nicht genügen, da uns immer die Hoffnung bliebe, daß unsere Armee sich weiter im Oberland hielte, und demnach Aussicht zu einem Entsatz vorhanden wäre. Verhält es sich wirklich so, wie Sie schreiben, daß unsere Armee nämlich ganz und gar aufgelöst ist, so muß es Ihnen wünschenswerth sein, uns davon die Gewißheit zu verschaffen. Ich ersuche sie daher zu gestatten, daß unsere Abgeordneten bis in unser Hauptquartier oder wenigsteus bis zu unsern Vorposten reisen, und sich durch den Augenschein überzeugen dürfen, ob ihre Waffen die unsrigen gänzlich besiegt haben.

Die Ihnen noch fehlenden Nummern der Zeitschrift „Der Festungsbote" folgen anbei, und ersuche ich sie, uns dafür gegen sofortige Bezahlung ein Exemplar des Frankfurter Journals vom 1. Juli an, wo das Abonnement wieder beginnt, gefälligst zukommen zu lassen.

Daß sie der Oberin des hiesigen Frauenhauses gestattet haben, die Festung zu verlassen, hat die unangenehme Folge gehabt, daß beiliegende 15 Gesuche um eine gleiche Begünstigung eingelaufen sind, die ich Ihnen zur gefälligen Berücksichtigung im Originale beilege.

Außerdem liegen noch einige Briefe offen bei, deren Beförderung ich Ihrer Güte anheimstelle. Schließlich ersuche ich Sie, mir so schleunig, als möglich, zu antworten.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann, Oberst."

In der Stadt war Alles trübe gestimmt, und wie schneidender Hohn klang des burlesken Philipp Reuter's Aufforderung im Festungsboten, „einen Gesangverein zu gründen", um sich die langweiligen Stunden der Einschließung zu kürzen.

Mittwoch, 18. Juli.

Ich erhielt des Morgens schon meine Briefe wieder zurück.

General v. d. Gröben hatte den Auszug der Frauen

durch folgendes Schreiben an das Bürgermeisteramt abgeschlagen:

„Um ein langes und unnützes Blutvergießen zu verhüten, vermag ich auf die mir geäußerten Wünsche vom 17. d. M. nicht einzugehen.

Die Bewilligung für die würdige Oberin des Frauenklosters war eine Warnung für die Stadt.

Jetzt mögen die Väter der Stadt dafür Sorge tragen, daß ihre Söhne nicht länger gegen Recht und Pflicht ankämpfen, und daß die Stadt ihrem rechtmäßigen Landesherrn übergeben werde.

K. Q. Kuppenheim, 17. Juli.

Der kommandirende General.
(gez.) Gr. v. d. Gröben."

Auch der Austausch des Frankfurter Journals wurde abgeschlagen*). Dagegen wurde die Bitte gewährt, die beiden Abgeordneten bis nach Konstanz gehen zu lassen. Lang selbst hatte, da ein anonymer Brief Corvin's ihn von dem Mißtrauen in Kenntniß setzte, welches die Besatzung gegen ihn hege, zwar dem gegebenen Rathe, den Auftrag niederzulegen, nicht entsprochen, aber doch Corvin selbst zum Begleiter begehrt. Heute früh 1/2 11 Uhr sollten sie sich vor dem Niederbühler Thore einfinden. Sie gingen etwas später als diese Zeit, mit großem Gefolge ab, kehrten aber bald wieder zurück. Der zu ihrer Begleitung befehligte Kürassieroffizier, Graf Schmettau, nahm sie in Uniform nicht an. Er ersuchte sie, um ihrer Sicherheit willen, in bürgerlicher Kleidung wiederzukehren.

Dies schien nun Tiedemann so erniedrigend, daß die ganze Unterhandlung Gefahr lief, zu scheitern. Endlich ließ er sich doch beruhigen und schickte den Dragonerlieutenant

*) Enno Sander spricht auch von einem Ansuchen um Waffenstillstand, welches der General abgeschlagen habe. Dieses muß indessen nach den mitgetheilten Aktenstücken nur mündlich geschehen sein. Auch Hackländer erwähnt desselben. Augsb. Allgemeine Zeitung 1849. S. 3114.

Harder mit der Nachricht nach Niederbühl, es würde im Laufe des Tages Entschließung über diesen neuen Zwischenfall erfolgen. Preußischer Seits wurde geantwortet, man werde bis halb 2 Uhr warten. Wären dann die Abgeordneten noch nicht erschienen, so sähe man die Verhandlung für abgebrochen an. Es wurde nun zwar beschlossen, dem Verlangen der Preußen zu entsprechen; allein die anberaumte Zeit war schon verstrichen, ehe die Zivilanzüge bereit waren. Noch einmal schickte v. Schmettau herein, „die Abgeordneten möchten sich beeilen, da um 4 Uhr der letzte Bahnzug nach Freiburg abgehe". Als endlich die Beiden nach Niederbühl kamen, war jener schon nach Kuppenheim zurückgeritten. Bis er wieder herbeikam, verstrich eine Stunde, während welcher die Abgeordneten auf der Straße warten mußten. Endlich wurden sie erlöst und gingen ab. Tiedemann hatte ihnen einen Brief an v. d. Gröben mitgegeben „voll feiner Spitzen", wie er sagte.

Während diese Verhandlungen im Gange waren, fand gegen Rheinau ein lebhaftes Schießen statt. Tiedemann hatte den Befehl gegeben, die Minen zu besichtigen und in Stand zu setzen, was ein Geplänkel mit den preußischen Vorposten hervorrief. Am späten Abend wurde in einem Schreiben, welches v. d. Gröben an Tiedemann selbst gerichtet hatte, Nachricht vom Abgange der Abgeordneten gegeben. Es war beigelegt die Grabrede, welche Brentano von der Schweiz aus seinem Wirken und der badischen Revolution gehalten hatte. Auch das Heidelberger Journal lag bei. Als Tiedemann im Gasthofe zum Kreuze las und von einem Dabeistehenden um Mittheilung der Neuigkeiten ersucht wurde, fuhr er diesen barsch an: „Dies gehe ihn nichts an; er möge schweigen." Tiedemann hatte nur zu gute Ursache, so mißgestimmt zu sein, denn nicht nur stand in der Zeitung mit dürren Worten die Nachricht, daß Sigel schon längst in die Schweiz sei, sondern es lag dem Pakete auch das folgende erschütternde Schreiben bei:

Heidelberg, den 16. Juli 1849.

„Mein Sohn!

Mit wahrer Betrübniß, muß ich offen bekennen, habe ich Deine Zeilen vom 10. Juli erhalten, die mir leider die traurige Gewißheit brachten, daß Du Dich in Rastatt befindest. Bisher hielt mich das Vertrauen zu Deiner Ehrenhaftigkeit und Besonnenheit ab, der in öffentlichen Blättern verbreiteten Nachricht, daß Du Kommandant von Rastatt seiest, Glauben zu schenken. Sehr schmerzhaft hast Du mich aus dieser Täuschung gerissen.

Gleich bei Deiner Ankunft aus Griechenland, da gewissenlose und durch Wahnsinn verblendete Demokraten Dich und Deine militärischen Kenntnisse in der revolutionären Bewegung zu benutzen gedachten, habe ich Dich aufmerksam gemacht, daß es sich nicht dabei um die Aufrechterhaltung und Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung, und um die Erlangung der Einheit und Macht des theuren, deutschen Vaterlandes handle, es gelte vielmehr der Durchführung der rothen Republik. Im vorigen Jahre hattest Du den schändlichen Einflüsterungen des ehrgeizigen Heckers kräftig widerstanden, — ich bestürmte Dich daher mit Bitten, auch jetzt Widerstand zu leisten, und Deinen Namen und Deine Ehre nicht durch Theilnahme an einer schlechten Sache zu beflecken.

Wenn meine Bitten und vorgebrachten Gründe Dich nicht überzeugt und auf dem rechten Weg zu erhalten vermochten, so wird die Bekanntmachung des kurzsichtigen Brentano, die ich zur Notiz beilege, Dir gewiß die Augen öffnen. Buben sind es, welche das große Unheil und die nie zu tilgende Schande über das schöne Baden gebracht haben. Du wirst nun die Ueberzeugung gewinnen, daß Du nicht im Bunde bist mit ehrenhaften Männern, sondern mit niederträchtigen, ehrsüchtigen, geldgierigen, verblendeten Menschen, mit einer wahren Räuberbande und dem Auswurfe aller Nationen Europa's, eine schändliche und schlechte Sache vertheidigst.

Du gehörst zu den wenigen edlen Gemüthern, die in der neuesten Zeit durch den glänzenden Wunsch, dem deutschen Volke Einheit und Freiheit erringen helfen, vom rechten Wege abgelenkt und zum bedenklichsten Aeußersten hingerissen sind. Das erkenne und bedenke! Ich beschwöre Dich nochmals, bei Allem, was heilig ist, bei dem Glauben an Gott, dem Alles gerecht Vergeltenden, bei den Lehren von Christus, in denen Du erzogen bist, bei der Liebe zu Deinen armen Eltern und zum theuren Vaterlande, eine Sache zu verlassen, die Dir unfehlbar den verdienten Tod eines Verbrechers zuziehen wird. Habe Erbarmen mit Deinen alten Eltern, die vor dem Rande des Grabes stehen; schone Deine arme Frau und Dein Söhnchen, — und vor allem gedenke Deiner guten, zärtlichen Mutter, die Deinen Tod nicht überleben wird. Hüte Dich, den Fluch der Mit- und Nachwelt und aller Mitmenschen auf dich zu ziehen, deren Lebensglück Du zu zerstören begonnen hast. —

Mache einen Versuch, wern Du es vermagst, die irregeleiteten und verblendeten Soldaten, welche ihren Fahneneid gebrochen, und im Rausche ihre Fahnen in den Koth getreten haben, unter denen Tausende gefochten, geblutet und gesiegt, und darunter auch Dein verstorbener Onkel, der brave Oberst v. Holtzing, zur Besinnung und Pflicht gegen das Vaterland zurückzuführen. Vertraue auf die Gnade des Großherzogs, in dessen Brust ein edles Herz schlägt. Die im Mai erschienene Amnestie des Großherzogs für die zu ihrer Pflicht zurückkehrenden Soldaten lege ich bei, theile sie ihnen mit. Da ganz Baden von den Reichstruppen besetzt ist, ist jeder Versuch, Rastatt zu vertheidigen, nicht nur vergeblich und tollkühn, sondern es ist selbst ein schändliches ehrloses Beginnen. Bedenke, daß der Tod jedes in oder vor Rastatt fallenden Kriegers ein Mord ist, und daß dieser Dir, als dem Kommandanten zur Last fällt. Hüte Dich, Dein Gewissen zu belasten, es gibt ein Jenseits.

Du bist verwundet, sieh die Wunde als einen Wink

der Vorsehung an, damit nicht andere schon gegossene Kugeln Deinem Leben ein ehrloses Ende machen. Solltest Du taub gegen die Bitten Deines alten Vaters sein und gegen das Flehen Deiner bekümmerten Mutter, Deines Weibes und Deines Söhnchens, nun dann kann ich nur beklagen, daß die Kugel, die Dich verwundet, Dir das Leben nicht geraubt hat. — Solltest Du durch Gottes Gnade erleuchtet, zur Einsicht kommen, daß Du auf falschen Wegen wandelst, und solltest Du meinen Bitten Gehör gebend, so glücklich sein, den Kampf in Rastatt zu beendigen, dann hoffe ich und wünsche ich, daß Du Gnade finden mögest.

Verlasse alsdann Deutschland, und Europa so schnell als möglich, und gehe zu Deinem durch Hecker verführten jüngsten Bruder nach Amerika. Die Mittel zur Ueberfahrt werde ich Dir bei Deinem Onkel in Bremen anweisen. Ernähre Dich als fleißiger Landmann. Es ist der einzige Weg, der Dir im glücklichsten Falle übrig bleibt.

Nochmals beschwöre ich Dich, Dein Ohr nicht den Bitten und dem Rathe Deines alten Vaters und Deiner tiefbetrübten Mutter zu verschließen. Bedenke, daß alle die mannigfaltigen Widerwärtigkeiten, die Dich im Leben betroffen haben, vorzüglich daraus entsprungen, daß Du für guten Rath taub warst.

Von Dir hängt es ab, ob Dies die letzten Zeilen sind, die Du von der Hand Deines Vaters zu Gesicht bekommst.

Gott erleuchte Dich, das ist jetzt der einzige Wunsch, den Dein treuer Vater hegt.

(gez.) Tiedemann."

Donnerstag, 19. Juli.

Auch nach Mitternacht war beim Fort C. wieder gefeuert worden.

Diesen Morgen verbreitete sich gegen 7 Uhr die Schreckensnachricht, es seien Granaten in jener Gegend in die Stadt geworfen worden doch ohne Schaden. Da die Preußen dort keine Geschütze hatten auch bei Tage gewiß

keine Beschießung unternommen hätten, so müssen diese Schüsse wohl nur von den Wällen gekommen sein, wo die Furcht vor einem Handstreiche der Preußen so groß war, daß die Soldaten jetzt und später hinter jeder Bajonettspitze Preußen zu erblicken glaubten, und sich wechselseitig beschossen so von Lunette 33 und 34 *)

Auch innerhalb der Stadt mehrten sich die Zeichen neuer Auflösung aller Bande des Gehorsams unter der Besatzung in augenfälliger Weise. —

Tiedemann hatte heute befohlen, zwei verhaftete unbotmäßige Soldaten auf die Parade zu bringen, damit sie dort ihr Urtheil empfingen. Als er sie wieder in den Arrest schicken wollte, weigerten sie sich geradezu Folge zu leisten; die andern nahmen ihre Kameraden in Schutz. Anfangs drohte Tiedemann; als dies nicht verfing, bat er als Kamerad die Kameraden. Sie hörten nicht auf ihn. „Nun" sagte er, „wenn Ihr nicht in den Arrest wollt, so will ich hingehen". Die Soldaten lachten und meinten: „Laßt ihn nur gehen". — Endlich reichte er ihnen seinen Säbel und sagte: Sie möchten nun Gouverneur sein, wenn sie glaubten die Stelle besser auszufüllen, als er. Die Folge war, daß er wieder ausgelacht wurde. — Des Abends musterte er auf dem Markte das Bataillon der fremden Volkswehren. Zwei betrunkene Kanoniere treten heran; sie beschimpfen ihn ganz vernehmlich. Er drohte ihnen mit dem Säbel, sie dienen ihm darauf mit einer Einladung, die besser von den damaligen Zuständen als von Bildung und Gesittung dieser Leute zeugt. Er befiehlt ihre Verhaftung; Niemand führt sie aus. Die

*) Vielleicht wurden nach Ankunft des Prinzen von Preußen, der gestern Abend bei dem Belagerungskorps eintraf, die Arbeiten der Belagerungswerke rascher gefördert. Nach v. d. Gröben besichtigte er die Festungswerke den 21. Juli. — Am Ausgange des Sandweierer Waldes schlug eine Vollkugel hart vor demselben auf die Straße, prallte auf und flog über die Köpfe der Rekognoszirenden hinweg, wie mir ein preußischer Offizier erzählte.

Sache wird auf die große Amnestie registriert: „Wir verzeihen ihnen, sie wissen's nicht besser."

Die Offiziere haben keine Lust mehr, in diese Sache einzugreifen. Selbst der unermüdliche Baumer will keine Bomben mehr in das preußische Lager senden, er tadelte das Schießen. Es müsse wenigstens ein stillschweigender Waffenstillstand sein, so lange sich unsere Parlamentäre unter den Feinden befinden. Die jungen Leute, unsere Tischgenossen, fragen uns um unsere Meinung über ihr Schicksal, Baumer um die Möglichkeit, sich eine Zeit lang zu verbergen bis Entrinnen möglich sei. Wir schildern ihre Zukunft mit den rosigsten Farben, um verzweifelten Entschlüssen vorzubeugen. „Bürgerwehr und Soldaten in die Heimath entlassen, die Offiziere in ihre frühere Stellung zurückversetzt, vielleicht ein bischen auf die Festung, die Rastatter Bürger mit Einquartierung und einer Kontribution gebüßt. Voila tout". Wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm hascht, geben sie sich täuschender Hoffnung hin gegen die eigene Ueberzeugung.

Auch die bürgerlichen Verhältnisse waren in stürmischer Brandung. Der Mangel an Mehl wurde fühlbar, man wollte jetzt mit Ernst zur Stauung der Murg schreiten, um Wasser in den Gewerbkanal zu bringen,; in drei Tagen sollte die Arbeit beendigt sein. Es schien, als wolle man die Augen schließen über den Zustand der Stadt nach diesen 3 Tagen.

Das von Bäsel aufgefundene Geld war alle: man mußte neue Subsistenzmittel haben. Es wurde von der Stadt Geld verlangt, der Steuereinnehmer sollte das Ohmgeld zum Voraus erheben und abliefern. Kühe wurden gegen Bescheinigung weggenommen, Wein*), Lederwerk, die noch vorhandenen Tuchvorräthe; — um den ungestümen Kanonieren Schuhe, Weißzeug, Monturen zu liefern, wurden Tag und Nacht Schuster, Schneider, Nähterinnen in Be-

*) Banquier Meyer sah u. A. von der Ebersteinburg mit dem Fernrohre, wie vor seinem Hause ein Weinwagen befrachtet wurde.

wegung gesetzt. Man sieht das Ende vor sich und möchte doch noch ein Paar Hosen davon tragen. Schade läßt sich eines aus dem Scharlachtuche der Aufschläge schneidern, ein Anderer zieht hellblau, ein Dritter die graue Farbe vor. Dem Kaufmann Oster, dem Lederhändler Boll werden Vorräthe im Werth von mehr als 300 Gulden „requirirt." Die Stadt soll täglich 2000 Pfund Fleisch liefern. Ueber dieses Ansinnen ist Mittags Bürgerversammlung im Rathhause. Alles ist rathlos. Jammer über den Druck, Wünsche, Deklamationen, keine That, kein fester Entschluß. Ein Bürger macht den Antrag, die Besatzung solle auch, wie die Bürger, nur zwei Mal in der Woche Fleisch essen. Der Gouverneur willigt endlich in die Beschränkung der Lieferung auf 1000 Pfund je am Mittwoch und Sonntage. Während der Belagerung hatte ein Polakenhäuptling sich auf das Rathhaus wollen eindrängen; vom Stadtdiener zurückgewiesen, bricht er doch mit der brennenden Cigarre in den Versammlungssaal ein, er wird vom Diener hinausgeworfen. Darüber wurde der Letztere von Tiedemann verhaftet. Wir benützten dies zum Versuche einer kleinen Meuterei. Es wird die Sache den Wehrmännern der Bürgerwehr vorgetragen, von diesen der Major Frei aufgefordert, die augenblickliche Freilassung zu verlangen. Geschähe es nicht, so würden wir auf eigene Faust Generalmarsch schlagen und ihn selbst befreien. Als die Sache sich verzögert, rotte ich mich mit einigen Wehrmännern zusammen, bewaffnet stürmen wir auf das Gouvernement. „Den Gefangenen wollen wir", ist die Antwort auf die Frage der Ordonnanz. Da kommt Wolf, so hieß der Mann, eben heraus; der Gouverneur hat ihn frei gegeben. Wir führten ihn im Triumph durch die Straßen, und stellen ihn den noch wartenden Wehrmännern mit lautem „Hoch" vor. —

Noch ein anderer Zwischenfall war vorgekommen. Die von Hain organisirte geheime Polizei sollte unsern Tisch überwachen. Es wurde dem zu Folge Elsenhans als Gast

gemeldet. Statt seiner kam Kriegskommissär Bäsel. Ich erzählte die Geschichte der Lederrequisition und fragte, ob sie sich nicht schämen, an den Bürgern solchen Raub zu begehen. Dies sei Crispinusarbeit, nicht das Verfahren von Leuten, die sich eine Regierung nennen lassen. Der Kriegskommissär erwiderte barsch, die Leute hätten ihr Geld, oder würden es von der provisorischen Regierung erhalten. Als hierauf Dr. Neck sagte, es sei eine Beleidigung, uns für so borniert zu halten, als ob wir glaubten, es gebe noch eine solche Regierung, entstand ein heftiger Wortwechsel, der mit einer Forderung des Doktor's endigte. Der Kommissär fand es nicht für gut, sich vor der Zeit einem Schusse Pulver preis zu geben; er schlug die Einladung aus und schilderte unser reaktionäres Gebaren dem Gouverneur. Wir hatten aber die Uebrigen durch unsere Gründe so gewonnen, daß sogar Schade versprach, dahin zu wirken, daß den Beschädigten ihr Geld von der Gemeindekontribution werde. Maler aber, der Cartellträger in dem Handel, ging sofort zu Tiedemann und brachte die Sache in so gutes Geleise, daß Bäsel einen Verweis bekam. Des Abends kam er wieder als Staatsspion in den Gasthof zum Löwen. Ich that, als bemerkte ich ihn nicht und erzählte die Geschichte vom Mittagstische. Der Hohn, das Gelächter, die Frage wer denn dieser Kerl von Spion sei, wirkte so drastisch auf den armen Schlucker, daß er unausgetrunkenen Weines sich schleunigst entfernte. Er hat gewiß des anderen Tages dem Chef der geheimen Polizei, Hain, gemeldet, daß die Reaktion in vollem Gange sei. Wenigstens lasen wir bald darüber einen fulminanten Artikel im Festungsboten.

Freitag, 20. Juli.

Diesen Morgen hielten die Soldaten der Besatzung eine große Versammlung in der evangelischen Kirche. Vor derselben, auf der Straße, in dieser, in jener Ecke wurden größere und kleinere Trupps von den konservativen Bürgern,

von den Staatsdienern bearbeitet. Man beschloß, die Festung zu übergeben, sobald man nur einigermaßen erträgliche Bedingungen erhalte, man verlangte Antheil des gemeinen Soldaten und der Unteroffiziere aller Grade am Kriegsrathe. So hoffte man zu verhindern, daß Tiedemann mit den Freischaaren allein die Sache in die Hand nehme. Diese Beschlüsse wurden formulirt, als ob die Soldaten die Festung nicht ohne Weiteres übergeben, sondern im Kriegsrathe auch ihre Stimme haben wollten. So konnte der Festungsbote, welcher heute bester Hoffnung ist und preußenwütige Gedichte und Aufrufe bringt, die Stirne haben, zu behaupten, man habe in der Versammlung die Uebergabe verworfen.

Das verlangte Ohmgeld war noch nicht eingegangen; jetzt schickte Tiedemann einen Offizier in die Häuser der säumigen Zahler, mit der Drohung, sie gefangen zu setzen, eine Drohung, die natürlich nicht ausgeführt wurde, denn schon hatte Ueberläuferei und Auflösung aller Ordnung so reißende Fortschritte gemacht, daß sich kaum ein Soldat zur Arretirung herbeigelassen hätte; die Ausführung durch Freischärler aber hätte sofortigen Straßenkampf hervorgerufen. Die geheime Polizei, in der Unmöglichkeit, gegen die „Reaktion" der Bürger etwas auszurichten, suchte nun selbst ein augenfälliges Verbrechen hervorzurufen, um den Schrecken einer standrechtlichen Exekution veranlassen zu können. Hain hatte einen gewissen Gottschalk von der Flüchtlingslegion aufgestellt, einen Kameraden, Namens Lind, zu veranlassen, die Befreiung eines preußischen Gefangenen auszuführen. Im Fort B. wurde die Gesellschaft durch einen aufgestellten Hinterhalt verhaftet, Gottschalck freigelassen, Lind in standrechtliche Untersuchung genommen. Allein aus dieser ging hervor, — sagt Sander nach der Mittheilung des Auditor Kapferer — daß Tiedemann und Corvin um den Schurkenstreich gewußt hatten, und so verzögerte der Gouverneur selbst das Standgericht, bis die nächsten Ereignisse dasselbe unmöglich machten.

Samstag, 21. Juni.

Auch heute, wie schon den 16. Juli, steckten die Preußen das reife Getreide auf den Aeckern in Brand. Dies verursachte ein gegenseitiges Schießen, in welchem die Badener auf ihre eigenen Kameraden zielten, indem sie dieselben für Preußen ansahen. Daß übrigens auch preußischerseits bei Niederbühl in der Hast einmal Gleiches vorfiel, ist von Hackländer der Allgemeinen Zeitung gemeldet worden. Tiedemann hatte der Bürgerschaft erklärt, er könne für eine Plünderung nicht gut stehen, wenn nicht zur Löhnung der Soldaten Geld herbeigeschafft würde. Hierauf hatten diese sich entschlossen, 3000 Gulden Kontribution abzuliefern. Gegen die Reaktionäre aus ihrer Mitte, vorab gegen den Kaufmann Klehe, schnaubte der heutige Festungsbote Wuth und Rache, „weil sie die braven Soldaten zum Treuebruche verführen." Doch wird Elsenhans, der Redakteur, schon ohne Uniform erblickt.

Des Nachmittags kamen Corvin und Lang von ihrer Entdeckungsreise nach der aufständischen Armee zurück. Wie Letzterer vom Grafen Schmettau, der ihm eine Unterredung mit seiner jungen Frau veranstaltet hatte, bewogen wurde, unter allen Umständen Uebergabe oder Ueberrumpelung zu bewirken, ist oben angedeutet.

„Es ist alles aus!" — sagten sie der am Schloßhof harrenden Menge. Schon des Abends verschaffte uns Maler die von ihnen mitgebrachten Zeitungen; die ersten, die wir seit vier Wochen gesehen hatten. Mit welchem Heißhunger wir sie verschlangen! Alles aus! Ohne Kampf hatte sich die Armee ergeben oder war in die Schweiz geflohen. Die Offiziere suchten die Muthlosigkeit, welche sie jetzt bei der Gewißheit der nächsten Zukunft befiel, durch Scherzreden zu bekämpfen, „Nun was ist's"? — sagte Schade — „ein anderes Bild! In drei Tagen werdet Ihr endlich das Vergnügen haben, Preußen statt unser am Tische zu sehen, und ich gehe wieder nach Durlach in den Zähringer Hof

zu Baumer in Kondition.“ Keinem von Beiden war es vergönnt, lebend die Festung zu verlassen.

Tiedemann schickte sofort folgendes Schreiben durch einen Parlamentär ab:

Rastatt, 21. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt
an
den Herrn K. Gr. v. d. Gröben, G.-L. nnd kommandirenden General des 2. Korps der Rheinarmee im K. Q. Kuppenheim.

Nachdem die von mir entsandten zwei Offiziere soeben zurückgekehrt sind, für deren Beförderung ich danke, berief ich reglementmäßig den Kriegsrath, und wird Ihnen bis morgen 12 Uhr der Beschluß der Besatzung unfehlbar zukommen.

Ferner brachte ich in Vorschlag, sogleich einen Waffenstillstand bis zur besagten Stunde morgens 12 Uhr Ihnen in Antrag zu stellen, um weiteres unnützes Blutvergießen in diesem traurigen Bruderkampfe zu verhindern, und glaube ich im Interesse miliärischer Ehrenhaftigkeit und allgemeiner, gerechter Billigkeit die Genehmigung dieses meines Vorschlags von ihnen gewärtig sein zu können; bitte mir nur noch heute Kundschaft hievon geben zu wollen, um meiner Garnison hievon Kenntnis geben zu können.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst.

Der General nahm den angebotenen Waffenstillstand weder ausdrücklich an, noch schlug er ihn ab. Er antwortete kurz:

„Meine Aufforderung vom 2. Juli gibt die Richtschnur. Ich erwarte morgen um 12 Uhr die Erklärung.

Kuppenheim, 21. Juli 1849.

Der kommandirende General.
(gez.) Gr. v. d. Gröben.

„An das Kommando der Festung Rastatt.“

Beim Verlesen wurde auf morgen früh großer Kriegsrath angesagt. Außer den Offizieren sollten von jeder Kom-

pagnie zwei Gemeine und zwei Unteroffiziere hiezu gewählt werden. Die Wahl meiner Kompagnie fiel auf Buchdrucker Mayer und mich. Jetzt wurden die Männer des Friedens hervorgezogen.

Ich verkünde die Neuigkeit zu Hause den harrenden Frauen. Schon sehen sie sich erlöst. „Nie werden sie mir's vergessen," läßt die Dankbarkeit sie sprechen, — das Wenige, was ich für sie thun konnte. Die Nachricht des Waffenstillstandes verbreitete sich mit Windesschnelle. Zum ersten Male nach langer Zeit legte sich der Bürger unbesorgt zum Schlafe nieder. Tief in der Nacht aber schrecken Kanonenschüsse ihn auf, ein lebhafter Feuerschein färbte den Himmel. Der schöne Bahnhof steht in Flammen; von den Wällen fallen Schüsse gegen denselben. Ungeheuere Entrüstung ergreift die Gemüther. Bald glaubt man, daß die Kanoniere, bald daß die Polaken und Schweizer, bald, daß raubsüchtige Bürger die That verübt haben, um das Friedenswerk zu stören. Erst später erfuhr ich von den Preußen, daß sie selbst — nach Enno Sander Lieutenant Hennig vom 31. Landwehrregiment — den Bahnhof angesteckt hätten, um den Belagerten einen Schlupfwinkel zu benehmen, von welchem aus das Belagerungswerk gestört werden konnte. Jedenfalls ist der unnöthige materielle Verlust zu bedauern, und die Sache ist nur daraus erklärbar, daß v. d. Gröben keinen Waffenstillstand bewilligen wollte, also auch keinen bei seinen Truppen verkündet hatte. Des folgenden Abends wurde das Zerstörungswerk fortgesetzt und vollendet. Das Schießen von den Wällen galt indessen auch dem Gefolge des Prinzen von Preußen, dessen Rekognoszirritt bemerkt worden war.

Sonntag, 22. Juli.

Im Prunksaale des Schlosses, wo vormaleinst die Gesandten von Frankreich und Oesterreich den spanischen Erbfolgekrieg schlichteten, wo vor einem halben Jahrhundert die Vertreter aller Nationen ein Friedenswerk einfädelten, dessen Schluß ein Mord war, berieth heute eine im Ursprung meu-

terische Schaar, gemengt mit den Reisläufern jeder Empörung, über den letzten Auftritt der badischen Revolution. Enno Sander, zum Präsidenten vorgeschlagen, nahm den Vorsitz an; Tiedemann hielt den ersten Vortrag. Seine Rede war unklar, die Töne rangen sich mühsam wie aus ahnungsbeklommener Brust hervor; manchmal lachte er; es klang hohl, unheimlich. So sei's jetzt — sagte er — oben im Lande sei alles vorüber, wir der letzte Ueberrest der badischen Erhebung. Wir könnten uns vielleicht noch ein paar Tage halten, trotzdem daß es an Wein gebreche und Fleisch. Allein die Auflösung aller Bande des Gehorsams mache wünschenswerth, daß die Sache bald zu Ende gehe. Man möge übrigens Corvin's Bericht vernehmen.

Dieser bestätigte was uns schon längst klar gewesen. Schon in Freiburg habe die Abordnung sich von der Auflösung der Sigel'schen Armee so überzeugt, daß Lang sogleich hätte umkehren wollen. Ihr Begleiter, Graf Schmettau, habe sie veranlaßt, noch bis Konstanz zu fahren. Ueberall hatten sie nur die siegreichen Exekutionstruppen aller deutschen Länder getroffen. Er habe sich vergeblich um ein Gespräch mit dem Prinzen von Preußen bemüht und im preußischen Lager in Betreff dessen angeklopft, was nach der Uebergabe zu erwarten sei, unter welchen Bedingungen sie geschehen könne. Nur von einem Major des Generalstabs habe er vernommen, daß sie unbedingt geschehen müsse. Die Uebergabe halte er für nothwendig, längeres Beharren für Unsinn. Darüber, daß er durch diese Unterhandlung seine Instruktion überschritten habe, schwieg die Versammlung; sie mochte ihm das Streben gerne verzeihen, dadurch eine Milderung seines Schicksals vorbereitet zu haben. Gegen die Uebergabe sprach nur ein Volkswehrmann Namens Strobel. „Noch habe man 3 Wochen zu beißen und zu nagen; dann erst solle man von Uebergabe reden, wenn gar nichts mehr da sei." Diese Worte erinnerten an das, was vor einigen Tagen ein Polake mit einem Rundblick auf die Kaufmanns-

gewölbe gesagt hatte: Noch sei ja nicht geplündert, was man denn von Uebergabe schwatze — sie wurden mit Murren aufgenommen. Die Versammlung beschloß Folgendes:

1) Die Uebergabe der Festung sei im preußischen Lager anzutragen.
2) Sie habe an den Großherzog als den Herrn des Landes zu geschehen.
3) Günstige Bedingungen für die Besatzung sollten womöglich Corvin und Lang zu erhalten suchen.
4) Der preußische Major Hindersin sollte als Zeichen, daß die Besatzung es mit der Uebergabe aufrichtig meine, freigegeben werden.

Insbesondere beantragte der alte Böning für das zu erlassende Schreiben eine Erwähnung der fremden Freischärler. Man möge bemerken, daß sie, die Fremden, sich nicht in das Land gedrängt, nicht die Revolution gemacht hätten, sondern daß sie von einer im ganzen Land anerkannten Regierung in öffentlichen Blättern zum Dienste derselben aufgefordert und berufen worden seien.

Man ging schweigend auseinander. Tiedemann fertigte an den preußischen General folgendes Schreiben:

Rastatt, den 22. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

den Gr. K. v. d. Gröben, kommand. General des 2 Korps der Rheinarmee ꝛc., Korpsquartier Kuppenheim.

Dem großen Kriegsrathe wurde soeben durch unsere nach Freiburg und Konstanz Abgeordnete die Lage der gegenwärtigen Verhältnisse klar dargestellt. Das Resultat der Berathung war: daß man unter den obwaltenden Umständen zwar Willens sei, die Reichsfestung, für welche man sie bis jetzt gehalten habe, zur Verfügung des Reichs zu stellen; daß man aber die zu unsern Gunsten sprechenden Thatsachen dazu benützen müsse, über das Schicksal der Besatzung wenigstens klare Bestimmungen zu erhalten.

Die Soldaten und Volkswehren fügten sich der im Lande bestehenden und anerkannten Regierung, und fochten für die Reichsverfassung, welche sie noch unter dem Großherzog beschworen hatten, und welche von dem größten Teil der deutschen Fürsten anerkannt wurde.

Der Großherzog hatte mit seinen Ministern das Land verlassen, und so die Soldaten gezwungen, der an seine Stelle sich setzenden Regierung zu gehorchen. Die Proklamationen des Großherzogs sind von ihnen fern gehalten worden, und ihnen ebensowenig zur Kenntnis gekommen, wie das Anbieten von Verzeihung für alle die, welche sich bis zum 5. Juli dem Großherzoge wieder unterwerfen würden, da die Festung bereits seit dem Ende des vorigen Monats so eng cernirt war, daß kein Blatt hineingelangen konnte.

Die sich in der Festung befindenden Fremden boten der in Baden allgemein anerkannten Regierung ihre Dienste zur Aufrechterhaltung der Reichsverfassung an. Ihre Dienste wurden angenommen, und sie stehen in einer Kategorie mit den Truppen.

Die ganze Besatzung, für eine loyale Sache fechtend, glaubt vollkommen in ihrem Rechte gehandelt zu haben, und verwahrt sich daher gegen den Titel Rebellen und die gegen solche gebräuchliche Behandlung. Jetzt, da die provisorische Regierung sich aufgelöst hat, was die Besatzung erst seit heute Morgen weiß, und der Großherzog sein Recht auf die Regierung fernerhin behauptet — was er durch sein Verlassen des Staats aufzugeben schien — so steht die Besatzung keinen Augenblick an, sich ihrem rechtmäßigen Fürsten zu unterwerfen; und stünde er mit einem Baden'schen Heere vor dem Thore, so würde die Besatzung ihm ohne alles Mißtrauen entgegenziehen. Die Zusicherungen von milder Behandlung aber, die uns von dem Anführer der königlich preußischen Truppen gemacht werden, sind nicht ganz geeignet, die Besatzung zu beruhigen, wenn sie nicht etwas bestimmter gefaßt werden. Da die Besatzung die Festung

noch hat, da sie dieselbe noch mehrere Wochen halten kann, während welcher bei dieser bewegten Zeit Ereignisse in den Nachbarländern möglich sind, die den Entsatz zur Folge haben können; da ferner durch die sofortige Uebergabe dem Reich große Ausgaben und Schaden erspart werden: so glaubt die Besatzung, daß es wenigstens billig sei, ihre Wünsche zu berücksichtigen: daß nämlich alle Theile der Besatzung, Soldaten, Volkswehren und Fremde, gleichmäßig behandelt werden möchten, oder daß man den letzteren freien Abzug nach Frankreich oder der Schweiz bewillige.

Um indessen zu zeigen, daß die Besatzung gern auf dem Wege des Vertrauens entgegen kommt, so ist beschlossen worden, daß der gefangene königlich preußische Major des Generalstabs Hindersin zugleich mit diesem Briefe in das preußische Korpsquartier geschickt werden soll.

(L. S.) (gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst.

Corvin bestellte eine offene Chaise zum Bastion XXX. Dort hatte eine Menge Bürger sich versammelt. Hindersin trat aus seinem Gefängnisse hervor, eine stattliche Kriegergestalt. Er drückte den Aerzten, die ihn behandelt, den Bürgern, die ihm irgend einen Dienst erwiesen, namentlich dem Gerber Großholz, der ihm an jenem Schreckenstage das Leben gerettet*), die Hand, und versprach, so viel es thunlich sei, seine Fürbitte um milde Behandlung. Sein Schimmel wurde dem bisherigen Besitzer geradezu weggenommen und ihm nachgeführt. So bewegte sich der Zug zum Niederbühler Thor hinaus. Von den Wällen, die von Kanonieren verlassen, von Neugierigen gefüllt waren, sahen wir den Wagen die Straße entlang rollen, bis bei dem Dorfe die preußischen Vorposten seinen Inhalt in Empfang nahmen. Der Major und die Abgeordneten aus der Festung kamen

*) Auch gegen die Rittmeister v. Glaubitz und Freidorf und ihre Gefährten hatte der Ehrenmann sich während ihrer Gefangenschaft auf gleich aufopfernde, loyale Weise benommen.

gerade in dem Augenblicke an, da der Prinz von Preußen vom feierlichen Feldgottesdienste zurückkehrte, welcher den Truppen bei Iffezheim gehalten worden war. General von der Gröben erwiderte nach längerer Unterredung mit Corvin und eingeholter Instruktion des Prinzen folgendes:

„Preußen kämpft nicht für sich, sondern für Deutschlands Einheit, für seine wahre Freiheit. Zunächst in Baden für Se. Königliche Hoheit den Großherzog von Baden.

Wenn die Besatzung sich den vor Rastatt stehenden preußischen Truppen ergibt, so ergibt sie sich ihrem rechtmäßigen Landesherrn.

Die Uebergabe erfolgt aber dann nur auf Gnade und Ungnade.

Auf besonders zu bewilligende Bedingungen kann nicht eingegangen werden. Ich werde mich jedoch dahin verwenden, daß der Besatzung alle diejenige Rücksicht zu Theil werde, welche die Umstände gestatten.

Im Lager vor Kuppenheim, den 22. Juli 1849, um $3^1/_2$ Uhr.

Der kommandirende General,
(gez.) Gr. v. d. Gröben."

Um 5 Uhr war Corvin mit dieser Antwort zurückgekehrt, ein neuer Kriesrath wurde auf den morgigen Tag festgesetzt. Noch denselben Abend ritt ein Dragoner unter Parlamentärflagge mit einem Kübel Eis und einigen Champagnerflaschen nach Niederbühl. Corvin hatte jenen aus Mißverständniß der Aeußerung eines preußischen Offiziers über die Hitze des Tages abschicken zu müssen geglaubt; den Champagner hatte er als angenehme Beigabe mitfolgen lassen. Beides wurde von den Preußen zurückgeschickt; — ob Corvin und seine Kameraden dem Champagner bessere Ehre angethan haben, als die verschmähenden Preußen, weiß ich nicht; es ist indessen nicht unwahrscheinlich.

Noch den Abend wurde folgende Proklamation angeschlagen:

„Kameraden! Mitbürger! Morgen früh 8 Uhr wird der große Kriegsrath in dem Lokal, wo er heute versammelt war, von neuem berufen, um die Antwort, welche uns vom preußischen Lager geworden ist, mitgetheilt zu erhalten. Ich erwarte erforderlichen Ernst und keinerlei Exzesse, damit wir am Ende unsere edle Sache nicht besudeln mit Vergehen und Verbrechen. Die Preußen haben um einen Kübel Eis gebeten, welche ihnen durch einen Unteroffizier übersandt werden wird.

Der Gouverneur: G. N. Tiedemann, Oberst."

Montag, 23. Juli.

„Es ist Alles aus!"

Castlereagh.

Schon früh 8 Uhr war der Kriegsrath vollständig versammelt. Es wurde das gestrige Schreiben von der Gröben's nicht vorgelegt. Dagegen trug Corvin als Ergebniß seiner Sendung vor, von Bedingungen könne keine Rede sein, an den Großherzog könne die Uebergabe nicht geschehen, da dieser sich noch im Auslande befinde, doch werde die Festung in seinem Namen und für das Reich in Besitz genommen werden. Für die in Rastatt befindlichen preußischen Unterthanen — denn diese hatten gestern am meisten Besorgniß für ihre Zukunft gezeigt und erregt — könne der General eben so wenig, als für die Badener, bestimmte Hoffnung auf Gnade geben; diese stehe dem Großherzoge als Herrn des Landes zu. Doch werde er, so viel als möglich, das Loos der Fremden, sowohl, als der Besatzung, seiner Fürsprache angelegen sein lassen. Dabei schilderte er den General von der Gröben als einen feingebildeten, wohlwollenden Offizier von größter Humanität. Als in der Versammlung Stimmen laut wurden, man müßte doch darauf bestehen, die Festung etwa durch eine nach Mainz abzusendende Deputation dem Großherzoge zu übergeben, sprach Enno Sander seine begründeten Zweifel gegen die Gewährung dieses Ansuchens aus und rieth, als Vorsitzender, der Versammlung,

ihre Beschlüsse so einzurichten, daß auch ohne diesen Zusatz eine Kapitulation abgeschlossen werden könne. — Corvin, dem jetzt neue Bedenklichkeiten aufzusteigen schienen, sprach noch einmal für Erwirkung einer solchen Abordnung. Er sage dies vornehmlich der Preußen wegen, deren Loos, wenn sie der preußischen Armee übergeben würden, das traurigste sein müßte; für sich fürchte er die preußische Gefangennahme nicht, da sein preußisches Bürgerrecht schon längst erloschen sei. Auch die Bürger von Rastatt mögen sich wahren; gegen sie herrsche die größte Erbitterung im Lager der Preußen.

Maler aber und mit ihm Biedenfeld erklärten, die Disziplin der Besatzung sei so gelockert, daß schleunigste Uebergabe noth thue. Es waren nämlich diese Nacht nicht weniger als 30 Mann aus dem Fort C. in das preußische Lager übergegangen und der Rest der Truppen hatte erklärt, wenn die Uebergabe nicht bald geschehe, so würden sie insgesamt aus dem Fort marschiren, sich zu ergeben. Fünfzig waren von andern Lunetten desertirt. Die Mannschaft einer Lunette war samt den Schildwachen in die Stadt gezogen, um aus den Trümmern des Schiffbruches noch Etwas zu erhaschen und hatten den Offizier allein draußen gelassen; Aehnliches war an andern Punkten vorgefallen.

Nun trat Tiedemann auf. Er legte seinen Säbel auf den Tisch des Vorsitzenden. „Wer bei dieser Besatzung Gouverneur sein wolle, er möge ihn ergreifen; — er habe die Stelle schon satt.“ Schon seit gestern hatte er das Bureau des Gouvernements nicht mehr besucht. Auch einen persönlich unangenehmen Zusammenstoß hatte er diesen Morgen gehabt. Seit dem Gefechte am Federbach war der Tubus des Bezirksbaumeisters Weinbrenner als Requisitionsstück auf der Plattform des Jupiters gestanden. Seine Frau, unsere Hausgenossin, hatte einen Preis Dem versprochen, welcher denselben wieder zur Stelle schaffen würde. Nun war der in unserem Quartier liegende Dra-

goner der Glückliche gewesen, der während der Verwirrung des gestrigen Tages ihn heimlich hinwegpraktizirte. Als nun heute der andere Beauftragte, der Hausknecht des Schlosses ihn nicht mehr fand, drang er in Tiedemann's Zimmer ein, verlangte ihn von diesem, schalt die Besatzung ein Diebsgesindel, ihn den Anführer davon. Dies brachte Tiedemann's Blut so in Wallung, daß er dem Ungestümen seinen Siegelring in's Gesicht schlug, und den blutenden Mann an den Ofen schleuderte. Doch eben so schnell gereute ihn die rasche That. Er griff in die Westentasche und gab dem alten Burschen drei Guldenstücke als Schmerzensgeld.

Der Kriegsrath beschloß, Corvin solle wieder in das preußische Lager entsandt werden. Es war irre ich mich nicht — auch von Biedenfeld die Rede; doch sagt Corvin, dieser habe erst später sich aus freien Stücken angeschlossen und sei nachträglich in nachstehende Vollmacht gesetzt worden.

Rastatt, den 23. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt.

Vollmacht.

Der Oberst v. Biedenfeld, Kommandeur des dritten Regiments, und Oberst-Lt. und Chef des Generalstabes, Otto v. Corvin-Wiersbitzky, erhält hiermit von mir und der gesammten Besatzung die Vollmacht, wegen der Uebergabe der Reichsfestung Rastatt, nach dem ihm erteilten mündlichen Instruktionen, mit dem Befehlshaber des Belagerungsheeres zu unterhandeln und definitiv abzuschließen.

Der Gouverneur:
(gez.) G. N. Tiedemann,
Oberst.

Würden sie die Uebergabe an den Großherzog erreichen, hatte die Versammlung gesagt, so sei es gut, wo nicht, so seien sie ermächtigt, dieselbe wie immer, nur wo möglich im Laufe dieses Tages, zu bewerkstelligen; zu Anhörung des Ergebnisses würde der große Kriegsrath wieder berufen werden.

Die schleunigste Uebergabe war auch nothwendig. Als wir in den Schloßhof kamen, plünderten eben Haufen von Soldaten und Volkswehren unter gräulichem Lärme die Reste des Monturmagazins und der Viktualien. Die Kanoniere wehrten, führten ein Stück gegen das Fenster des Magazins und schossen mit einem blinden Schusse dasselbe ein. So groß war das Geheul, unter welchem die Plünderer aus den Thüren sich stürzten, oder durch die Fensterscheiben krabbelten, daß wir glaubten es müsse wenigstens ein Dutzend todt am Boden liegen. Als vollends ein zweiter Schuß knallte und zu einem dritten Heilig selbst eine Kartätschenbüchse lud, stürzten Zuschauer und Plünderer in wirren Haufen übereinander. Mein guter Kollege Weick, der sich Notizen zu einem Berichte für die Karlsruher Zeitung sammeln wollte, wurde so überrannt, daß ihm die Beinbekleidung quer über riß und er unter kläglichem Weheruf auf Händen und Füßen sich aus dem Bereiche der Gefahr retirirte.

Es war 10 Uhr als die Abgeordneten sich nach Kuppenheim begaben. Es war preußischerseits mündlich verlangt worden, daß sämmtliche Gefangenen vor der Uebergabe ausgeliefert würden. Vierzig und etliche an der Zahl verließen diese Leute nach einer mehrwöchentlichen Gefangenschaft voll Angst und Schreckens mit jenen die Festung. Tiedemann hatte folgendes Schreiben ihrer Vollmacht angeschlossen:

Rastatt, den 23. Juli 1849.

Das Gouvernement der Reichsfestung Rastatt

an

den Herrn Grafen v. d. Gröben ꝛc.

In Beantwortung Ihres Gestrigen, in untenstehendem Betreffe, theile ich Ihnen den Beschluß der Besatzung von Rastatt mit, welcher dahin lautet, sich Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog zu ergeben, und spreche ich die feste Ueberzeugung aus, daß die in unsern Reihen sich befindenden

Fremden billiger und gerechter Weise betrachtet und behandelt werden möchten als solche, welche einer von einem ganzen Lande anerkannten Regierung ihre Dienste anboten, und durch sie bedienstet, ja daß dieselben durch öffentliche Blätter aufgefordert wurden; auch befindet sich meines Wissens keiner der Rädelsführer der Bewegung in unserer Mitte.

Ihre Gefangenen wurden entlassen.

Der Gouverneur.

(L.S.) (gez.) G. N. Tiedemann, Oberst.

Was unterdessen in der Stadt vorging, erregte die größte Besorgniß vor Zügellosigkeit der Besatzung, vor Widerspenstigkeit gegen die Uebergabe, womit gestern schon Lefebre gedroht hatte. Trunkene Soldaten begegneten mir irren Blickes, schwankenden Ganges. Sie begehrten, daß ich ihnen einen Küfer weise; in dem Hause, da sei noch Wein im Keller. — Ich wies sie auf die Bürgerwache im Rathhause; dort könne man ihnen einen Küfer weisen. Andere gingen mit Trinkgeschirren, andere mit Fetzen Tuch, mit gemachten Kleidern durch die Straßen; Jeder suchte seinen Tornister, seinen Koffer mit einem Stücke Raubes zu füllen. Viele, welche ahnten, was ihnen bevorstand, suchten ihren Antheil bei Bürgern zu verstecken oder zu verkaufen, wo dann noch lange nach der Uebergabe eine Menge verschleppter ärarischer Gegenstände freiwillig und unfreiwillig zu Tage kam.

Auch unser Haus hatte seinen Schrecken. Ich hatte schwere Besorgniß vor diesen letzten Stunden. Was konnte aus den Frauen werden, wenn ein Straßenkampf, eine allgemeine Plünderung ausbrach, wenn nur ein Tollkühner aus einem Verstecke den einziehenden Preußen einen Schuß entgegensandte. Und ein solcher war gegen Mittag schon aus einem Hause der Lyzeumsstraße gefallen. Doch war schon die Bürgerwehr und Polizeimannschaft thätig; nur die Entschuldigung des Zufalls schützte den Mann vor Ver-

haftung. Ich hatte daher gerathen, bis nach dem Einrücken der preußischen Truppen das Hausthor unerbittlich geschlossen zu halten; man hatte dem einquartierten Dragoner öffnen müssen; mit diesem stürzten Kanoniere mit geschwungenen Säbeln herein und wollten ein großes Stück Tuch ihm abjagen, welches er mit seiner Waffe vertheidigte. Erst der Rath eines Quartiermeisters, sie sollten sich brüderlich theilen, beruhigte die Streitenden. Jeder schnitt sich ein Stück mit seinem Säbel ab und so verließen die unwillkommenen Gäste das Haus.

Es war 1 Uhr, bis ich zu Tische kam. Auf dem Wege begegnete mir Tiedemann; er ging mit und nahm Platz neben mir. „Nun“, sagte er, „Ihr Wunsch ist jetzt erreicht, bald haben wir den Preußen Platz gemacht.“ „Ach wie froh bin ich“, fuhr er fort, „daß ich gar nichts mehr bin, als Nikolaus Tiedemann.“ Er deutete auf ein Fenster der gegenüberliegenden Schloßkaserne, aus welchem ein Gendarme unsere Tafel zu beobachten schien. „Nun“, meinte er, „da haben wir ja schon den österreichischen Beobachter. Je nun, was folgt? Sie können uns höchstens „„derschießen.““ Und nun erzählte er eine Wachstubengeschichte aus Athen, wo sie die Geschichte vom „derschossenen Wallanscheer“*) gezeichnet und in Reime gebracht hatten. Es lag tiefe Wehmuth in dem Kontraste dieses Humors und des Schicksals, welches er wohl ahnte. Mir theilte er mit, daß er dem Lederhändler, für den ich mich so interessirt habe, einen Theil des übrigen Proviants zu einiger Entschädigung zugedacht habe.

Mittlerweile kam Schade mit der Meldung, die Preußen seien schon im Fort A. „Nun, das ist doch zu ungenirt vom Herrn Kommandanten“, sagte er und entfernte sich, nachzusehen. Die Sache verhielt sich so. Einer der Hauptleute hatte sich aus der Festung durchgeschlichen. Der nächste preußische Offizier hatte gesagt: „Wir kriegen den Burschen

*) Vom erschossenen Chevauxlegers.

schon wieder", und hatte ihn durch eine Patrouille in die Festung zurückbringen lassen. Diese nun wurde durch die badischen Soldaten und Bürger zu einem Frühstück eingeladen, was sie gemütlich miteinander verzehrten. Das Ausbleiben der Patrouille hatte den General Cölln besorgt gemacht, er hatte eine Kompagnie nachgeschickt und dieser war das Kehler Thor mit der Postenliste geradezu überlassen worden. Da indessen zugleich auch v. d. Gröben Befehl zum Rückmarsch ertheilte, so zog sie sich wieder zurück.

Mittlerweile rasselte zum letzten Male der Generalmarsch; Corvin und Biedenfeld waren zurückgekehrt. Vor dem großen Kriegsrathe wurde folgende Kapitulation verlesen:

Verhandelt im Lager zu Niederbühl, den
23. Juli 1849.

Es erschienen unter heutigem Dato als Abgesandte der Besatzung der Festung Rastatt die in den beiliegenden Dokumenten als Oberst v. Biedenfeld und Oberstlieutenant Otto v. Corvin-Wiersbitzky Bezeichneten, mit Vollmacht ausgerüstet, um über die Uebergabe der Festung Rastatt zu unterhandeln. —

Als Bedingungen wurden festgesetzt:

1) Die Besatzung unterwirft sich auf Gnade und Ungnade Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden und ergibt sich den vor der Festung stehenden preußischen Truppen. Sie nimmt dabei die Gnade Seiner Königlichen Hoheit in Anspruch, die andern Truppen unter ähnlichen Verhältnissen bewilligt sein soll. Eine feste Zusage kann der kommandirende General des 2. Armeekorps nicht geben, wird aber seine gestern gegebene Verheißung zu erfüllen bemüht sein.

2) Heute Nachmittag um 3 Uhr wird das Fort C. den preußischen Truppen übergeben, welche zum Ottersdorfer Thor einrücken, und von einem Offizier der Besatzung werden geführt werden — dieser Offizier meldet sich schon in Rheinau bei dem Oberst v. Rommel.

3) **Die Besatzung rückt in 3 Kolonnen heute um $5^1/_2$ Uhr, und zwar möglichst gleichmäßig vertheilt, aus; voran die Artillerie, dann Linie, dann Volkswehr — die Kavallerie zu Fuß (unter Zurücklassung der Pferde).**
4) **Auf dem Glacis werden sämmtliche Waffen abgelegt, das Gepäck der Offiziere wird auf Wagen aus der Festung, unter preußischer Bedeckung, nachgeführt. Die höheren Führer können zu Pferde sein.**
5) **Der Kommandant übergibt einem preußischen Offizier,** welcher um $2^1/_2$ Uhr als Parlamentär sich bei der Festung angekündigt, das Verzeichniß sämmtlicher Geschütze, Gewehre, Munition, Provision, Pläne und alles Dessen, was zur Ausrüstung der Festung gehört.
6) Die preußischen Truppen werden am Iffezheimer Walde, um $4^1/_2$ Uhr, bei Niederbühl und an der Karlsruher Straße im Nieder-Rastatter Walde stehen und die Besatzung daselbst in Empfang nehmen.
7) Die Bürgerwehr legt heute um $2^1/_2$ Uhr Mittags auf dem Rathhaus die Waffen ab.

Im Auftrag des kommandirenden Generals des 2. Korps der Rheinarmee, Generallieutenants Grafen v. d. Gröben.

(gez.) v. Alvensleben,
Major im Generalstabe.

(gez.) v. Biedenfeld,
Oberst.

(gez.) Corvin-Wiersbitzky,
Oberstlieutenant.

Noch machte Corvin die Beifügung, daß die Offiziere ohne Epauletten ausrücken sollen. Weil denn doch manche Stabsoffiziere keine hätten, sei dieses Begehren der Preußen auch für die Besatzung wünschenswerth. Die Kapitulation wurde von der Versammlung stillschweigend angenommen. Jedermann verließ schleunigst den Saal; für die Bürgerwehr war die Zeit der Waffenablieferung schon da, es war 3 Uhr des Nachmittags.

Während im preußischen Lager der General den Tagesbefehl zur Besetzung der Festung gab, die Vorposten an ihrem Platze festhielt, um etwaige Flüchtlinge aufzufangen, die Erwartung würdiger Haltung gegen die Truppen aussprach, eine Erwartung, welcher auf's vollkommenste entsprochen worden ist, lieferte die Bürgerwehr ihre Waffen ab. Ich war der Erste, der auf dem Rathhause eintraf. Da Niemand zur Empfangnahme bereit war, fertige ich den Bescheinigungsbogen und versehe Fouriersdienste für unsere Kompagnie, worin ein junger Rechtskandidat mich später unterstützte. Nach 4 Uhr war die Sache beendigt. Wir traten auf den Balkon des Rathhauses, wo gerade vor neun Wochen Brentano, Gögg und die Andern gestanden hatten, die Beeidigung auf den Landesausschuß anzuordnen. Die dreifarbige Fahne war verschwunden, weiße Flaggen, badische Fahnen wehten herab. In diesem Augenblicke ritt Corvin vorüber; er blickte herauf, dann sprengte er an das Rathhaus heran; ein höhnisches Zucken spielte um seinen Mund. „Schöne Dekoration das", rief er, und so schnell gemacht, und die Fahnen hängen so schön nach dem Wind!" Er erzählt die Sache in den „Erinnerungsblättern" mit der für uns nicht eben schmeichelhaften Bezeichnung: Einige Philister machten sich breit auf dem Balkon, wahrscheinlich eine Festrede zum Empfang der Preußen einstudirend." Er ahnte nicht, daß die erste Rede, die ich einzustudieren hatte, dazu dienen sollte, die Genossen seiner Schuld und seines Mißgeschickes vor dem Standgerichte gegen die Anklage auf Leben und Tod vor eben den Preußen zu vertheidigen, denen er entgegenritt.

Unten standen schon einige preußische Pioniere, bewillkommt von Veteranen im schwarzen Frack mit badischen und französischen Medaillen, Stadtdiener, Zöllner, Exequenten, denen Thränen der Freude über die Backen liefen, daß sie „wieder 'mal ordentliches Militär sehen."

Noch ordnete gegenüber an der Stadtpfarrkirche der

alte Böning seine Schaar, drückte den Einzelnen die Hand, empfing ihr letztes „Hurrah“. Der Bürgermeister und Stadtrath im schwarzen Festgewande, ersuchten die Pfarrer, sie zu begleiten auf ihrem schweren Gange, dem erzürnten Sieger entgegen.

Die Truppen zogen ab; zum Karlsruher Thor hinaus unsere Tischgenossen während der Belagerung, mit der Besatzung des Fort C. Einen betrunkenen Freischärler sah ich in das verlassene Fort B. wanken, ungewiß ob zum Entkommen oder zu einem verzweifelten Streiche. Wirklich wollten auch die Preußen das Fallen einen Schusses auf dem Glacis bemerkt haben. Biedenfeld, Corvin, Tiedemann, der Generalstab, die Volkswehren des Fort A., das dritte Regiment zum Thore von Niederbühl: — ein seltsames Gemenge von Uniformen, Freischärler-Trachten, phantastischem Aufputz. Die Preußen waren vor Niederbühl vom Prinzen von Preußen angeredet worden; sie hatten sich bis zum Glacis begeben. Corvin bezeichnete Dies als einen Bruch der Verabredung, wie überhaupt der Bruch der Kapitulation den Preußen mehrfach vorgeworfen wurde. Der oben gegebene Wortlaut derselben — und sie wurde genau so im großen Kriegsrathe verlesen — weist das Grundlose dieses Vorwurfes nach.

Nur darin könnte man eine Täuschung finden, daß Bestimmungen über Pferde und Gepäck der Offiziere gegeben wurden, wodurch die Kurzsichtigen zum Glauben verleitet werden konnten, als würden sie sofort weiter ziehen dürfen. Biedenfeld ließ die Musik seines Regiments spielen; es wurde ihm barsch untersagt. Als sie bei v. d. Gröben anlangten, wollten sie ihm die Säbel übergeben; er rief den Armeeprofosen, sie abzunehmen. Hier soll Tiedemann erbleicht sein; — er erkannte sein Schicksal.

Zum Iffezheimer Thore hinaus war Heilig mit den Kanonieren ausgerückt; er soll eine Zeit unsichtbar geworden sein. Schon glaubte man ihn entronnen. Doch stieß er

wieder zu ihnen und theilte mit allen die Gefangenschaft, mit Einigen den Tod.

Auf dem freien Platze der Wilhelmskaserne begegnete ich Schade; er hatte die Uebergabe des Fort C. bewerkstelligen müssen und ritt jetzt mit einem preußischen Offizier der ausmarschirenden Truppe nach. Er rief mir ein Lebewohl zu; ich konnte ihm die Hand nicht versagen, obwohl der Preuße mich in einer Art dabei anblickte, welche von schlimmer Vorbedeutung für seine Zukunft war. So trotzig und zähe er sich stets benommen, hatten doch meine Worte immer begütigenden Eindruck auf ihn gemacht, und in der Affaire mit Bäsel hatte er mich vor jeder Unannehmlichkeit bewahrt. Jetzt stürzten schwere Thränen von seinen Wangen auf den Sattel nieder. „Ach", sagte er, um sie zu entschuldigen, „es fällt doch gar zu schwer, eine solche Armee so auseinander fallen zu sehen!"

Bald darauf ritt der Prinz von Preußen durch die öden Straßen; mit ihm General v. Holleben, Oberst v. Röder und ein zahlreiches Gefolge. Von ferne hörte man Klänge kriegerischer Musik. Die Preußen zogen ein. Mit ihnen eine Menge bekannter badischer Offiziere, Regierungsdirektor Schaaff, als Oberkreiskommissär, das Personal des Oberamts, von den geflüchteten Bürgern Banquier Mayer.

Schon öffneten sich die Fenster, weiße Fahnen wehten, einzelne Neugierige grüßten die Truppen auf den Straßen. Gebeugt kam der Stadtrath in die Stadt zurück; es waren die nächsten Schritte gegen ihn von den Siegern angedeutet worden. Noch am Abende vernahm man das Gerücht mehrerer Verhaftungen; Bürgermeister Hammer wurde in Sallinger's Stelle eingesetzt; Regierungsrath Lang und seine Kollegen nahmen Besitz vom Amtsgebäude. In endlosem Zuge gelangten die Preußen von drei Seiten zum Marktplatze. Die Landwehren, die Linie, die Pionniere und Artillerie, die Husaren und Kürassiere. Noch einmal hielt der Prinz auf dem Marktplatze und wurde mit lautem

Jubel seiner Truppen begrüßt. Aus den Fenstern flatterten weiße Tücher.

Die Truppen wurden nicht einquartiert, sondern hielten Beiwacht auf Straßen und Plätzen; dort wurde Stroh ausgebreitet, Erfrischungen gebracht. Bald kam das Nachspiel. Es wurde die ganze Besatzung als Gefangene hereingeführt; ein trauriger Zug, niedergeschlagen, verzweifelnd, einige laut schluchzend. Kein Wort des Schimpfes, des Hasses entschlüpfte den preußischen Wachen, die ihn begleiteten, den Soldaten, an denen sie vorübergingen. Lautlose Stille, wie bei einem Leichenzuge. Sie wurden in die Kasematten gebracht. Einige fanden Gelegenheit, sich unbemerkt wegzustehlen; sie stellten sich auf die Seite, als wären sie Zuschauer des Zuges. Dagegen wurden auch Zuschauer wenn sie nicht gut gekleidet waren, als Ausreißer ergriffen, in die Reihen gestoßen. Unter die erstern gehörte unter Andern Dr. Waize, ein Preuße, der seinem harten Schicksale durch die Flucht nach Lauterburg entging. Mancher wurde auch wohl von mitleidigen Einwohnern verborgen, bis Gelegenheit zur Flucht sich fand. Und hierin zeigten gerade solche Personen das meiste Mitleiden, welche während der Empörung am härtesten bedroht und gedrückt waren.

Ich kam spät am Abend noch in den Gasthof zur Post. Ein freundlicher, etwas schwer hörender Artillerieoffizier, Hauptmann Zänker, war dort einquartiert. Er entriß auf meine Bitten einen Gastwirth aus den Händen der Kanoniere, welche seine verworrenen Reden für Aufreizung gehalten hatten. „Laßt ihn nur gehen, Kinder; wenn er ein Bummler ist, kriegen wir ihn morgen schon"; — damit beruhigte er die Leute. Unser Gastwirth, der richtig mit der Serviette unter dem Arme die neuen Gäste freundlich bewillkommt hatte, sagte ahnend: Wenn sie Den arretieren, was werden sie mit mir anfangen?" Beide saßen richtig des andern Tags im Gefängnisse. Ein Kutscher aber, der vom Hauptmanne einen Auslaßschein begehrte, erfreute sich nicht so rücksichts-

voller Behandlung. Ich hatte mich nach dem badischen Etappenkommandant in Oos, woher er sein wollte, erkundigt. „Ja", hatte er gesagt, „der ist dem allgemeinen Manne noch nicht so republik geworden".*)

„I du Racker", fuhr der Hauptmann auf, ich will dir die Republik austreiben!" und fing an, mit der Säbelscheide auf ihn einzudringen, bis meine Verdollmetschung der Kutscherrede seinen Grimm in lautes Lachen verwandelte.

Indessen sagte er, das Gespräch auf das Schicksal der Besatzung lenkend: „von den Burschen müssen eben so ein Zwanzig unter dem Wall zusammengeknallt werden; die andern lasse man laufen, daß die Juristen nicht darein fahren."

Mit diesen Worten war das Loos der Führer der Besatzung und die nächste Zukunft enthüllt; — sie sind in Erfüllung gegangen.

---

*) Er wollte sagen: „er ist noch nicht zu allgemeiner Kenntniß gelangt."

